

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE



ALS

SPANIEN
DIE WELT BEHERRSCHTE

Evolutionär betrachtet, haben Sie das beste
Gehirn aller Zeiten. Machen Sie was draus

GEO kompakt Nr. 15

Die Grundlagen des Wissens



Wie wir denken

Das Gehirn: Intelligenz, Gefühl, Bewusstsein

FREUDE:
Wie Emotionen uns steuern

ANATOMIE:
Die Architektur des Alters

DAS UNBEWUSSTE:
Hatte Freud doch recht?

BEGABUNG:
Was bringen IQ-Tests?



Liebe Leserin, lieber Leser

Am Ende war das Imperium wohl einfach zu groß. War es unregierbar geworden und sein Schutz zu teuer – eine Zwangslage, der auch andere Imperien, etwa das britische und das osmanische, nicht gewachsen waren.

Und so mussten die spanischen Könige des 17. und 18. Jahrhunderts mehr oder minder hilflos mit zusehen, wie überall im Reich Konflikte aufflammten, wie astronomisch hohe Rüstungsausgaben ihre Staatsfinanzen ruinierten und ihnen andere Monarchen die Hegemonialstellung in Europa streitig machten.

Im Jahre 1808 schließlich, als Napoleons Franzosen in Madrid einmarschierten, war Spanien de facto führungslos, militärisch abgewirtschaftet und auf den Rang einer zweitklassigen Macht zurückgefallen.

Es hatte ein Weltreich gewonnen – und verspielt: „eines der besten Beispiele der Geschichte für strategische Überdehnung“, so der Historiker Paul Kennedy.

Begonnen hatte Spaniens Aufstieg Ende des 15. Jahrhunderts, als sich auf der Iberischen Halbinsel die beiden Königreiche Kastilien und Aragón miteinander verbanden und daraus ein moderner Staat entstand. Schon wenig später, 1492, gelang es dessen Herrschern Isabella und Ferdinand, die letzten Mauern von europäischem Boden zu vertreiben.

Vor allem aber: In jenem spanischen „Wunderjahr“ ließ sich das Königspaar darauf ein, die Expedition eines obskuren Genueser Kapitäns namens Christoph Kolumbus zu finanzieren, der behauptete, er könne einen Seeweg nach Indien finden.

Nun ging alles sehr schnell. 1511 waren die wichtigsten Karibikinseln unterjocht. 1521 fiel das Aztekenreich in Mexiko. Im selben Jahr wurden im Pazifik die Philippinen in Besitz genommen. 1532 eroberten die Spanier das Inka-Imperium in Peru.

Die Konquistadoren stießen auf mächtige Goldschätze und reiche Silberminen, deren Ausbeutung schon bald ein Viertel des Madrider Staatshaushalts deckte. Jahrzehntelang profitierte Spanien nun im Ringen mit anderen europäischen Mächten von den Reichtümern aus der Neuen Welt. Konnte sich große Söldnerheere leisten und aufwendige Eroberungsziele, teure Paläste und den Aufbau einer weltweit verzweigten Bürokratie.

Als König Philipp II. im Jahre 1580 auch noch Portugals Krone übernahm (und damit deren Kolonialbesitz), reichte sein Einfluss einmal rund um den Planeten: von Havanna bis Sansibar, von Goa bis zu den Molukken, von Manila bis Rio de Janeiro.

Kurz darauf aber begann schon der Abstieg. 1588 misslang der Versuch Philipps, mit einer mächtigen Armada das ketzische England anzugreifen und für den Katholizismus zurückzugewinnen. Ebenso wenig vermochten die Spanier, den Aufstand in den Niederlanden zu beenden und die stets mit ihnen wetteifernden Franzosen militärisch auszuschalten.

Irgendwann erreicht jedes Imperium den Punkt, an dem es seine Macht überdehnt

Schlimmer noch als diese Niederlagen traf Madrid, dass all die Kriegszüge extrem viel Geld verschlungen und trotz des Silbers aus Amerika nur mit enormen Krediten finanziert werden konnten – was dazu führte, dass Spanien zwischen 1557 und 1662 achtmal den Staatsbankrott erklären musste.

Und so erfuhren seine über den Globus ausgreifenden Herrscher bereits vor rund 400 Jahren, was offenbar auch heute noch gilt, in Zeiten der implodierten Weltmacht UdSSR und des schwächeren Hegemons USA: Irgendwann erreicht jedes Imperium einen Punkt, an dem es mehr kostet, als es einbringt.

Herzlich Ihr

Frank Otto (unten rechts) hat das Konzept zu diesem Heft erarbeitet und es redaktionell betreut. Wissenschaftlich beraten wurde er von dem Historiker Niels Wiecker



1212: KAMPF UM SPANIEN

Jahrhundertelang bekriegen sich Christen und Muslime auf der Iberischen Halbinsel an den von Burgen gesicherten Grenzen. 1212 suchen sie eine Entscheidung: in der größten Schlacht des Mittelalters.

Seite 24

**1492: DAS JAHR DER WUNDER**

Innerhalb weniger Monate werden die Mauren endgültig geschlagen (links), entdeckt Kolumbus eine Neue Welt, schafft ein Gelehrter die erste spanische Grammatik. Es ist die Geburt des modernen Spanien – doch für viele eine Zeit des Schreckens.

Seite 46

**1545: DER BERG DER MENSCHEN FRISST**

Erbarmungslos erobert Spanien große Teile der Neuen Welt und beutet sie aus, etwa die Silbermine von Potosí. Nur selten wagen es die Indios, gegen die Besatzer aufzubegehen (rechts).

Seite 66

**1504: KÖNIGIN IN FESSELN**

Sie ist die Erbin von Spaniens Kronen. Trotzdem muss sie fast 50 Jahre in Gefangenschaft verbringen – denn ihre Familie will sie von der Macht fernhalten. 1555 stirbt sie, geistig umnachtet, als Johanna „die Wahnsinnige“.

Seite 62



1588: DUELL IM ATLANTIK

Ende des 16. Jahrhunderts ist Spaniens König Philipp II. der mächtigste Mann der Christenheit. 1588 entsendet der katholische Monarch eine gewaltige Invasionsflotte gegen England, zum Kreuzzug gegen die Protestanten. Doch die Armada scheitert. Nicht am Gegner, sondern an den Naturgewalten.

Seite 80 und Seite 100



1623: DER MALER UND DIE MACHT

Mit 24 Jahren steigt Diego Velázquez zum spanischen Hofmaler auf – und bald darauf zum bedeutendsten Künstler des Landes. Mit Bildern wie den legendären „Las Meninas“ verherrlicht er das Königshaus, porträtiert das Leben in den Palästen. Aber unter all dem Glanz beginnt bereits Spaniens Abstieg. Seite 116



1644: DAS GLAUBENSGERICHT

Sie verfolgt Andersgläubige, foltert und tötet Abweichler. Anfangs jagt die spanische Inquisition vor allem zum Christentum konvertierte Juden. Doch um 1640 erhebt sie Anklage gegen einen Studenten aus altem katholischem Adel.

Seite 138

Geschichte Spaniens:

Wendejahre einer Weltmacht

6

Imperium: Die unwahrscheinliche Weltmacht

22

1212, Reconquista: Der Kampf um Spanien

24

.1469, Isabella und Ferdinand: Hochzeit zweier Reiche

44

Neubeginn: Das »Wunderjahr« 1492

46

1479–1555, Johanna »die Wahnsinnige«: Königin in Fesseln

62

1545, Silbermine Potosí: Der Berg, der Menschen frisst

66

1550, Unterwerfung Amerikas: Der Disput der Eroberer

78

1527–1598, Philipp II.: Bürokrat und Weltenlenker

80

1566, Kampf in den Niederlanden: Der Henker des Königs

98

1588, Armada gegen England: Duell im Atlantik

100

1605, »Don Quijote«: Triumph eines Verlierers

114

1599–1660, Diego Velázquez: Der Maler und die Macht

116

1640, Aufstand der Katalanen: Rebellion im Norden

134

1644, Inquisition: Das Glaubensgericht

138

1808, Kampf gegen Frankreich: Die Schrecken des Krieges

148

1819, Simón Bolívar: Aufstand gegen das Mutterland

156

Aufstieg und Fall: Werden und Vergehen eines Imperiums

160

Zeitläufte: Spaniens Geschichte von 507 bis 1898

164

Vorschau: Das alte Ägypten

170

GEO EPOCHE.de

Buchtipps und Hintergrundberichte zu diesem Heft finden Sie im Internet unter www.geo-epoch.de.

Redaktionsschluss: 26. Mai 2008

TITELBILD: Philipp II., Porträt von Antonis Mor, um 1557

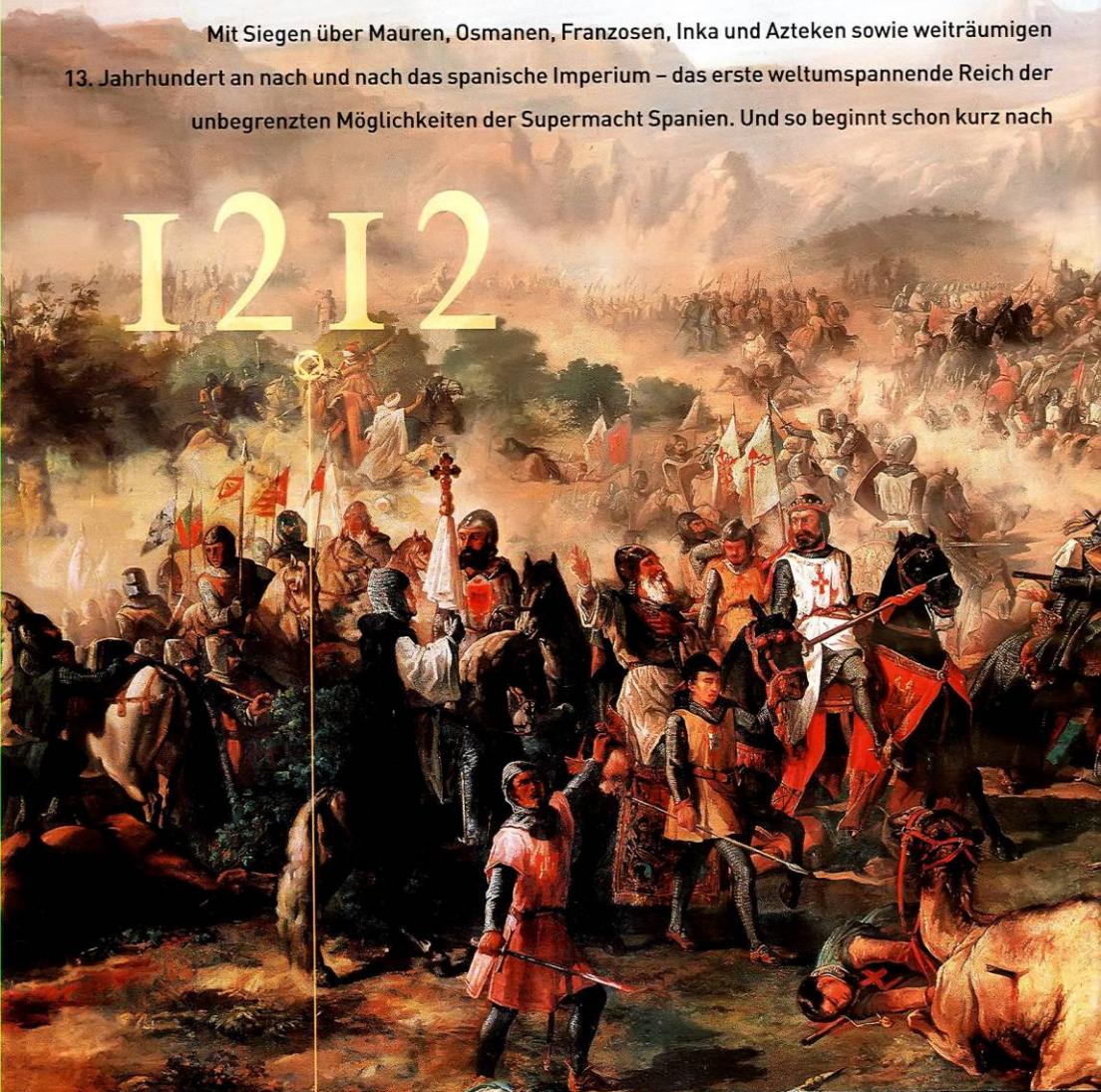
Alle FAKTEN, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden.

ZITATE sind weitgehend in die neue Rechtschreibung übertragen worden. Kürzungen sind nicht kenntlich gemacht. Herrschernamen erscheinen in ihrer deutschen Form.

WENDEJAHRE EINER

Mit Siegen über Mauren, Osmanen, Franzosen, Inka und Azteken sowie weiträumigen 13. Jahrhundert an nach und nach das spanische Imperium – das erste weltumspannende Reich der unbegrenzten Möglichkeiten der Supermacht Spanien. Und so beginnt schon kurz nach

1212



SIEG IM ZEICHEN DES KREUZES

WELTMACHT

Eroberungszüge begründen Könige, Entdecker und Konquistadoren vom
Geschichte. Doch dauernde Kriege rund um den Erdball übersteigen selbst die scheinbar
der Zeit der größten Triumphe im 16. Jahrhundert der Abstieg

TEXTE: FRANK OTTO



In der Schlacht von Las Navas de Tolosa treffen 1212 muslimische Kämpfer auf christliche Ritter. Deren Sieg entscheidet die Reconquista – das fast 800 Jahre währende Ringen mit den Mauren um die Vorherrschaft auf der Iberischen Halbinsel



Am 12. Oktober 1492 sichtet Christoph Kolumbus eine Insel der heutigen Bahamas. Er deutet auf den Flecken im Meer (oben ein Gemälde aus dem 17. Jahrhundert), den er San Salvador nennt. Und nimmt ihn für die Könige von Spanien in Besitz

1492



Kirchliche und weltliche Würdenträger versammeln sich am 2. Januar 1492 bei Ferdinand von Aragón und Isabella von Kastilien, um mit ihnen zu beten – zum Dank für die Kapitulation des Emirs von Granada nach achtmonatiger Belagerung (Gemälde von 1890)

FÜR KÖNIGE, GOTT UND SPANIEN

Es ist wohl das bedeutendste Jahr der spanischen Geschichte: 1492 erobern die christlichen Herrscher Ferdinand und Isabella Granada, die letzte maurische Bastion auf der Halbinsel. Christoph Kolumbus, Augenzeuge dieses Triumphes, sticht wenige Monate später vom andalusischen Hafen Palos de la Frontera in See – und entdeckt Amerika, schon bald Spaniens wichtigste Kolonie





Als 1516 der Habsburger Karl I. Spaniens Thron besteigt, vergrößert er das Reich um sein Erbe: die niederländischen Provinzen und Burgund. Und bald schon siegen seine Truppen gegen Frankreich im Kampf um die Hegemonie in Europa

Karl I. ist der erste Herrscher über ein globales Imperium, das neben Spanien Teile Amerikas und ab 1521 die Philippinen umfasst. 1519 wählen ihn die deutschen Kurfürsten als Nachfolger seines Großvaters auch zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches (als Karl V.) – und machen ihn damit zum einflussreichsten Herrscher Europas



AUFSTIEG ZUR WELTMACHT



Entdecker in Diensten Spaniens: Dieser Stich von 1596 zeigt Amerika, umrahmt von Kolumbus, Amerigo Vespucci, nach dem der Kontinent benannt ist, dem Weltumsegler Ferdinand Magellan und dem Konquistador Francisco Pizarro

1532



MISSIONARE UND MÖRDER

Im Namen der spanischen Könige und des rechten Glaubens unterwerfen Abenteurer im 16. Jahrhundert Amerika von Kalifornien bis nach Patagonien. Die beutegierigen Eroberer rauben das Gold der Einheimischen und metzeln sie zu Zehntausenden nieder. Zu den berühmtesten Konquistadoren gehört Francisco Pizarro, der um 1532 mit einer kleinen Kriegerschar das mächtige Imperium der Inka bezwingt



Mit den spanischen Eroberern kommen Krankheiten nach Amerika, gegen die die Ureinwohner keine Abwehrkräfte haben. Im Inkareich, das Francisco Pizarro unterwirft, sterben etwa acht Millionen Menschen an diesen Epidemien sowie an Gewalt und Hunger – 90 Prozent der Bevölkerung

1588



DER ANFANG VOM ENDE

Spaniens gefährlichster Rivale auf den Weltmeeren
ist England, das Kaperfahrer gegen die Silberflotte schickt.
1588 will König Philipp II. den Konkurrenten bezwingen
und sendet mehr als 130 Schiffe gegen London. Doch
die gewaltige Armada scheitert – am Kanonenfeuer des
Gegners und an verheerenden Stürmen



Die Ausdehnung seines Reichs überfordert Madrid, die Schifffahrtsrouten zu den Kolonien lassen sich gegen Piraten nicht schützen. Häufig gehen Segler verloren – und mit ihnen das Silber, das die Krone zur Finanzierung ihrer Kriege braucht

VERFALL EINES IMPERIUMS

Gut 100 Jahre lang, von 1535 bis 1643, ist Spanien Europas Hegemonialmacht. Doch im 17. Jahrhundert kommt es zum immer schnelleren Niedergang. Aufstände etwa in Katalonien, der Verlust der niederländischen Reichsteile sowie Niederlagen gegen England und Frankreich erschöpfen seine Kräfte. Ein Friedensschluss besiegt 1659 den Abstieg: Madrid muss weite Teile seiner Besitzungen jenseits der Pyrenäen an den Rivalen in Paris abtreten





Eine Hochzeit, die Spaniens Machtverlust symbolisiert: Ein Jahr nach dem für Madrid demütigenden Friedensschluss von 1659 mit Frankreich heiratet dessen Monarch Ludwig XIV. die spanische Infantin Maria Teresa. Ihr Enkel Philipp V. ist später der erste Bourbon auf dem Madrider Thron

1659

In der Schlacht von Rocroi erleiden die Spanier 1643 eine schwere Niederlage gegen die Franzosen, mit denen sie um die Hegemonie in Europa ringen. Der Krieg zwischen den beiden Mächten dauert noch gut 15 Jahre an – dann muss Spanien harten Friedensbedingungen zustimmen

Die Richter der Inquisition verhören ihre Opfer stets unter absoluter Geheimhaltung. Doch den Schuldspurk verkünden sie öffentlich. So wie 1680 auf Madrids Plaza Mayor. Anschließend werden die zum Tode Verurteilten in feierlicher Prozession vor die Mauern der Stadt gebracht und dort hingerichtet (Gemälde von Francisco Rizi, 1683)



Seit 1478 setzen Spaniens Herrscher geistliche Richter ein, die Ketzer gegen die katholische Staatsreligion verfolgen.

Diese Inquisitoren sollen die Glaubenseinheit im Land erzwingen – und damit die Macht der Könige stärken



1680

Strafrichter des Glaubens



Als sich die Spanier 1808 gegen die französische Okkupation erheben, reagieren die Besatzer mit rücksichtsloser Gewalt. In wenigen Tagen erschießen sie allein in Madrid Hunderte von Rebellen (Gemälde von Francisco de Goya, 1814)

1808

DEMÜTIGUNG DER GROSSMACHT VON EINST

Obwohl Spanien zu Beginn des 19. Jahrhunderts keine bedeutende Rolle mehr unter Europas Mächten spielt, beherrscht es weiterhin ein großes Überseereich, zu dem weite Teile Lateinamerikas sowie die Philippinen gehören. Doch ab 1808 okkupiert der Franzosenkaiser Napoleon das Königreich. Diese Schwäche des Mutterlandes nutzen die Einwohner etlicher Kolonien, um sich für unabhängig zu erklären □

Der venezolanische Feldherr Simón Bolívar (Mitte) ehrt 1813 Freiheitskämpfer, die von spanischen Truppen eine Flagge erobert haben. Es ist nicht die letzte Niederlage Madrids, das innerhalb weniger Jahre sein gesamtes Kolonialreich in Amerika verliert



Innerhalb kurzer Zeit nach der Verbindung der zwei Hegemonialmacht auf. Und zum weltumspannenden Entdecker und rücksichtslose Konquistadoren trei

Die unwahrscheinliche Weltmacht

von FRANK OTTO UND NIELS WIECKER

Für seine Untertanen ist Heinrich IV. von Kastilien, der von 1454 bis 1474 regiert, ein körperlich präsenter Fürst, ein realer Mann auf dem Thron. Groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass jeder Bürger einer Residenzstadt wie Toledo oder Valladolid, aber auch der Bewohner eines Weilers am Wege zumindest einmal im Leben die ungewöhnlichen roten Haare des dauernd umherreisenden Königs sieht; dass er vergleichen kann, ob Arme und Beine des Monarchen wirklich so außergewöhnlich lang sind, ob er sich tatsächlich derart nachlässig kleidet – denn so behaupten es Heinrichs adelige Gegner. Vielleicht hört er sogar bei einer Ansprache oder während eines Feldzuges die Stimme des Herrschers.

Philip IV., der Spanien 150 Jahre später regiert, ist ungleich mächtiger als Heinrich. Doch im Gegensatz zu seinem Ahn bleibt Philipp für die meisten seiner Untertanen nur eine Imagination, fremd und entrückt wie der Heiland: So wie sie Jesus Christus allein als Holzschnitzerei aus der Kirche kennen, bekommen sie das blasse Amtlitz des Habsburgers auf ihrem Thron nur als Porträt zu sehen.

Denn der Monarch ist beinahe unerreichbar fern für die meisten Menschen unter seiner Herrschaft: umgeben von scheinbar endlosen Zimmerfluchten seiner Paläste in Madrid; isoliert durch Tausende Höflinge und ein kompliziertes, starres Zeremoniell, das den Zutritt zur Majestät auf hohe Beamte beschränkt; abgeschirmt von den Untertanen vor allem aber durch die großen Entfernungen in seinem Reich.

Philippss Herrschaft reicht deutlich über das spanische Zentralland Kastilien hinaus, bis nach Amerika und sogar zu den Philippinen. Und stellt neue Anforderungen an die Regie-

rungsmaschinerie: Denn die Wege von einem Ort zum anderen sind lang, Kommunikation daher langwierig und umständlich: eine schriftliche Order der Zentraladministration in Madrid etwa braucht für die 12000 Kilometer nach Manila per Pferd und Schiff mindestens ein Jahr.

Und so wird wohl niemals ein Bewohner der Überseekolonien wie Mexiko oder Peru seinen weit entfernten Monarchen je mit eigenen Augen sehen. Höchstens vielleicht, wenn er in den Hauptorten der weitläufigen Provinzen wohnt, dass er einen Blick auf das Gemälde des jungen Prinzen werfen kann, dem die Amtsinhaber vor Ort bei dessen Thronbesteigung huldigen. Alle anderen kennen nur Philippss Namen. Und müssen sich selbst ein Bild machen.

Aber auch die Bürger der spanischen Besitzungen Palermo, Neapel oder Brüssel bekommen ihren Fürsten nie zu Gesicht, ebenso wenig die Andalusier, Basken und Galicier. Seltener verlässt der Habsburger die Paläste Madrids für Reisen. Und amerikanischen oder asiatischen Boden wird bis ins 20. Jahrhundert kein spanischer Herrscher betreten.

Philip IV. beherrscht aus der Ferne ein globales Imperium, das erste in der Geschichte, welches den Erdball umspannt – und ein Reich, das es beinahe nicht gegeben hätte.

Zu Zeiten Heinrichs IV. sind die Voraussetzungen für Spaniens Aufstieg zur Supermacht äußerst schlecht: Um 1470 ist die Iberische Halbinsel ein Randgebiet der bekannten Welt, zerrissen, ohne allzu viel Einfluss in Europa; Spanien existiert nur als Erinnerung an ein vor gut 750 Jahren unter dem Ansturm der Mauren untergegangenes Gebilde.

Fünf Könige ringen um die Macht auf der Halbinsel – neben dem Kastilier Heinrich die Herren von Aragón, Navarra, Portugal und Granada; zwei von ihnen sind zudem in Bürgerkriege verstrickt. Die Völker sprechen unterschiedliche Sprachen, beten nicht zum gleichen Gott: Granada ist ein islamisches

wichtigsten iberischen Reiche im Jahre 1479 steigt Spanien zur europäischen Imperium mit Kolonien auf drei Kontinenten. Weitblickende Monarchen, tollkühne ben diesen Aufstieg voran – und etliche unglaubliche Zufälle



Reich; seit Jahrhunderten kämpfen die iberischen Katholiken gegen die Muslime.

Dennoch wächst Spanien innerhalb weniger Jahrzehnte aus dieser schwierigen Lage zur europäischen Führungsmacht heran und herrscht schon bald über ein Weltreich.

Möglich machen das drei ganz unterschiedliche Ereignisse in einer historisch einmaligen Konstellation.

Das erste ist ein Trauerfall: 1468 stirbt Heinrichs Halbbruder, der kastilische Thronfolger Alfonso. Dessen Position übernimmt seine ältere Schwester Isabella, die sechs Jahre später die Krone erbт. Und die verheiratet ist mit Ferdinand, dem Kronprinzen von Aragón. Nur durch diese Koinzidenz geraten die beiden bedeutendsten spanischen Reiche unter eine gemeinsame Herrschaft – die des Königs-paares Isabella und Ferdinand.

Hatte Alfonso die Pest überlebt (oder das Gift, das vielleicht dem Zufall ein wenig nachhelfen sollte; darüber ist sich die Wissenschaft nicht einig), die Hochzeit seiner Schwester wäre wohl eine eher unbedeutende Episode geblieben – und 1479, das Jahr der Thronbesteigung Ferdinands, wäre nicht zur Geburtstunde Spaniens geworden.

Denn als sie beide Könige sind, verbinden Ferdinand und Isabella ihre Reiche und können so mit doppelter Macht gegen den Emir von Granada antreten, ihn 1492 besiegen, sein Gebiet annexieren (20 Jahre später fällt auch das viel kleinere Navarra an Kastilien) und so die territoriale wie auch religiöse Einheit Spaniens schaffen.

Faktor zwei: Im Jahr der Eroberung Granadas lässt eine Entdeckungsfahrt Spanien weit über die Iberische Halbinsel hinauswachsen – damit gehören zu ihm nun Untertanen, deren Heimat Tausende Kilometer entfernt liegt. Ein Kapitán aus Genua, der in Portugal vergebens versucht hat, Geldgeber für seinen kühnen Plan zu gewinnen, nach Westen zu segeln, um einen Seeweg nach Osten zu finden, wendet sich an Ferdinand und Isabella. Und in ihrer Siegesstimmung gewähren die Könige Christoph Kolumbus das erbetene Geld, um damit drei Schiffe auszurüsten.

Doch findet der italienische Abenteurer nicht den Seeweg nach Asien, sondern stolpert an den Strand eines Eilandes der Bahamas – den winzigen Zipfel eines riesigen, unentdeckten Kontinents.

Von dessen Existenz weiß jedoch in Europa noch niemand. Kolumbus selbst beharrt darauf, in Indien gelandet zu sein, und nennt die Einwohner der Insel „Indios“, als er im März 1493 zurückkehrt.

Kurz darauf die dritte glückliche Fügung: Papst Alexander VI., ein Abkömmling des spanischen Borgia-Geschlechts, entscheidet, dass die Eroberung der mysteriösen Länder im Westen allein seinen Landsleuten gebühre. Und nicht Portugal, der viel bedeutenderen Seefahernation, deren Expeditionen schon Madeira und die Azoren erreicht und die Südspitze Afrikas umrundet haben.

Also zieht der Heilige Vater – die höchste Autorität der abendländischen Christenheit – eine imaginäre Linie durch den Atlantik, etwa 500 Kilometer westlich der Kapverden, und bestimmt den Bereich östlich davon für Portugal, den westlich für sein Heimatland. Dieser selbstherrlichen Aufteilung der Welt stimmt Portugals König 1494 im Vertrag von Tordesillas nach einer Verschiebung der Grenze in Richtung Westen zu. Offenbar sind ihm der gesicherte Besitz afrikanischer Kolonien und die Option auf den östlichen Seeweg nach Indien wichtiger als die vage Hoffnung auf eine „Neue Welt“ im Westen.

Ungestört von portugiesischen Kriegsschiffen, können daraufhin immer mehr spanische Glücksritter über den Atlantik segeln und Insel um Insel für ihren König in Besitz nehmen. Nur 27 Jahre nach der ersten Fahrt des Christoph Kolumbus beginnt dann mit dem Einfall des Hernando Cortés in Mexiko die militärische Eroberung des amerikanischen Festlandes. Und ein weiteres Jahrzehnt später unterwirft Francisco Pizarro das Inkareich. Weite Teile Amerikas gehören nun zu Spanien: ein Gebiet, 23-mal so groß wie das Mutterland.

Schon bald liefern Segelschiffe aus Mexiko und Peru Jahr für Jahr viele Tonnen Silber über das Meer. Die Schätze Amerikas lassen den König von Spanien zum wohl reichsten Monarchen des Abendlandes werden, der mehrere Armeen unterhält sowie im Atlantik und im Mittelmeer je eine kampfstarke Kriegsflotte. Er wird zu einem Fürsten, der es sich leisten kann, die bedeutendsten Künstler an seinen Hof zu holen, die jene Herrscherporträts malen, vor denen die Untertanen in fernen Weltgegenden niederknien.

Zu einem Monarchen, der über ein weltumspannendes Reich gebietet. Und von dessen Einwohnern er so weit entfernt ist, dass er schier körperlos zu sein scheint. □

DER KAMPF

Von 711 an erobern Araber und Berber den Süden und die Mitte der Iberi
Norden nach und nach christliche Reiche wie Kastilien und Aragón bilden. An den
zwei gigantische Heere muslimischer und christlicher Krieger in

MONTEALEGRE (VALLADOLID)

13. JH.

Überall auf der Iberischen Halbinsel verlaufen Fronten: Denn die Könige von Aragón, Kastilien, Navarra, León und Portugal kämpfen nicht nur gegen die Mauren, sondern liegen auch untereinander in Fehde. Ihre Territorien schützen sie mit Hunderten von Burgen – wie dieser im Zentrum Spaniens

UM SPANIEN

ischen Halbinsel. Fortan blüht dort die islamische Kultur auf, während sich im Grenzen bekämpfen sich Katholiken und Mauren generationenlang. Bis sich 1212 Andalusien gegenüberstehen – zur größten Schlacht des Mittelalters

Die Klippen der Sierra Morena im Süden Spaniens trennen die trockene Hochebene La Manchas von den Olienvenhainen Andalusiens. Die Felsen dieses Gebirges ragen lotrecht auf, 100, 200, 300 Meter, gezackt wie eine verwitterte Zyklopenwand. Sie leuchten blassweiß und schwarzbraun und schmutzig rosa.

Ein Pass durchbricht diese Barriere, der Desfiladero de Despeñaperros. Vier Kilometer windet er sich zwischen Steinwällen, auf deren Flanken gelb leuchtende Flechten wachsen. Auf den Grund, manchmal nur ein paar Dutzend Meter schmal, dringt kaum ein Sonnenstrahl, während oben die Wolken an den Gipfeln zerreißen wie Stoffbahnen.

SPANIEN

Fünf christliche Reiche kämpfen mit den Mauren um die Macht über die Iberische Halbinsel. Die Muslime, im frühen Mittelalter Herren fast des ganzen Landes, sind inzwischen zurückgedrängt worden. Doch um 1200 beginnen sie eine Gegenoffensive

Im Schatten der Sierra Morena, auf der andalusischen Seite, durchziehen Schluchten das hügelige Land. Kork-eichen mit verdrehten Stämmen wachsen hier, Kiefern, deren Nadeln so weich sind wie Haare, brusthohe Dornenbüsche mit silbrig glänzenden Blättern.

Es duftet nach Holz und trockener Erde. Das Knirschen schiefriger Steine unter den Sohlen eines Wanderers ist das einzige Geräusch.

Ein Hügel überragt die anderen, einige Hundert Meter lang, doch schmal wie ein kieloben liegender Schiffsrumpf. Mesa del Rey heißt die Erhebung, „Tisch des Königs“. Und tatsächlich saßen an einem Tag vor fast 800 Jahren drei Könige hier – und erwarteten eine Schlacht. Eine Schlacht, wie sie niemals zuvor in Europa geschlagen wurde. Ein Aufein-

anderprallen von Kreuzzug und Dschihad, von christlichen und muslimischen Gottesstreitern.

An diesem stillen Hügel standen sich einst Hunderttausende Krieger gegenüber und entschieden das Schicksal Spaniens – in der *Batalla de Las Navas de Tolosa*.

MESA DEL REY, ANDALUSIEN, Montag, 16. Juli 1212. Das harte Licht der Morgensonne brennt flüchtige Muster auf Helme und Panzerhandschuhe, auf Schwerter, Streitäxte, Lanzen spitzen. Drei Könige, mehrere Dutzend kriegerische Bischöfe und Granden sowie Zehntausende Ritter, Bürger und Abenteurer stellen sich zur Schlachtordnung auf unter farbigen Bannern, unter Bildnissen von Jesus und Maria, unter Wölfen, Adlern und Kreuzen.

Hunderte Kilometer sind sie durch die Mancha gezogen. Haben Burgen erobert, Hinterhalte abgewehrt, Durst und Hitze getrotzt. Haben sich – und ist dies nicht ein Wunder? – durch ein Gebirge gekämpft, höher und abweisender als jede Festungsmauer Spaniens. Haben noch um kurz nach Mitternacht, der Stunde, da Christus den Tod besiegt, die Messe gehört. Und nun steht das vielleicht größte Kreuzfahrerheer aller Zeiten nur noch ein paar Hundert Schritt vor dem Feind.

Der Papst hat die Ritter des Abendlandes zum Kreuzzug aufgerufen, hat Streitern die Vergebung ihrer Sünden versprochen, wenn sie sich gen Spanien aufmachen zum Kampf gegen die Mauren, die erbittertster Gegner der Christenheit. Doch die Heilige Vater ist weit – Antreiber, Feldherr und Geldgeber des christlichen Heeres ist Alfons VIII., König von Kastilien.

Er hat Ritter, berittene Kriegsknechte und Fußsoldaten mittén im Hochsommer in die Einöde an der Grenze zwischen Kastilien und Andalusien geführt. Nun stehen sie still am Rand einer abfallenden Kuppe. Vor sich Felsen, steinige Schluchten, Dornengestrüpp, Körkeichen. Dahinter: der Feind.

Auf einem nahe gelegenen Hügel leuchtet blutrot das seidene Zelt des Kalifens Mohammed al-Nasir, des Herrschers über ein Reich, das sich von Andalusien bis zum Niger erstreckt, von der nordafrikanischen Atlantikküste bis in die Libysche Wüste. Auch der Kalif kämpft einen Heiligen Krieg.

Zum Dschihad hat er gerufen – und Zehntausende Gotteskrieger haben sein reguläres Heer verstärkt: Araber und Berber, Reiterkrieger mit Krummsäbeln, Bogenschützen aus der Türkei, Fußsoldaten und Kavalleristen aus Andalusien sowie Tausende schwarze Kriegereskaven.

Der Kalif hat die schwer bewaffneten Männer aus Afrika mit Ketten rund um sein Zelt angebunden, ein lebender Schutzwall aus unfreiwilligen Leibwächtern, die verbissen kämpfen werden, weil sie nicht fliehen können.

Auch die Mauren stellen sich in langen Reihen zur Schlacht unter dem Gedröhnen großer Trommeln. Nach vorn hat Mohammed al-Nasir die Gotteskrieger gestellt. Sie sind nicht die erfahrensten Soldaten, aber wohl die fanatischsten.



Dann rücken beide Heere vor. Mindestens 60 000 auf jeder Seite, wahrscheinlich sogar je 100 000 oder gar 200 000 Mann. Jahrhunderte werden vergehen, bis sich auf Europas Boden wieder ähnlich große Truppen in Schlachten werfen. Aber niemals wieder wird es Kreuzzug gegen Dschihad sein. Ein Kampf um das ewige Heil und den Glauben und die Macht.

Und um ein Land: Spanien.

DIE RUND 600 000 QUADRATKILOMETER große Iberische Halbinsel ist Barriere und Brücke zwischen zwei Kontinenten: abgeschlossen nach Europa von den Pyrenäen, getrennt von Nordafrika durch die Meerenge von Gibraltar. Doch Pässe führen durch das Gebirge, die See ist selbst mit einem kleinen Boot in wenigen Stunden zu meistern.

Die Mittelmeerküsten im Süden und Osten sind trocken, die am Atlantik dagegen regenschwär. Im Landesinneren erstreckt sich die Meseta, eine karge, durchschnittlich 700 Meter hoch gelegene Ebene, die zerrissen ist von mehreren west-östlich sich erstreckenden Gebirgen, von wenigen großen Flüssen.

So bildeten die Völker der Halbinsel, von denen seit der Steinzeit einige übers Land, andere übers Meer gekommen waren, über Jahrtausende nie eine Einheit. Iberer siedelten sich hier an – möglicherweise die Nachfahren nordafrikanischer Berber – sowie Kelten, Basken und viele weitere Stämme, über die man kaum noch etwas weiß. Später gründeten Phönizier und Karthager Städte.

Erst Rom macht Spanien zur Einheit: durch Gewalt, Religion und Kultur. Ab etwa 200 v. Chr. erobern Legionäre die Halbinsel, die sie *Hispania* nennen – nach deren phönizischem Namen *i-schepannin* (Küste der Kaninchen). Latein wird zur ersten gemeinsamen Sprache auf der Iberischen Halbinsel, das Christentum breitete sich rasch aus. Um 200 n. Chr. ist Hispania eine der reichsten Regionen des Imperiums.

Als das Römische Reich im 5. Jahrhundert untergeht, leben mindestens drei Millionen Menschen auf der Iberischen Halbinsel: die christlichen Abkömmlinge diverser uralter Stämme; dazu Juden, die etwa seit der Zeitenwende eingewandert sind. Und die noch heidnischen Basken im isolierten Norden.

Neue Eroberer unterjochen um das Jahr 500 das Land: die Westgoten. Es mögen höchstens 150 000 Männer, Frauen und Kinder sein. Ihre Vorfahren brachen wohl einst aus Skandinavien auf, doch ziehen sie schon seit Generationen durch Europa. Als sie die Iberische Halbinsel schließlich unterwerfen, sprechen auch die Goten längst Latein und sind Christen.

Als *Rex Hispaniae* lässt sich der Gotenkönig titulieren, als „König von Spanien“. Und tatsächlich zeigt dieser Ehrentitel die politische Geburt Spaniens an: als eigenständiges Reich, christlich, romanisch, kriegerisch. Zentrum und Königssitz ist Toledo. Gelehrte bewahren das Wissen der Römer. Bischöfe treiben im Auftrag des Königs Steuern ein, sodass die Kirche in Spanien früh mächtig wird.

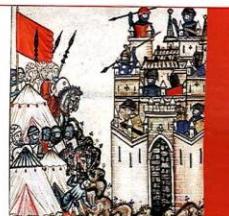
Doch um das Jahr 700 gerät das Reich in eine tiefe Krise: Zweimal verheeren Seuchen die Halbinsel, viele Städte veröden. Die westgotischen Könige unterdrücken die Juden, die als Händler oft sehr einflussreich sind, mit diskriminierenden Gesetzen. Sie führen Krieg gegen die Basken, um sie zu unterwerfen. Vor allem aber verstricken sich die Könige in Fehden mit mächtigen Adeligen.

Denn es ist bei den Westgoten von alters her der Adel, der einen Monarchen wählt. Und so gerät jede Thronfolge zum Intrigenspiel einflussreicher Familien, die ihre jeweiligen Kandidaten erheben wollen. Von 17 Königen des 7. Jahrhunderts werden zehn zur Abdankung gezwungen – oder ermordet.

Im Jahr 711 führt König Roderich wieder ein Heer gegen die aufständi-

ANGRIFF

Miniaturen einer kastilischen Handschrift dokumentieren um 1280 die »Reconquista«, die Rückeroberung. Auf diesem Bild belagern Mauren eine christliche Stadt. 1195 drohen sie nach einem Sieg erneut das kastilische Kernland



schen Basken. In Toledo und an anderen Orten planen einige Adelsfamilien zur gleichen Zeit eine Verschwörung gegen ihn. Das Land ist von den Seuchen noch verwüstet. Und genau da kommen neue Feinde übers Meer.

ARABER UND BERBERSTÄMME haben, befeuert von der Lehre des Mohammed, im 7. Jahrhundert bereits Nordafrika unterworfen und sind dann zu einem der größten Eroberungszüge der Geschichte aufgebrochen. Im Frühjahr 711 setzt ein muslimisches Heer, wohl kaum mehr als 7000 Mann stark, auf die Iberische Halbinsel über – möglich, dass mit Roderich verfeindete westgotische Adelige sie ins Land gerufen haben.

Auf Widerstand stoßen die Mauren zunächst nicht: Der König kämpft ja im

VALENCIA DE DON JUAN (LEÓN) 15. JH.

Südlich der Stadt León verläuft die Grenze, bis zu der die Mauren im 8. Jahrhundert vorstoßen. Dort errichten sie eine Festung, auf deren Mauern die Christen später, als es ihnen gelingt, ihre Gegner langsam zurückzudringen, eine über Generationen mehrfach verstärkte Burg bauen





Norden gegen die Basken. Erst am 23. Juli 711 stellt er sich, in Gewaltmärschen herbeigeeilt, den Invasoren – und verliert Schlacht, Heer und Leben.

Rasch holen die Sieger neue Truppen über das Meer nach, insgesamt vielleicht 100 000 Glaubensstreiter. Bis 716 unterwerfen sie nach und nach fast die ganze Halbinsel. Erst am Kantabrischen Gebirge hoch im Norden stoppt ihr Zug – teils, weil sie Scharmützel verlieren, teils wohl auch, weil dieses feuchte und unzängliche Gebiet ihnen die Eroberung nicht wert zu sein scheint.

Das Westgotenreich ist da bereits kolabiert – bis auf ein paar kleine Rückzugsgebiete im Norden, in denen sich mehrere Zehntausend Westgoten und andere iberische Christen verschanzen.

Südlich ihrer Territorien erstreckt sich ein Gebiet, das menschenleer ist. Ein Niemandsland, aus dem alle Siedler geflohen sind: aus Angst vor Plünderungszügen der Mauren – und weil jene christlichen Adeligen, denen es gelungen ist, den Invasoren zu widerstehen, die Bewohner ihrer Grenzlande systematisch umgesiedelt haben, um einen Puffer zu schaffen zwischen sich und dem Feind.

Der große Rest der Iberischen Halbinsel aber gehört nun für mehrere Jahrhunderte den Mauren.

Al-Andalus nennen sie die Halbinsel, und gut möglich, dass hier noch eine Erinnerung an die besiegten Westgoten mitschwingt. Denn die teilten erobertes Land in einem Losverfahren unter sich auf, das *Candahlaus* genannt wurde.

Für die Europäer im Norden wird al-Andalus zu einem schrecklich-schönen, fürchterlichen, reichen Hort einer konkurrierenden, bedrohlichen und doch faszinierenden Religion. Al-Andalus bildet ein eigenständiges Reich, das anfangs von einem Emir („Befehlshaber“), später von einem Kalifen („Nachfolger des Propheten“) regiert wird.

Um das Jahr 1000 gebietet der Kalif über ein Söldnerheer von 46 000 Reitern und 26 000 Fußsoldaten – weit größer als jedes andere in Europa. Seine mit Paläs-

ten und Prachtstraßen, Parks und Moscheen geschmückte Residenz Córdoba zählt mehr als 100 000 Einwohner, vielleicht gar eine halbe Million.

Wissenschaftler, Dichter und Philosophen aus dem gesamten Orient zieht es in die Metropole, um dort in einer Bibliothek mit 400 000 Bänden und Manuskripten zu studieren. Keine Stadt des Abendlands kann sich mit der „herlichen Zierde der Welt“ vergleichen – wohl nur Bagdad, Konstantinopel und Chinas Hauptstadt Chang-An sind ähnlich glanzvoll.

DIE MEISTEN UNTERTANEN DES KALIFEN sind Muslime, auch die Nachfahren vieler westgotischer Adeliger. Christen und Juden dürfen weiterhin in al-Andalus leben, müssen aber hohe Sondersteuern zahlen. Arabisch und Romanisch, eine sich aus dem Latein entwickelnde Frühform der spanischen Idiome, sind die beiden Landessprachen.

Die Blüte von al-Andalus währt fast 400 Jahre. Dann droht ihr tödliche Gefahr – doch nicht von den Christen im Norden, sondern von fanatischen Glaubensbrüdern im Süden.

Manchen Berbern ist das verfeinerte Leben der Herren in al-Andalus Blasphemie und Provokation. Sie legen den Koran fundamentalistisch aus, misstrauen dem Luxus in den Städten, fordern neue Kämpfe gegen die Ungläubigen. Während das Kalifat von al-Andalus nach inneren Wirren zerfällt und viele maurische Adelige sich untereinander heftiger befehden, als sie die Christen bekämpfen, sammeln sich Berber in Nordafrika zum Aufstand – und schlagen ab etwa 1050 los.

Binnen weniger Jahre erobern die Gotteskrieger weite Teile Nordafrikas und schließlich Spaniens. Marrakesch wird zur neuen Hauptstadt, die Iberische Halbinsel ist fortan Teil eines weit größeren Reiches.

Zwei Dynastien herrschen nun: erst die Almoraviden, dann ab 1146 die noch strengeren, noch kriegerischeren Almohaden. Es ist der Todesstoß für das traditionelle al-Andalus.

Denn 1128 weisen die neuen Herren alle Christen aus. Wenig später zwingen sie auch die Juden ins Exil. Missliebige Bücher islamischer Gelehrter werden öffentlich verbrannt. Und auch die Ungläubigen jenseits der Grenzen sollen, so ordnet es der Kalif an, den Glaubenszorn der Almohaden zu spüren bekommen.

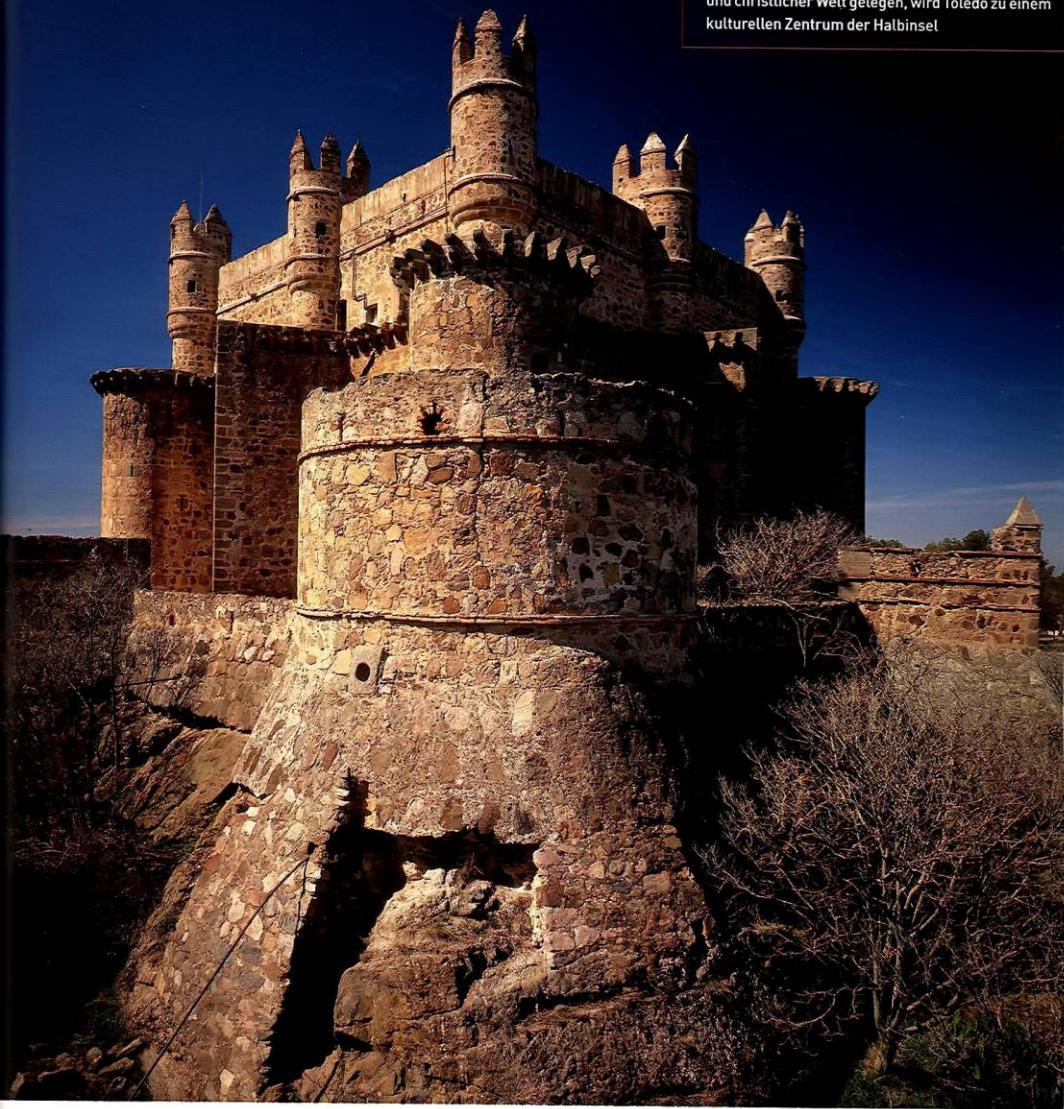
DOCH DIE CHRISTEN haben sich von ihren Niederlagen längst erholt. In den isolierten Herrschaften haben im Laufe der Jahrhunderte Adelige Land an sich gerissen und Gefolgsleute gewonnen, haben sogar Territorien von den Kalifen zurückeroberiert – und sich schließlich zu Königen aufgeschwungen.

Zu der Zeit, da die Almohaden al-Andalus erobern, stehen ihnen fünf Christenreiche gegenüber: Portugal am Atlantik, León im Nordwesten, Navarra in den Pyrenäen, Kastilien im Zentrum – sowie Aragón, das den Nordosten und einen Teil der Mittelmeerküste beherrscht.

GUADAMUR (TOLEDO)

15. JH.

1085 erobert der König von Kastilien-León die Stadt Toledo von den Mauren; die neuen Herren sichern die Region mit der Burg Guadamur und anderen Festungen. An der Grenze zwischen muslimischer und christlicher Welt gelegen, wird Toledo zu einem kulturellen Zentrum der Halbinsel



Die Christen sind zwar alle katholisch und sprechen eine ähnliche Sprache. Und die meisten Könige legitimieren sich dadurch, dass sie sich als rechtmäßige Nachfolger des westgotischen, gesamtspanischen Monarchen ausgeben.

Doch mindestens so erbittert wie gegen die Muslime kämpfen sie untereinander. Und nicht selten verbünden sich die Könige im Kampf gegen ihre Glaubensbrüder mit den Mauren.

Doch trotz aller Uneinigkeit haben die Christen den Muslimen über Jahrhunderte immer mehr Land abgerungen,

KREUZZUG

Mosaikporträt von Papst Innozenz III. (1198–1216). Aus Sorge vor der erstaunenden Macht der Muslime eint der Heilige Vater die meisten der zerstrittenen spanischen Reiche, als er deren Könige 1211 zum Krieg gegen die Mauren ruft

haben Burgen und Städte erobert. *Reconquista* wird man diesen Kleinkrieg, den jeder Herrscher für sich führt, später nennen, „Wiedereroberung“.

Im 12. Jahrhundert sind Aragón und Kastilien die zwei mächtigsten christlichen Königreiche. Bis zur Sierra Morena hat der König von Kastilien seine Grenzen ausgedehnt. Al-Andalus, zwar noch immer wohlhabend und stark, umfasst nach einem halben Jahrtausend fast ununterbrochener Kämpfe gegen die Christen nur noch etwas weniger als die Hälfte der Iberischen Halbinsel.

Kurz vor dem Jahr 1200 eskaliert die Gewalt in diesem scheinbar endlosen Ringen. „Und kämpft gegen sie, bis es keine Verführung mehr gibt und bis die Religion gänzlich nur noch Gott gehört“, so steht es in der achten Sure des Koran – und so legitimiert der Kalif nun den Dschihad, den Heiligen Krieg.

Mit-Heeren von *mudschaheddin*, von Kriegern, haben die Almohaden Nordafrika unterworfen, den Niger erreicht, die Libysche Wüste und al-Andalus.

Doch überall haben sie bis dahin nur die in ihren Augen vom rechten Glaubenspfad abgekommenen muslimischen Herrscher hinweggefegt.

In Spanien geht es nun erstmals gegen die Christen.

Al-Andalus zu alter Größe zu führen, den Krieg vielleicht sogar bis jenseits der Pyrenäen zu tragen, das ist das Ziel. 1195 trifft bei Alarcos in der Mitte Spaniens ein maurisches Heer auf kastilische Ritter – und vernichtet es. Der König von Kastilien kann gerade noch mit wenigen Getreuen entkommen.

So verheerend ist die Niederlage, so fanatisch der Glaubens- und Kampfseifer der neuen maurischen Dynastie, dass die christlichen Eroberungen mehrerer Jahrhunderte gefährdet sind. Wer soll die Mauren jetzt noch daran hindern, bis ins Herz Kastiliens vorzustoßen?

Da lodern in Afrika Aufstände gegen das allzu strenge Regime der Gotteskrieger auf. Zudem stirbt der Kalif, und sein Nachfolger wird der erst 19-jährige Mohammed al-Nasir, der Sohn des alten Kalifen und einer christlichen Konkubine: ein Mann mit rotem Haar und strahlend blauen Augen, hochfahrend wohl, heißblütig, streng, unduldsam.

Doch der junge Herrscher muss erst Ordnung schaffen im eigenen Reich. So kommt es, dass nach der Schlacht von Alarcos kein maurisches Heer ins Zentrum Kastiliens vorstößt.

Das ist nur eine Atempause, mehr nicht. Das weiß auch Papst Innozenz III., der 1198 den Stuhl Petri besteigt. Er ist 38 Jahre alt, brillant, selbstbewusst, rücksichtslos – und ein unerbittlicher Feind aller „Ketzer“ und „Ungläubigen“. Er lässt zum Vierten Kreuzzug rüsten, um das Heilige Land von den Muslimen zu befreien, und ruft 1208 zum Kampf gegen die häretische Katharersekte in Südfrankreich auf. Französische Ritterheere verwüsten daraufhin das Land, Tausende Katharer verbrennen auf den Scheiterhaufen.

Drei Jahre später interveniert der Heilige Vater durch Gesandte in Spanien: Die Könige, so seine Botschaft, sollten endlich ihre Rivalitäten beenden und sich dem gemeinsamen Feind stellen, den Mauren.

Doch nicht jeder christliche Monarch hört auf das Wort des Papstes. Der König von Portugal etwa kämpft zwar gegen die Mauren, doch schert er sich dabei nicht um die anderen Reiche. Und der König von León ist so unversöhnlich mit Kastilien verfeindet, dass er weiterhin gegen seinen Nachbarn Krieg führt, nicht aber gegen die Almohaden.

Zum Führer dieses Kreuzzuges wird deshalb Alfons VIII., der König von Kastilien – jener Feldherr, der bei der Schlacht von Alarcos nur knapp davongekommen ist. Der 54-Jährige hat eine bewegte Biografie: Die Mutter starb bei seiner Geburt, der Vater drei Jahre darauf, der unmündige Thronerbe geriet bis zu seiner Volljährigkeit in die Hände mächtiger Adeliger, die sich in erbitterten Fehden bekämpften.

Als 15-Jähriger wurde er mit Prinzessin Eleonor von England verheiratet, der Schwester des berühmten Kreuzfahrers



Richard Löwenherz. Doch dann verliebte sich Alfons leidenschaftlich in ein jüdisches Mädchen. Sieben Monate lang, so geht die Legende, habe er darüber Reich und Gattin vergessen.

Kastiliens Adelige und Geistliche fürchteten, die Jüdin habe Alfons „verhext“ – und ließen ihr von einem Mörder die Kehle durchschneiden. Der Monarch, von Trauer geschüttelt, hatte eine Vision: Ein Engel verkündete ihm, Gott werde ihn für seine Sünde büßen lassen.

Fortan, und mehr noch nach der Katastrophe von Alarcos, wandelt sich Alfons zu einem tief gläubigen, papsttreuen und wohl auch düsteren Monarchen. 1211 stirbt sein Sohn und Erbe mit nur 22 Jahren am „dunklen Fieber“, wie ein Chronist vermerkt: „Das Herz des Königs brach.“

Nur Tage später trifft er sich mit dem mächtigsten seiner Nachbarn, Peter II. von Aragón, und verbündet sich mit ihm zu einem Kreuzzug.

Spione tragen den Plan der christlichen Monarchen nach Marrakesch. Mohammed al-Nasir ist, so überliefert es ein Schreiber, „voll Ärger und Zorn. Als ein energischer und kriegslüsterner Mann, ungeduldig über jede Verzögerung, sammelte er ein großes Heer von Reitern und Fußsoldaten und öffnete seine Schatztruhen, um hohe Belohnungen an seine Männer zu verteilen. Und mit unzähligen Kriegern setzte er über die Straße von Gibraltar.“

Der Kalif nimmt die Herausforderung an. Im Winter 1211 auf 1212, da die christlichen Könige sich zum Kreuzzug sammeln, ruft er Soldaten in al-Andalus zusammen.

Ein frommer, düsterer König gegen einen hochfahrenden, strengen Kalifen, Kreuzzug gegen Dschihad, Christentum gegen Islam: In Kastilien und al-Andalus wird in jenem Winter die Bühne bereitet zur Schlacht um die Zukunft Spaniens.

TOLEDO, SONNTAG, 20. MAI 1212. Der König von Aragón hält sein Versprechen: Peter II. reitet am achten Tag nach Pfingsten an der Spitze seiner Ritterschar zu den Gärten Huerta del Rey vor den Toren der kastilischen Stadt – wo bereits unzählige Kreuzritter lagern.

Die kastilischen Ritter, deren Knappen und Gefolgsleute sind dort versammelt. Dazu Reiter und Fußsoldaten, die aus Madrid, Segovia, Valladolid und anderen Städten entsandt worden sind. Sowie Edle aus Navarra, León und Portugal, die sich auch ohne ihre Monarchen, ja manchmal sogar gegen deren Willen eingefunden haben.

Dann die frommen Kämpfer der Orden von Calatrava und von Santiago: mönchische Ritterorden, die in Spanien nach dem Vorbild der Johanniter und Templer gegründet worden sind, um die Mauren zu bekriegen. *Rubet ensis sanguine Araby* lautet das Motto des Ordens von Santiago: „Möge das Schwert rot sein von arabischem Blut.“

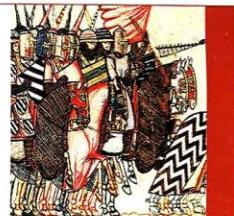
Doch radikaler als alle anderen sind die französischen *Ultramontanes*: Ritter aus der Provence, dem Poitou oder der

Gascogne, denen Herolde des kastilischen Königs vom kommenden Krieg gekündet haben. Viele haben schon auf Kreuzzügen gekämpft – im Heiligen Land oder in Südfrankreich, wo sie die Katharer verfolgt haben.

Einer ihrer Anführer ist Arnaud Amaury, der Erzbischof von Narbonne. Als es seinen Kreuzzüglern beim Kampf gegen die Katharer gelang, eine Stadt zu erobern, ließ er alle Bewohner niedermetzen, ob Ketzer oder Katholik. „Tötet sie alle. Gott wird die Seinen erkennen!“, feuerte er die Kämpfer an.

RÜSTUNG

Alfons VIII. von Kastilien führt 1212 den vom Papst geforderten Heiligen Krieg gegen die Mauren an. Zu seinem Heer stoßen die Könige von Aragón und Navarra mit ihren gepanzerten Rittern – sowie fanatische Kreuzzügler aus Frankreich



Und töten wollen die Franzosen, kaum dass sie in Toledo angekommen sind: Mit dem Schwert machen sie, da Mauren vorerst nicht anzutreffen sind, Jagd auf die Juden der Stadt. Nach den ersten Morden und Plünderungen treten ihnen kastilische Ritter entgegen, sonst wären wohl alle Juden erschlagen worden; Alfons VIII. aber duldet keine Massaker in seiner eigenen Stadt.

Und während im Frühsommer 1212 das Heer der Kreuzfahrer wächst und schließlich wohl 200 000 Kämpfer vor Toledo lagern, formt sich mehr als 300 Kilometer weiter südlich eine etwa gleich große Armee: die des Kalifens.

In Sevilla sammelt Mohammed al-Nasir Kämpfer aus der gesamten islamischen Welt. Der 30-jährige Herrscher führt sein Heer mit eiserner Hand und bürdet seinen Untertanen hohe Steuern auf, damit sie die Kämpfer ernähren.

Trotzdem – und es ist nicht klar, weshalb – verweigert er den Soldaten nun ihren normalerweise alle vier Monate ausgezahlten Sold. Zudem lässt er zwei



PEÑAFIEL (VALLADOLID)

10. JH.

Diese Anhöhe zwischen den Flüssen Duero und Duratón ist wohl schon von den Mauren befestigt worden. Im 11. Jahrhundert wird sie von christlichen Truppen eingenommen und zu einer der bedeutendsten Festungen Kastiliens ausgebaut. Ihre heutige Form erhält sie im 15. Jahrhundert



seiner Unterführer aus Andalusien hirrten; auch dafür kann heute niemand mehr die Ursache nennen.

TOLEDO, MITTWOCH, 20. JUNI 1212. Die ersten Kreuzfahrer rücken ab in Richtung Schlachtfeld: Es sind die Franzosen, die Alfons VIII. als Vorhut nach Süden reiten lässt, und man darf vermuten, dass er froh ist, sie aus seiner reichen Stadt verschwinden zu sehen. Er hat ihnen einen seiner höchsten Adeligen als Anführer mitgegeben. Die nächsten Heerzüge folgen in den Tagen darauf.

DSCHIHAD

Die christlichen Miniaturen geben die unterschiedliche Tracht und Hautfarbe der Kämpfer im muslimischen Heer wieder – der Kalif hat für seinen Krieg gegen Spaniens Könige Glaubensstreiter aus Afrika und Asien angeworben



Die Christen marschieren zur Mancha, Kastiliens südlichster Region. Ein karges, trockenes Land unter gnadenloser Sonne. Und nicht ungefährlich: Noch immer hält der Kalif manche Burg in der Gegend. Maurische Späher durchstreifen die Region und melden Mohammed al-Nasir, wohin der Feind sich bewegt. Und die Furten der Flüsse sind mit eisernen Dornen gespickt, damit sich die Pferde der Ritter beim Durchwaten die Fesseln verletzen.

Während die Christen gen Süden ziehen, führt der Kalif sein Heer nach Norden. Die Krieger passieren ein fruchtbare Land, seit Jahrhunderten unter maurischer Herrschaft. Feindliche Festungen und Hinterhalte muss al-Nasir nicht fürchten, er kann mehr Wasserschöpfen als die Christen, lässt mehr Vorräte kommen, mutet seinen Soldaten weniger lange Märsche zu.

Denn der Kalif folgt einer raffinierteren Strategie als sein Gegner: Alfons VIII. will – wie es Tradition ist im ewigen Hin und Her der Krieger in

Spanien – sein Heer ins feindliche Land führen, dort ein paar Burgen und Städte erobern, plündern und vielleicht dem Feind eine Schlacht liefern. Mohammed al-Nasir hingegen lässt weniger weit marschieren und bleibt im eigenen Land, bei der Stadt Jaén. Sollen sich die Christen in der Gluthitze von La Mancha erschöpfen. Um ins Herz von al-Andalus vorzustoßen, müssen sie nach der Durchquerung dieser trockenen Ebene die Sierra Morena überwinden.

Und dort wird er auf sie warten.

Auf seiner Seite können sich die Krieger im Gebirge verschanzen. Kommen die Christen dort an, wird er sie aus überlegener Stellung attackieren. Wagen sie den Durchmarsch nicht und lagern in La Mancha, dann ist es nur eine Frage der Zeit, bis ihnen die Vorräte ausgehen. Wenden sie sich schließlich erschöpft zum Rückweg ins Innere Kastiliens, wird der Kalif aus der Sierra Morena herausstoßen und dem geschwächten Feind in dessen eigenem Land den Todesstoß versetzen.

BURG MALAGÓN, LA MANCHA, Sonntag, 24. Juni 1212. Eine kleine Festung der Mauren. Die französische Vorhut stürmt sie, ohne auf die nachrückenden Spanier zu warten. Die muslimischen Verteidiger werden, wie ein christlicher Chronist vermerkt, „in Stücke gehauen“, ihre Habe geplündert.

Anschließend aber beschweren sich die Ultramontanes beim König: Das Land sei zu heiß, sie litten Durst. (Tatsächlich erkranken wohl viele von ihnen an verschmutztem Wasser.) Nur mühsam – und mit dem Versprechen auf noch größere Beute – kann der Monarch die mordlüsternen Franzosen überreden, mit ihm weiter gen Süden zu ziehen.

BURG CALATRAVA, LA MANCHA, Dienstag, 3. Juli 1212. Erneut fällt eine Festung der Mauren. Doch diesmal ist das Heer der Kreuzfahrer vereint. Alfons VIII. will seine Kräfte nicht in einer langen, gefährvollen Belagerung verzetteln und verweigert den Franzosen den Sturm: Stattdessen bietet er dem muslimischen Kommandanten freien Abzug an – und der akzeptiert.

Die Franzosen sind empört. Zwar dürfen sie die verlassene Festung plündern, doch die Muslime müssen sie schonen. Zuerst die Juden in Toledo, die Alfons VIII. habe schützen lassen, nun die Mauren von Calatrava – sie seien doch nach Spanien gezogen, um Ungläubige zu erschlagen!

Was der Monarch ihnen auch verspricht, es ist nicht genug: Die meisten Ultramontanes ziehen ab, vermutlich 1000 Ritter und 60 000 Kriegsknechte. Nur Erzbischof Amaury, der gnadenlose Katharer-Jäger, bleibt mit 150 Rittern in Calatrava.

Doch Alfons VIII. hat Glück: Wohl noch am selben Tag eilt ihm König Sancho VII. von Navarra zu Hilfe. Der dritte Monarch! Nach einigem Zögern hat er alle Rivalitäten mit Kastilien und Aragón hinter sich gelassen, um in den Krieg zu ziehen.

Zwar folgen dem Herrscher von Navarra nur ein paar Hundert Ritter, doch die moralische Wirkung seiner Verstärk-

kung ist weit größer als ihre militärische Stärke: Das Heer der Kreuzfahrer bricht nicht auseinander, im Gegenteil. Dass Sancho VII. in genau jenem Augenblick eintrifft, da die Fremden abziehen, erscheint vielen Rittern wie ein göttliches Zeichen. Geschwächt zwar, aber mit neuer Zuversicht ziehen die Christen weiter.

Am Horizont ragen die Klippen der Sierra Morena auf.

JAÉN, ANFANG JULI 1212. Späher berichten dem Kalifen von der Position des Kreuzfahrerheeres – und davon, dass Tausende Franzosen nach Norden abziehen. Mohammed al-Nasir lässt sein Heer daraufhin ebenfalls vorrücken, bis unmittelbar an den Südrand der Sierra Morena. Jetzt, da er den genauen Aufenthaltsort des Gegners kennt, glaubt er, dass dieser nur noch durch den Pass Desfiladero de Despeñaperros marschieren könne. Er lässt dort einige Tausend Bogenschützen verschanzen. Niemand wird es wagen, an dieser Stelle durchzubrechen.

Dann trifft er eine harte, ja grausame Entscheidung. Als die Männer aus Calatrava bei seinem Heer eintreffen, lässt er den Burgkommandanten köpfen, da er die Festung ohne Kampf aufgegeben habe. Der Mann aber war beliebt bei den Mauren von al-Andalus. Die Soldaten murren.

SIERRA MORENA, DONNERSTAG, 12. JULI 1212. Alfons VIII. hat sein Heer in eine scheinbar aussichtslose Lage geführt. Der verschlungene Desfiladero de Despeñaperros könne, wie er in einem Brief an den Papst schreibt, „von tausend Mann gegen die größte Armee der Welt verteidigt werden“. Gegen die maurischen Bogenschützen vermag er nichts auszurichten.

Die Kreuzzügler haben zwar eine Anhöhe neben dem Pass gestürmt und lagern nun mitten im Gebirge, doch finden sie keinen Weg hinab auf die gegenüberliegende andalusische Seite. In den Schluchten, hinter den Felsen, überall sind Feinde verschanzt. Die Christen können nicht weiter. Sie haben dort oben kaum Wasser. Und zu allem Unglück haben Boten dem König gemeldet, dass sein Feind, der Herrscher von León, in Kastilien eingefallen ist. Alfons VIII. denkt schon an Umkehr – doch seine Verbündeten, vor allem Sancho VII., wollen gegen die Mauren fechten, nicht gegen den König von León.

Als die Nacht hereinbricht, sitzt Alfons VIII. verlassen in seinem Zelt inmitten des kargen Lagers. Nur ein Berater ist bei ihm. Was dann geschieht, liest sich wie eine Legende aus biblischer Zeit – scheint sich aber, da mehrere Chronisten und der König selbst in einem Brief an Innozenz III. darüber berichten, tatsächlich so zugetragen zu haben.

Ein Mann wird in der Dunkelheit zum König geführt, er wolle unbedingt den Herrscher sehen, ein Unbekannter, niemand kennt seinen Namen. Er sei Schäfer, behauptet der Fremde – und er kenne einen geheimen Weg, der durch die Felsen nach Andalusien führe. Einen Weg, von dem die Mauren nichts wüssten.

Welche Wahl hat Alfons VIII.? Er traut dem Fremden so weit, dass er ihm am nächsten Morgen einen seiner Graden mit etlichen Soldaten mitschickt. Und tatsächlich: Als die Männer nach einigen Stunden wiederkehren, berichten sie von einem unbewachten Pass.

Der namenlose Schäfer aber verschwindet und wird von keinem der Kreuzzügler je wieder gesehen.

SIERRA MORENA, Samstag, 14. Juli 1212. Alfons VIII. lässt das Lager abbrechen. Unter den Soldaten hat die Geschichte vom geheimnisvollen Schäfer die Runde gemacht. Ein Wunder! Nun muss alles rasch gehen.

Die Christen verlassen mit Pferden, Waffen und dem Tross das Hochplateau. Maurische Späher beobachten sie und melden ihr Verschwinden. Kalif al-Nasir glaubt, dass die Gegner aufgegeben haben und ihre Stellung räumen.

Tatsächlich jedoch verbergen sich die Kreuzzügler hinter einem Höhenzug, klettern von dort aus in den Pass – und brechen ein paar Stunden später plötzlich auf der andalusischen Seite hervor.

Einig in der Sierra Morena verteilte muslimische Wachposten entdecken das Heer, doch da ist es zu spät: Warnrufe, Bogenschüsse, ein kurzes Scharmützel – dann haben die Kreuzzügler die Mesa del Rey besetzt, eine leicht zu verteidigende Anhöhe im Schatten der Sierra Morena.

Mohammed al-Nasir ruft daraufhin sein Heer zusammen, schickt Zehntausende zur Mesa del Rey. Vielleicht kann er die Ungläubigen, die sicherlich vom Abstieg aus dem Gebirge erschöpft sind, wenigstens sofort zur Schlacht stellen, noch ehe sie sich erholt haben.

Doch Alfons VIII. verschanzt sich auf der steilen Anhöhe. Seine Armburstschützen eröffnen das Feuer auf jeden gegnerischen Soldaten, der sich dem Lager nähert. Ein Sturm die Hügelflanke hinauf, durch Gestripp und unter den verdrehten Ästen der Korkeichen, wäre selbstmörderisch.

ALMODÓVAR DEL RÍO (CÓRDOBA) 8. JH.

Diese Palastfestung westlich des andalusischen Córdoba untersteht 500 Jahre lang maurischen Herrschern. Selbst die Kastilier, die sie im 13. Jahrhundert erobern, bewundern die Grazie des Bauwerks – und lassen Schäden von muslimischen Spezialisten in ihren Diensten reparieren





Also lässt der Kalif sein leuchtend rotes Seidentuch auf der nächstgelegenen, etwa 500 Meter entfernten Kuppe aufschlagen. Die ist weniger steil und deshalb nicht so gut zu verteidigen wie die Anhöhe der Christen, doch die beste Position, die er jetzt einnehmen kann.

Nun stehen sich Dschihadisten und Kreuzzügler fast auf Schussweite gegenüber – und warten. Irgendwann müssen sich die Christen, ohne Wasser, das Gebirge im Rücken, ja zum Kampf stellen.

LAS NAVAS DE TOLOSA, Montag, 16. Juli 1212. „Die Ebenen von Tolosa“ werden die Christen später das Schlachtfeld nennen. „Las Navas de Tolosa“. Ihre maurischen Gegner werden vom Kampf bei *al-'iqab* berichten, „am steilen Passweg“ – eine präzisere Bezeichnung, denn die Senke zwischen den Hügeln ist durchzogen von kleinen Schluchten, kaum sichtbar oft im hohen Gestrüpp. Auf dem schrägen Steinboden finden die Füße nur schwer Halt, an einigen Stellen versperren Körbechen und Kiefern die Sicht.

Zwei Tage hat Alfons VIII. seine Ritter zurückgehalten: am Samstag, damit sie sich ausruhen, am Sonntag, damit sie die Messe hören. Nun aber stellt er seine Männer zur Schlachtdisposition auf – und der Feind auf dem Hügel gegenüber nimmt die Herausforderung an.

In drei Reihen ordnet der kastilische König die Kreuzzügler: Panzerreiter unter Führung eines seiner Feldherrn ganz vorn, dahinter vor allem Fußvolk, dann noch einmal eine Reihe Berittener. In dieser, der hintersten Reihe, stellen sich die drei christlichen Monarchen auf: Alfons VIII. im Zentrum, Sancho VII. am rechten Flügel, Peter II. am linken.

Mohammed al-Nasir bleibt vor seinem Zelt stehen. Weit vorn lässt er die Mudschaeddin aufmarschieren, in deren Rücken seine regulären Truppen: die Reiter, Bogenschützen, Schwertkämpfer. Dahinter die angekettete Leibgarde der Sklaven.

Die letzte Minute vor der Schlacht – wie mag sie sein? Befehle und Trommel-

gedröhnen, geflüsterte Gebete: „Santa Virgen María.“ „Allahu akbar.“ Pferdeschnauben, das leise Knacken einer Armbrustsehne, die fast zum Zerreißen gespannt wird. Kaum erträgliche Hitze unter eisernen Helmen. Schweißgestank von Hunderttausenden Menschen und Tieren. Und wohl auch Gier und Angst und Ungeduld, dass man endlich losschlagen darf.

Mit einem Befehl lässt Alfons VIII. die Panzerreiter los. Die galoppieren die Anhöhe hinunter, durchs Gestrüpp, der Boden wird unter den dröhrenden Hufen erzittern. Wie Todesengel fahren die Ritter mit Lanze und Schwert in den dichten Haufen der Mudschaeddin – die zu Tausenden sterben müssen für einen zynischen Plan des Kalifen.

Denn al-Nasir hat die aus aller Welt herbeigeeilten Gottesstreiter in die vorderste Linie gestellt, um sie zu opfern. Sie sollen die Wucht der ersten christlichen Attacke mit ihren Leibern auffangen, mehr nicht.

Und tatsächlich: Die Kreuzzügler metzeln die Mudschaeddin nieder, niemand von ihnen, so überliefert ein Zeitgenosse, überlebt die Schlacht. Doch als die Reiter dann den Hügel zum Zelt des Kalifen hinaufstürmen, prallen sie auf die ausgeruhten regulären Truppen der Mauren: Fußsoldaten mit Schwert und Schild. Sowie Berber und Araber, die hoch zu Ross Krummsäbel und Speere schwingen – und dann zur Gegenattacke reiten.

Die Linie der Panzerreiter wankt. Bald weichen die Ritter, lassen sich zurückdrängen, den Hügel wieder hinunter. Die zweite Linie der Kreuzzügler ist inzwischen herangerückt, hauptsächlich Fußsoldaten. In die galoppieren nun die eigenen Männer hinein.

• Konfusion. Chaos, Panik wohl auch.

„Einige elende Christen, die zurückwichen und flohen, schrien, dass die Christen überwältigt worden seien“, wird später ein Chronist aus Kastilien notieren.

Alfons VIII., noch hoch zu Ross auf der Mesa del Rey, wendet sich an einen Geistlichen an seiner Seite: „Erzbischof, lasst uns hier sterben, Ihr und ich.“

Es ist noch Vormittag, die Schlacht tobt wohl kaum mehr als ein paar Stunden, da scheint die Sache der Christen verloren. Die Könige von Kastilien, Navarra und Aragón geben zum dritten Mal das Angriffssignal – und führen persönlich die hinterste Reihe der Panzerreiter ins Getümmel. Fliehen können und wollen sie nicht, weitere Reserven haben sie nicht.

Es ist das letzte Aufgebot.

Und wieder geschieht, wie schon beim Auftauchen des geheimnisvollen Schäfers, das Unerwartete, das auch nach so vielen Jahrhunderten nur schwer Erklärbares: Unter dem Ansturm der letzten christlichen Ritter kollabieren die maurischen Linien. Plötzlich wenden sich die Muslime zur Flucht, weichen, versuchen zu fliehen – doch werden sie in Schluchten und im Gestrüpp von den nachstürmenden Rittern gestellt und niedergemacht.

SÁDABA (SARAGOSSA)

13. JH.

Von dieser Burg aus brechen die Ritter von Navarra zu Plünderungen ins benachbarte Kalifat auf. Mit solchen Überfällen schwächen die Christen die Mauren und vertreiben sie schließlich aus Nordspanien. Die Festung wird aufgegeben, nachdem sich die Reconquista in den Süden verlagert hat





SCHLACHT

Im Sommer 1212 treffen die Kreuzfahrer auf die Kämpfer des Dschihad. Wohl 400 000 Glaubensstreiter liefern sich im Schatten der Sierra Morena einen Kampf auf Leben und Tod – ein Gefecht, in dem sich Spaniens Schicksal entscheidet

und reitet und reitet: Mohammed al-Nâsir flieht, flieht bis Sevilla, bis zur Küste, bis nach Nordafrika.

Seinen Männern aber wird das rauhe, steile Land zum Verhängnis. Die Kreuzzügler, siegestrunken und im Blutrausch, hauen die Fliehenden nieder und massakrieren die am Boden liegenden Verletzten. Sie stürmen das Lager des Kalifens und plündern es.

Zwei Tage lang, so wird Alfons VIII. dem Papst mitteilen, habe er seine Leute nicht einmal zum Brennholzholen ausschicken müssen, denn „für all die Feuer, die nötig waren, um Essen zu kochen, Brot zu backen und andere Dinge zu tun, wurde kein anderes Holz benötigt als die feindlichen Pfeile und Speere, die herumlagen“.

Im selben Brief berichtet der kastilische König von seinen geringen Verlusten, ja entschuldigt sich dafür. Nur „einige 20 oder 30 Christen“ seien gefallen, es habe also leider nur wenige „Märtyrer“ gegeben. Ob das nun die Wahrheit ist oder nicht – eines ist

sicher: Das christliche Heer übersteht die Schlacht von Las Navas de Tolosa fast unversehrt. Der Blutzoll der Mauren hingegen ist fürchterlich. Wohl 150 000 Muslime sterben an diesem Tag, die anderen fliehen, zerstreuen sich im Land, schlagen sich nach Afrika durch.

Am Nachmittag dieses 16. Juli 1212 steht zum ersten Mal seit einem halben Jahrtausend kein maurisches Heer mehr in Spanien.

NIEMALS WIEDER werden die Mauren in Spanien sich den Christen in offener Schlacht stellen. Zwar müssen sich die Kreuzzügler noch 1212 zurückziehen, weil eine Seuche im Heer wütet. Zwar stirbt Alfons VIII. im Jahr 1214.

Doch die meisten Nachfolger der Sieger von Las Navas de Tolosa nutzen die Schwäche der Mauren aus, nur das Königreich Navarra bleibt isoliert. Portugal jedoch, dessen König gar nicht mitfiecht, erobert bis 1235 südliche Territorien und gewinnt damit jene Gestalt, die es noch heute hat. Aragón nimmt sich Valencia, einen Teil der Mittelmeerküste sowie die Balearen.

Ferdinand III., ein Nachfolger Alfons' VIII. als König von Kastilien, ist der größte Gewinner: 1228 erobert er Badajoz, 1236 Córdoba, 1243 Murcia, 1248 Sevilla; 1230 fällt ihm durch Erbschaft gar das Königreich León zu.

Binnen einer Generation verlieren die Mauren fast ganz al-Andalus. Das Almohadenreich versinkt in Wirren und Kriegen. Nur in Granada gelingt es einem arabischen Adeligen, ein kleines Königreich zu gründen. Er unterwirft sich dem König von Kastilien und macht sich in einem Vertrag von 1246 zu dessen Vasallen.

Dafür wird Granada von den Christen verschont. Für 250 Jahre blüht hier noch einmal die Kultur von al-Andalus, das lange Abendleuchten einer sterbenden Zivilisation.

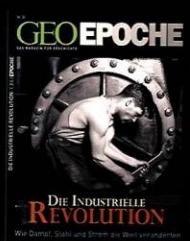
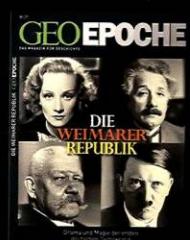
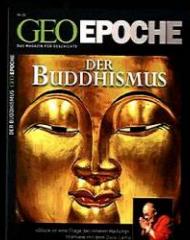
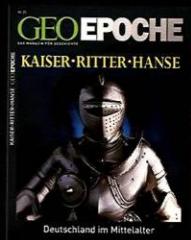
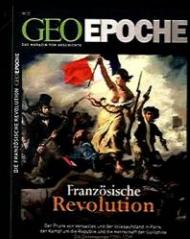
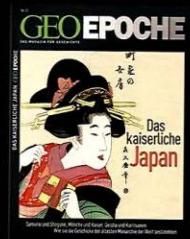
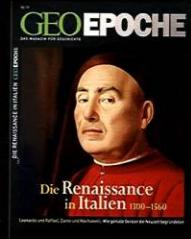
Denn 1492 werden Kastilier und Aragonier wieder aufbrechen, um den letzten Schlag der Reconquista zu führen. Um endlich das zu vollenden, was ohne die Schlacht von Las Navas de Tolosa vielleicht niemals Wirklichkeit geworden wäre: ein geeintes, katholisches Spanien.

Das Schlachtfeld von Las Navas de Tolosa ist heute ein friedlicher Ort: Kein Monument verherrlicht diesen Sieg, keine Gedenktafel erinnert daran, nicht einmal ein Hinweisschild.

Nur manchmal finden Wanderer angeblich noch unter den silbrigen Blättern der Büsche verrostete Pfeilspitzen: Zeugen der größten Schlacht des Mittelalters und des Kampfes um die Seele Spaniens. □

Literatur: Klaus Herbers, „Geschichte Spaniens im Mittelalter“, Kohlhammer, ein Standardwerk über Geschichte und Kultur des Westgotenreiches, der Mauren und der Christen. F. García Fitz, „Las Navas de Tolosa“, Ariel; die Schlacht wird kaum je in der Forschung gewürdigt. Das spanische Werk ist die einzige moderne, fundierte Abhandlung dazu.

Cay Rademacher 42, ist der Geschäftsführende Redakteur von GEOEPOCHE. Reinhart Wolf (1930–1988) war einer der angesehensten deutschen Fotografen. Er wurde unter anderem durch seine Arbeiten über die Hochhäuser von Manhattan sowie seine Bilder spanischer Burgen berühmt.



Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geoshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

Weitere Produkte im Internet unter www.geoshop.de

GEO EPOCHE

Hochzeit zweier Reiche

Heimlich und gegen den Willen ihres Königs heiratet Kastiliens Infantin 1469 den Thronfolger Aragóns. Das bald darauf gekrönte Paar verbindet die beiden mächtigsten iberischen Reiche und eint so den Großteil der Halbinsel

von RÜDIGER SCHEIDGES UND FRANK OTTO

Welch ein merkwürdiger Bur- sche, der da die Pferde striegelt und den Kaufleuten das Abendmahl aufträgt. Nach einem Knecht sieht der elegante Jüngling so gar nicht aus – sein ärmliches Gewand wirkt wie eine schlecht gewählte Verkleidung. Tatsächlich verbirgt sich unter dieser Kluft ein Aristokrat von höchster Geburt: Ferdinand, der 17-jährige Kronprinz und künftige König von Aragón. Die vermeintlichen Kaufleute sind Vertraute aus seinem Gefolge.

Seit Tagen schon reiten die sieben Männer in geheimer Mission durchs fremde Kastilien. Am 5. Oktober 1469 hat sich die Gruppe von Aragóns Hauptstadt Saragossa in das 320 Kilometer entfernte Valladolid aufgemacht. Ferdinand will dort heimlich Isabella heiraten, Kastiliens Thronfolgerin – gegen den Willen ihres Halbbruders, König Heinrichs IV.

Es wäre eine Hochzeit mit weitreichenden Konsequenzen. Denn sollten die beiden Infanten in ihren Ländern eines Tages an die Macht gelangen, würde ihre Ehe die zwei mächtigsten spanischen Reiche verbinden: Kastilien und Aragón. (Daneben sind von den einst zahlreichen Herrschaften auf der Iberischen Halbinsel noch Portugal, das kleine Navarra und das Sultanat Granada verbrieblen.)

Obwohl weniger als eine Million Menschen im nordostspanischen Aragón leben, haben seine Könige in den Jahrhunderten zuvor große Gebiete im Mittelmeerraum erobert, darunter die Balearen, Sizilien sowie das Königreich Neapel – und damit ganz Süditalien. Doch auf der Iberischen Halbinsel ist Aragón auf ein gutes Verhältnis zum großen Nachbarn Kastilien angewiesen, das mehr als fünfmal so viele Einwohner zählt.

Kastilien ist die stärkste iberische Landmacht; seine Herrscher haben Territorien

wie León und weite Teile des muslimischen Almohadenreiches annektiert; das maurische Granada ist ihnen tributpflichtig. Der kastilische König gebietet über etwa zwei Drittel der spanischen Landfläche, vom Golf von Biscaya im Norden über die Hochebene von La Mancha bis nach Andalusien.

Aber Mitte des 15. Jahrhunderts ist Kastilien durch innere Konflikte geschwächt und die Thronfolge Isabellas das Ergebnis langjähriger Kämpfe zwischen dem kastilischen Monarchen und einflussreichen Adeligen.

1462 hat die Frau Heinrichs IV. eine Tochter namens Johanna geboren; es ist das erste Kind des Königs, so gleich proklamierte er es zur Thronfolgerin. Doch einige Aristokraten erhoben sich gegen die dynastischen Ambitionen des schwächlichen Herrschers: Heinrich sei zeugungsunfähig, das Kind entstamme in Wahrheit einer Liebesaffäre der Königin mit einem Höfling. Deshalb sollte Heinrichs Halbschwester Isabella, von der die Granden glauben, sie sei leicht zu beeinflussen, den Königstitel erben.

Erst als Heinrich, den die adeligen Aufständischen vorübergehend sogar für abgesetzt erklärten, im September 1468 in die Thronfolge Isabellas einwilligte, lenkten die Rebellen ein.

Der König aber bestand darauf, zumindest darüber bestimmen zu können, wen Isabella heiratet.

Aus der Schar der Freier, die um die Infantin Isabella werben, wählt Heinrich IV. den König von Portugal für seine Schwester aus – ein einflussreicher, eng mit dem reichen Atlantikstaat verbundener Adelsclan drängt Kastiliens Monarchen dazu.

Doch Isabella ist nicht bereit, sich diesem Plan zu fügen. Die ehrgeizige 17-Jährige will einen jungen Prinzen heiraten, nicht den mehr als doppelt so alten Portugiesen. Sie will einen Mann, der sie nicht bevorzugt und ihr das Recht auf eine eigenständige Regierungsführung nicht streicht macht.

Einen wie Ferdinand, dessen Briefe sie hoffen lassen, dass er ihr in der Ehe alle Freiheiten lassen würde. Auch Ferdinands Geschenke und die Zusicherung einer hohen Mitgift beeindrucken Isabella. Aber gesehen hat sie ihren zukünftigen Gemahl noch nie.

Aragóns König ist bereit, für die Heirat seines Sohnes mit Isabella fast jeden Preis zu zahlen: Denn sollte sich Kastilien mit Portugal verbinden, könnte niemand mehr diese Übermacht daran abhalten, auch den



Erst kurz vor ihrer Hochzeit bekommen Isabella und Ferdinand einander zu Gesicht. Ihre politische Anerkennung als Herrscherpaar müssen sich die beiden gegen zahlreiche Gegner mühsam erkämpfen

Rest der Iberischen Halbinsel zu unterwerfen.

Als Isabella ihren Geburtsort Madrigal de las Altas Torres besucht, fühlt sie sich von ihrem Halbbruder überwacht. In einem Brief empört sie sich, der König habe Dienstmädchen und Zofen bestochen, sie zu be spitzeln; und der Magistrat sei streng angewiesen, sie unter allen Umständen in dem Ort festzuhalten.

Isabella braucht einen Helfer. Sie findet ihn in Alfonso Carrillo, dem Erzbischof von Toledo – einem Anführer der Adelsopposition gegen Heinrich IV. Der geistliche Fürst ist einer der mächtigsten Männer Kastiliens; er gebietet über Hunderte Städte, Dörfer und Schlösser sowie ein eigenes Heer.

Durch die Hochzeit Isabellas mit dem zukünftigen Herrn von Aragón hofft der Erzbischof, seinen Einfluss auch auf dessen Reich ausdehnen zu können.

Gemeinsam entwickeln der Kleriker und die Infantin eine List: Isabella behauptet, ihre geisteskranke Mutter besuchen zu wollen. Das kann ihr der Bruder kaum verwehren. Der Erzbischof

gibt Isabella eine Eskorte von 600 Reitern mit.

Doch kaum hat sie Madrigal de las Altas Torres hinter sich gelassen, wendet sich Isabella nicht nach Westen, wo die Residenz ihrer Mutter liegt, sondern in Richtung des etwa 70 Kilometer entfernten Valladolid. Dort residiert der Admiral von Kastilien – Ferdinands Großvater. Er soll die Hochzeit seines Enkels mit Isabella vor Heinrichs Eingriff schützen.

Ferdinand trifft nach neun Tagen Reise mit seinem Gefolge in Valladolid ein. Am 14. Oktober 1469 schleicht er sich gegen Mitternacht zur Villa Vivero, dem Palast eines Verwandten des Erzbischofs Carrillo. Isabella, pummelig, blond, blaue Augen, und Ferdinand, schlank, ein wenig kleiner, dunkelbraune Haut, sehen sich zum ersten Mal – und, so notiert ein Chronist, verlieben sich sogleich ineinander. Doch in Gegenwart des Erzbischofs sind Zärtlichkeiten unmöglich.

Bevor die Hochzeit gefeiert wird, verliest Carrillo die Ehevereinbarung, die Ferdinand schon im Januar un-

terschrieben hat. Damit er Prinzgemahl im mächtigen Kastilien werden kann, muss Ferdinand der Prinzessin einiges zusichern. Unter anderem gutes Benehmen ihr gegenüber, die Achtung der kastilischen Gesetze, Respekt gegenüber Erzbischof Carrillo. Vor allem aber: dass sie beide fortan alle Schriftstücke gemeinsam unterzeichnen und alle Titel teilen. Sowird Isabella eines Tages auch in Aragón mitherrschen.

Erst als Ferdinand den Bedingungen zustimmt, kann die Hochzeit am Morgen des 19. Oktober in der großen Halle der Villa Vivero stattfinden. Dort kommen die adeligen Anhänger Isabellas zusammen sowie 2000 Gäste. Die Zeremonie leitet Erzbischof Carrillo.

Als Heinrich IV. von der Hochzeit erfährt, erntet er seine Halbschwester und versucht erneut, seine Tochter als Thronfolgerin einzusetzen. Vergebens. Immer mehr Aristokraten schließen sich Ferdinand und Isabella an.

Fünf Jahre später stirbt Heinrich IV. Sogleich lässt sich Isabella zur Königin

ausrufen – so schnell, dass selbst Ferdinand davon überrumpelt ist. Zwar beruhigt er sich, als Isabella ihm Kastiliens Königstitel gewährt und zusichert, Entscheidungen nur gemeinsam mit ihm zu fällen. Doch wollen einige kastilische Adelige sowie der portugiesische Monarch Heinrichs Tochter Johanna auf den Thron heben und ziehen gegen Ferdinand und Isabella in den Krieg.

Bis 1479 gelingt es dem jungen Herrscherpaar, seine Gegner zu besiegen. Im gleichen Jahr besteigt auch Ferdinand in der Nachfolge seines Vaters den Thron von Aragón. Und obwohl Aragón und Kastilien offiziell eigenständig bleiben, treten sie fortan wie ein Königreich auf – durch das einmütige Handeln des Herrscherpaars, das stets mit einer Stimme spricht. Die Königin sieht sogar über die zahlreichen Affären ihres Mannes hinweg.

Ein Chronist notiert über die völlige Übereinstimmung zwischen Ferdinand und Isabella, sie seien „ein einziger Wille in zwei Körpern“. □

Dr. Rüdiger Scheidges, 52, ist Reporter des „Handelsblatts“.



1

DAS JAHR DER WUNDER nennen es Spaniens Chronisten: 1492, das Jahr, in dem die Könige aufmacht, eine neue Welt zu entdecken. In dem ein Gelehrter die erste kastilische Grammatik wird. Doch es ist auch ein Jahr des Schreckens: in dem die Inquisition wütet und die Herrscher die

4



Nach und nach erobern Ferdinand und Isabella das letzte Reich der Mauren auf der Iberischen Halbinsel. Wenige Jahre vor Granada fällt auch das stark befestigte Almería in ihre Hände (Ölgemälde aus dem 19. Jahrhundert)

9 Ferdinand und Isabella endgültig über die Mauren triumphieren und Christoph Kolumbus sich veröffentlicht und damit die Grundlagen der spanischen Sprache schafft, und ein Valencianer Papst Juden ausweisen – um Spaniens staatliche und religiöse Einheit zu vollenden

2 VON JÖRG-UWE ALBIG



D

ies ist das Jahr der Siege, das Jahr der Ordnung, das Jahr des Zorns. Das Jahr der Einheit, das Jahr der Reinigung, das Jahr der Tränen. Das Jahr der Wunder: das Jahr des Herrn 1492.

Als der erste Triumph das Jahr beglänzt, ist es noch keine zwei Tage alt: Im Morgengrauen des 2. Januar ergibt sich Granada, die Märchenstadt, der Granatapfel Mohammeds, den christlichen Belagerern. Die letzte Festung des Halbmonds auf der iberischen Halbinsel gibt auf, von Blockade, Hunger und Angst zermürbt.

Drei Kanonenschüsse, von der spanischen Vorhut auf einem Turm der Alhambra-Festung abgefeuert, geben das Signal zur Übergabe. Die Sieger nehmen sich, was ihnen gehört. An ihrer Spitze reitet König Ferdinand von Aragón, gefolgt von Isabella, der Königin Kastiliens. Die muslimische Delegation wird angeführt von Emir Abu Abdallah, genannt Boabdil. Ein Bild, wie es bald darauf Spaniens Altare und Kirchenwände schmücken wird: Der zertrümmerte Haufen der Mauren zieht dem herrischen, geordneten Lanzenwald der Spanier entgegen.

Auch ein Zivilist namens Antonio de Nebrija, um die 50 Jahre alt, nimmt an der Prozession der Sieger teil.

Er ist kein Politiker, kein Feldherr, kein Kirchenfürst. Er ist ein Mann des Wortes: Humanist und Gelehrter, Rhetorikprofessor an der berühmten Universität von Salamanca. Doch auch er soll ein Reich bauen.

Eine Grammatik will Nebrija der Königin vorstellen. Eine Grammatik der Sprache Kastiliens, die sich gerade zur Herrscherin unter den Idiomen der Halbinsel aufschwingt: Das Aragonische ist fast schon tot, die katalanisch-valencia-

nische Literatur nach 200 Jahren Blüte verstummt. Selbst Gil Vicente, der größte portugiesische Schriftsteller der Zeit, verschmäht immer öfter seine Muttersprache und wählt das Kastilische, dessen „süße Rhetorik“ und „ausgewählter Stil“ ihm vornehm in den Ohren klingt. Das Kastilische gedeiht – und so wäre Nebrijas Werk die erste Grammatik der Welt, die eine wahrhaftig gesprochene Sprache in Regeln gießt. Eine Operation am lebenden Objekt.

Um drei Uhr nachmittags übergibt Emir Boabdil die Schlüssel zur Stadt und zur Festung Alhambra den Eroberern. Dem Grafen von Tedilla, dem zukünftigen Vizekönig Granadas, steckt Boabdil einen Ring an den Finger: „Gott allein ist der wahre Gott“, steht darauf.

„Tragt Ihr ihn nun“, sagt der Maure. „Und möge Gott mehr Glück schenken als mir.“

Dann reitet er mit seinem Gefolge nach Süden, den Schneegipfeln der Sierra Nevada entgegen. Auf einer Anhöhe, so berichtet es die Legende, dreht er sich um und blickt noch einmal auf seine Stadt, Tränen in den Augen.

„Weine wie eine Frau um das, was du nicht wie ein Mann verteidigen konntest“, soll da seine Mutter gesagt haben.

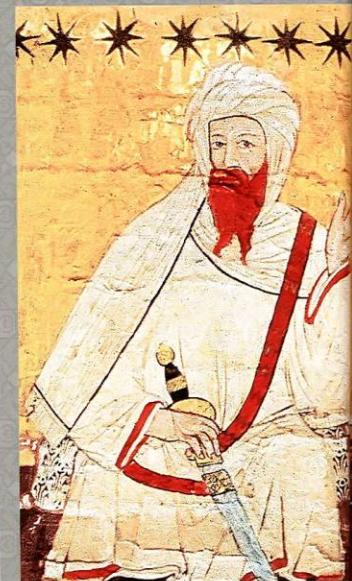
Der neue Kommandant von Granada lässt die Fahnen der Sieger auf dem *Torre de Comares* hissen, der gewaltigsten Zinne der Alhambra.

Dreimal rufen die Waffenherolde: „Kastilien! Granada! Hoch leben Königin Isabella und König Ferdinand!“

Es ist das Ende einer Heimsuchung, eines fremden Schattens, der hartnäckig über dem Süden der Iberischen Halbinsel lag.

Seit dem Sieg über die Mauren bei Tolosa im Jahr 1212 hatten die christlichen Herrscher nach und nach die Reste der islamischen Macht vor ihrer Haustür verdrängt. Nur das Emirat von Granada, ein Land von der Größe des späteren Belgien, hatte sich gegen den Ansturm aus dem Norden behaupten können.

Allenfalls in kleinen Grenzscharmützen hatten christliche Edelleute dort



Porträt dreier Emire von Granada

kurzfristige Beute gemacht. Und so war es ein Erwachen, als Isabella und Ferdinand 1482 ankündigten, das stolze Granada zurückzuerobern.

Es war ein zähes Ringen, eine Abfolge von sporadischen Scharmützen und viel verbrannter Erde, zerstörten Ernten und abgehauenen Obstbäumen – gekrönt von einem faulen Coup: 1483 ergriffen die Christen den maurischen Rebellen Boabdil, einen Sohn des Emirs von Granada, auf einem seiner Feldzüge und spannen ihn anstatt ihn in Gefangenschaft zu nehmen, für ihre Sache ein.

Als der Aufrührer 1487 die Macht in Granada übernahm, versprach er, die Stadt den Königen auszuliefern, sobald seine Gegner besiegt seien. Doch die Spanier hatten Boabdils Einfluss überschätzt. Und so dauerte es noch rund fünf Jahre, ehe Granada sich der christlichen Übermacht ergab.

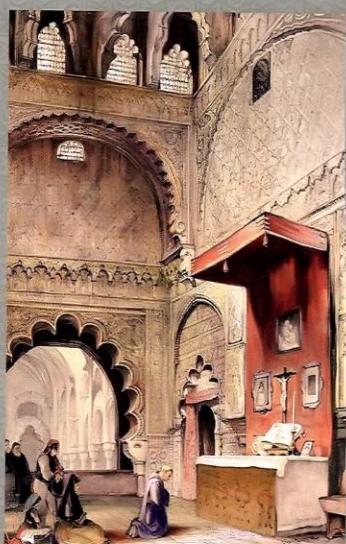
ON QUISTA



Granada ist das letzte muslimische Reich Westeuropas; ein kleines Überbleibsel des einst mächtigen al-Andalus, das 500 Jahre große Teile der Iberischen Halbinsel beherrschte, in dem eine Hochkultur blühte und die bevölkerungsreichsten Städte des Abendlandes entstanden. Doch in der Jahrhunderte dauernden Reconquista dringen die Christen immer weiter vor, bis am 2. Januar 1492 Emir Abu Abdallah – isoliert und wehrlos – seine Stadt an sie übergeben muss. Maurische Paläste wie die prächtige Alhambra werden zu Refugien der katholischen Könige – und Moscheen zu Kirchen



Blick auf den Löwenhof der Alhambra, der Festung in der Stadt Granada



Christlicher Altar in der Moschee von Córdoba

Im April 1491 gelang es den Belagern, die Versorgung der Stadt zu kapern. Sieben Monate später willigten die Mauren in einen glimpflichen Frieden ein: Die Sieger sicherten ihnen Unverehrtheit ihres Lebens und ihrer Habe zu, außerdem freie Religionsausübung und Gleichstellung der Muslime.

Doch jetzt, nach den Eroberungen, denken die Christen gar nicht daran, ihre Versprechen zu halten: „Die Mauren sind so veranlagt“, schreibt ein Unterhändler an den Erzbischof von León, „dass man sie schließlich doch verjagen wird, ohne die Abkommen zu brechen.“

Vier Tage nach der Übergabe ziehen die Könige in den Palast ein. Mit ihnen marschieren 10000 Ritter und 50000 Mann Fußvolk. Eine Prozession christlicher Gefangener strömt aus den Felsenkern unter der Festung hervor: ein Mönch pflanzt das Kreuz auf den „Turm der Winde“, den höchsten Turm der Alhambra.

Die Menge singt „*O crux ave spes unica*“: O Kreuz, einzige Hoffnung, sei gegrüßt! Trompeten schmettern, Salven krachen, ein Herold beschwört den heiligen Jakob, Spaniens Schutzpatron. König und Königin knien nieder und singen das Tedeum: Dich, Gott, loben wir!

Auch Antonio de Nebrija, der Grammatiker, der Humanist, frohlockt, dass „die christliche Religion wieder gereinigt“ ist und „die Feinde unseres Glaubens durch den Krieg und die Waffengewalt besiegt“.

Auch ihm schwebt ja eine Säuberung vor: Normen will er festlegen, Abweichungen ausmerzen, „Barbarismen“ eliminieren. Ein falscher Akzent, eine verdrehte Wortfolge sind für ihn „untragliche Laster“. Aus der Kakoфонie der Dialekte soll eine Sprache werden.

Seine Grammatik ist ein Sieg für die Klarheit, für die Abstraktion, für den Fortschritt. Und für das Reich: Denn „die Sprache“, erklärt Nebrija, „ging immer Hand in Hand mit der Macht“.

Wer wäre da ein besserer Adressat als die Königin? Und welcher Zeitpunkt wäre günstiger als dieses Jahr 1492, das „Jahr der Wunder“, wie die Chronisten später sagen werden? Das Jahr, in dem die Macht der nun 40-jährigen Monarchin ihren Zenit erreicht? Das Jahr des Zusammenhalts, das Jahr der Stärke, das Jahr der Triumphe – über die Feinde und über sich selbst? Das Jahr, in dem Spanien sich endlich zusammenreißt?

Vorbei die Zeit der Unruhe, des *tiempo de las turbaciones*. Vergessen die traurige Gestalt Heinrichs IV., jenes Halbbruders der glorreichen Isabella mit den roten Haaren, den langen, linkischen Gliedern.

Ein Hahnrei sei er gewesen, homosexuell und impotent zugleich, spotten Isabellas Chronisten. Statt mit Wucht zu regieren, sei er im Wald spazieren gegangen, habe musiziert oder traurigen Liendern gelauscht. Habe Pläne gemacht, ohne sie zu verwirklichen. Habe verhandelt, ohne Stärke zu zeigen.

Jetzt sind sie überwunden, die Wirren des Erbfolgekriegs, als nach Heinrichs Tod im Jahr 1474 zwei Kandidatinnen um die Krone rangen: Johanna, die zwölfjährige Prinzessin mit der zweifelhaften Legitimität – das Kind eines Impotenten? –, und Heinrichs Stiefschwester Isabella, die das Tohuwabohu nutzte und sich kurzerhand zur „Königin und Besserin“ Kastiliens ausrufen ließ.

Ein Teil des Adels schlug sich auf Johannas Seite; auch Portugal, dessen Herrscher sich nach Heinrichs Tod mit Johanna verlobt hatte, kämpfte für ihr Recht. Die meisten Edlen aber hielten zu Isabella, die zudem auf das Königreich Aragón zählen konnte, Erbteil ihres Gatten, des Kronprinzen Ferdinand.

1479 gaben sich die Portugiesen geschlagen. Die unglückliche Johanna verschwand im Kloster – eine halsstarrige Nonne, die sich noch immer für eine Herrscherin hielt und ihre Briefe mit dem Monarchentitel unterzeichnete.

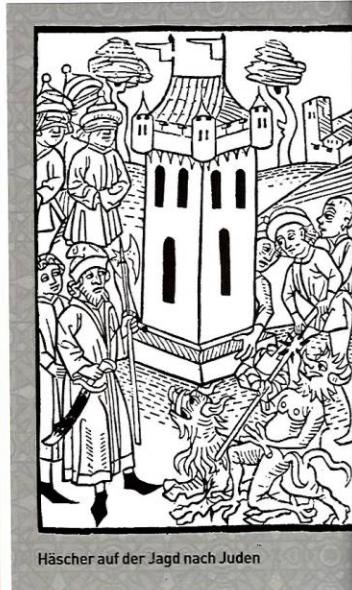
Isabella und Ferdinand aber wurden „Königin und König von Kastiliens, Aragón, León, Toledo, Valencia, Galicien, Mallorca, Sevilla, Sardinien, Córdoba, Korsika, Murcia, Jaén, Algarve, Algeciras, Gibraltar, Graf und Gräfin von Barcelona, Herren von Biskaya und Molina, Herzöge von Athen und Neopatria,

Grafen von Roussillon und Cerdagne, Marquis von Orista und Gociano“ – Herrscher eines Ziegelhaufens, der erst noch zum Haus gestapelt werden musste.

Inzwischen sind Kastilien und Aragón nicht nur ein Herz und eine Seele, sondern eine Macht von europäischem Rang. In nur 13 Jahren haben Isabella und Ferdinand das heikle Kräftegewirr im Südwesten Europas auf den Weg zur Einheit gebracht.

„Der König und die Königin haben entschieden“, heißt es in jedem ihrer Dokumente. Jede Münze, jedes öffentliche Bauwerk in Kastilien trägt das Joch und den gordischen Knoten Aragóns wie das kastilische Pfeilbündel. „Einen einzigen Willen in zwei Körpern“ attestiert ihnen ihr Chronist Fernando del Pulgar.

Jetzt ist es ihr Ziel, diesen Willen auf fünf Millionen Körper zu verteilen – auf ihre Untertanen.

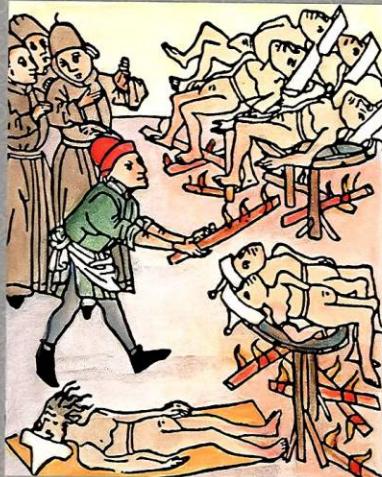


Häscher auf der Jagd nach Juden

VERTRIEBUNG



Illustration
einer Deportation
von Sephardim
aus Kastilien



Geistliche beobachten die Folter an Juden

Im März 1492 weisen Ferdinand und Isabella alle Juden aus Kastilien und Aragón aus. Wer nicht zum Katholizismus übertritt, verliert fast sein ganzes Vermögen und muss die beiden Reiche innerhalb weniger Wochen verlassen – für etliche eine Reise in den Tod. Damit erlischt die Kultur der Sephardim in Spanien, die seit fast 1500 Jahren bestanden hat und aus der zahlreiche Gelehrte, Dichter und Philosophen hervorgegangen sind. Doch auch zum Christentum Konvertierte sind nicht sicher: Viele sterben unter der Folter der Inquisitoren

Die königliche Propagandamaschine läuft ohne Pause. Lange war kein Turnier mehr so prächtig, kein Hofzeremoniell so üppig, keine Brokatrobe, kein Hermelinkittel so glänzend wie die, mit denen die Könige ihren Rang in der Geschichte einfordern – und gleichzeitig den Stempel der Zentralmacht in alle Seelen drücken: „Nichts“, hält der brave Chronist Fernando del Pulgar jenen Sauertöpfen entgegen, die da noch den Luxus der Herrscher beargwöhnen, „ist zu prachtvoll für die Monarchie.“

Ihre Allmacht beweisen die beiden Herrscher durch Allgegenwart: Das ganze Jahr über sind sie auf Reisen, zeigen sich dem Volk in Metropolen und Provinzstädten. Jeden Freitag hält Isabella, blond und stämmig, hellhäutig und stupsnasig, irgendwo im Reich öffentlich Gericht über ihre Untertanen.

Mit der Königin reist ein Musikensemble, das alle Hoforchester Europas an Wohlklang übertrifft, bestehend aus 20 Sängern, zwei Organisten und einem Knabenchor. Und wo immer die Armee marschiert, präsentiert sich Ferdinand an ihrer Spitze – der ritterliche Held mit dem dunklen Teint, zwar kleiner und ein Jahr jünger als Isabella, doch mit der Ausstrahlung eines Frauenschwärms.

Wie Nebrija die Sprache, so haben Isabella und Ferdinand das Reich korrigiert, gebügelt, auf Linie gebracht – vor allem in Kastilien, das zum Machtzentrum Spaniens, zum Motor des Fortschritts wird.

Dort haben sie den Kronrat unter ihre Kontrolle gezwungen, den Einfluss des Adels beschränkt und diesen zugleich für ihre Zwecke eingespannt. Die mächtigen Militäroorden haben sie unterworfen, die Privilegien der Kirche beschliffen: In ganz Spanien darf kein Bischof mehr ohne ihre Zustimmung ernannt werden.

Und sie haben die *hermandades*, die „Bruderschaften“, einst Selbstjustizbrigaden der kastilischen Städte, die mit Brandstiftern und Straßenräubern kurzen Prozess machten, zur zentral gelenkten Polizeiarmee ausgebaut, die

nicht mehr nur Dieben die Füße abhakt, sondern auch für die Könige in die Schlacht zieht.

Denn der Krieg gegen die Mauren hat die Gleichrichtung der Nation erst möglich gemacht. Er hat den Adel für die Zwecke der Monarchie diszipliniert und geähmt. Jetzt röhrt sich Isabella ihrer „absoluten königlichen Macht“ – und betritt damit geschichtliches Neuland: Hier entwirft eine Monarchin den totalen Staat, lange bevor sich im 17. Jahrhundert der Absolutismus entwickelt.

Auch Antonio de Nebrija bejubelt die geplante Gesellschaft, die hier unter der Knute seiner Monarchen entsteht. Im Vorwort der Grammatik, die er in der Schublade hat, lobt er „Gerechtigkeit und Ausübung der Gesetze, die uns vereinen und als Gleiche leben lassen“.

Eine Verfassung hat dieser Staat zwar noch nicht – aber was ist eine Grammatik anderes als eine Verfassung der Sprache? So singt auch der Sprachpolizist Nebrija das Hohlied von Recht und Ordnung.

Es ist ja nicht nur Gott, der in Granada gesiegt hat, sondern die Disziplin – der rechte Winkel des Kreuzes, das hierarchische Aufwärts der Kathedralen, das jetzt auch im äußersten Süden das Gerank der Arabesken überformt. Es ist die gerade Linie, die schon die Retortenstadt namens Santa Fé beherrscht. „heiliger Glaube“, zwölf Kilometer nordwestlich Granadas errichtet und in den Jahren der Belagerung vom Feldlager zur Siedlung versteinert.

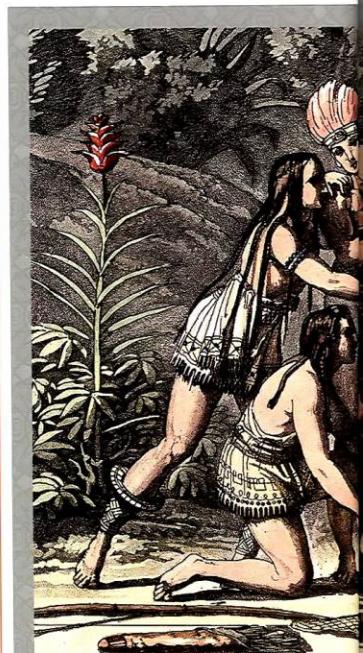
Das Feuer einer vergessenen Kerze, das Isabellas Zelt in Brand setzte und einen Großteil des Lagers zerstörte, hat das Unternehmen beschleunigt: Eilig haben die Belagerer am Ort des Camps „eine wohlgeordnete Stadt“ errichtet, 400 Schritt lang und 312 breit.

Ihr Grundriss ist das Kreuz; an den Enden der beiden Hauptstraßen wachen vier Tore, gekrönt von Glockenrahmen und sechseckigen Türen – vier Kapellen, vier Inkarnationen der Muttergottes geweiht. Ungehindert geht der Blick von einem Tor zum anderen: eine Feier der Übersicht und der Perspektive.

Der Anblick dieses Monuments der Dauer muss den Widerstandswillen der Belagerten entscheidend geschwächt haben. Und das Königs paar fühlt sich in diesen kargen Mauern wohler als im stolzen Granada – so als scheut die Könige der Geraldinigkeit den Wirrwarr der unterworfenen Stadt.

Denn es ist eine Schönheit des Zufalls, die den Palast der Maurenkönige auf der Alhambra-Festung beherrscht. Ohne Hierarchie folgen die Säle aufeinander, ohne Ankündigung; richtungslos wandert der Besucher durch ein Labyrinth, von einer unerwarteten Pracht zur nächsten.

Die Wände geben keinen Halt: Sie lösen sich auf in der Spitzendekoration der Ornamente und der Buchstabereihen, die alle Mauern überwuchert und in



ENTDECKUNG



Das wohl akkurateste Kolumbus-Porträt (um 1525)



Ferdinand von Aragón weist dem Genueser Kapitän den Weg (zeitgenössischer Druck)



Am 12. Oktober 1492 betritt Kolumbus eine Insel der Bahamas (Druck aus dem 19. Jh.)

Christoph Kolumbus ist ein Seefahrer mit einer Vision: Er will nach Westen segeln, bis zu den sagenhaften Reichtümern Asiens. Der König von Portugal hält den Plan für lächerlich und schickt den Kapitän fort; Ferdinand und Isabella aber finanzieren sein Unternehmen – und schaffen damit die Grundlage für Spaniens Aufstieg zur Weltmacht. Denn der Genuese, der am 3. August 1492 aufbricht, landet nicht in Indien, sondern entdeckt einen neuen Kontinent. Zahllose Abenteurer werden ihm schon bald nach Amerika folgen und für Spanien innerhalb weniger Jahrzehnte ein riesiges Kolonialreich erobern

deren Zwischenräumen Spatzen tschilpen. Das Geplapper der Wasserspiele, das insektenbeinige Gewirr der Säulen, die Kaskaden der Stalaktiten, die reißenden Ströme der fremdartigen Schrift: ein Rausch, der die Sinne betäubt und allen Sinn tötet.

Die Vielzahl der Ebenen im Garten, wo Wasser durch wellig modellierte Treppengeländer fließt: Hier fällt es schwer, die Perspektive zu wahren.

Im Albaycín, der maurischen Altstadt Granadas, setzt sich das Chaos fort. Straßen verzweigen sich wie Paradiesbäume, Wege münden in Sackgassen.

Auf und ab wogt die Stadt wie die Dünen der Wüste. Fenstergitter, hölzerne Erker, kachelgefassete Turbogen durchkreuzen die Klarheit der Fassaden. Wasserläufe queren plötzliche Plätze, Katzen springen von Dach zu Dach über die Gassen.

Über die Mauern schwappt das Grün der Gärten, des Efeus, ragen Palmen, Pinien, Zypressen. Und in der Luft liegt schwerer Lilienduft.

Nach ihrem Sieg über die Mauren machen sich Isabella und Ferdinand in Granada ans Aufräumen: Die Moschee des Emirs wird zu einer Kirche, das jüdische Viertel abgerissen: Architekten zeichnen Pläne, entwerfen weitläufige Plätze, breite Straßen, gerade Häuserreihen.

Während sich Boabdil in das Alpujarras-Gebirge zurückzieht, während mindestens 100 000 seiner Glaubensgenossen nach Nordafrika fliehen, werden viele öffentliche Bäder geschlossen – Reinlichkeit gilt den neuen Herren als „heidnisches“ Ritual.

Denn die Eroberung Granadas ist auch ein Sieg über den Satan, der *tanta zizania* über das Land gebracht hat, wie es in einem zeitgenössischen Traktat heißt, „so viel Verwirrung“. Der Triumph ist ein Harmagedon – wie jene Schlacht in der Johannes-Offenbarung, in der die Engel die Schalen des Zorns ausgießen, „die Städte der Heiden“ fallen und das Tausendjährige Reich Christi anbricht.

Vor allem die Mönche in den Franziskanerklöster kündigen das Heraufdämmern der Letzten Tage an. Und so schwebt ein schwefliger Hauch von Apokalypse über dem Unternehmen.

Diese archaische Stimmung nutzen Isabella und Ferdinand entschlossen zur Einführung der Neuzeit.

Auch die Inquisition, jenes mittelalterliche Konstrukt aus Folter und Buße, haben sie modernisiert und zum Staatsgeschäft erklärt: Jetzt ist die Seelenprüfung ein Zuchtmittel der Krone. Sie lehrt das Volk, dass Gottesfurcht und Königsfurcht nicht zu trennen sind.

1478 hat die Königin von Papst Sixtus IV. das Recht erhalten, auf eigene Faust Inquisitoren zu ernennen. Zu spät hat der Papst erkannt, was er mit seiner Vollmacht an die beiden Monarchen angerichtet hat. Er hat versucht, die Bulle zu annullieren: Doch die Könige gaben ihr Privileg nicht mehr her.

Am 6. Februar 1481 fand in Sevilla das erste *autodafé* statt: Sechs Männer und Frauen, von anonymen Mitbürgern des „Judaizerens“ beschuldigt, starben in den Flammen. Auf dem *quemadero*, dem „Brennplatz“ außerhalb der Stadt, standen die Verurteilten an Bildsäulen der Propheten gefesselt, die stumm von jenem Messias zeugten, den die Ketzer vermeinten. Sie sollten alle Gläubigen daran erinnern, dass die Erde erst von Kettern und Juden gereinigt werden müsse, ehe der Heiland wiederkommen könne.

Vor allem gegen die *conversos* richtet sich die Glaubensmaschine: jene Bekhrten, die aus Angst oder Vorsicht vom Judentum zum katholischen Glauben übergetreten sind – und die nun wegen ihrer Vergangenheit unter Generalverdacht stehen.

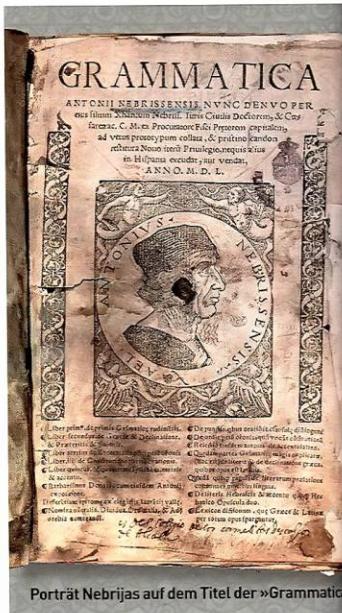
Im ganzen Land schnüffeln Denunzianten und Detektive des Glaubens bei den Neu-Christen nach Resten der alten Religion. Mannigfaltig sind die Zeichen: Der getarnte Jude entlarvt sich, indem er regelmäßig badet, am Samstag die Wäsche wechselt, bevorzugt am Freitag Kerzen anzündet, die Toten vor der Beerdigung wäscht oder Schweinefleisch meidet. Man erkennt ihn angeblich am Geruch nach Knoblauch, Zwiebeln oder in Öl gedünstetem Fleisch.

Dabei ist der eifrigste Warner vor den Untaten der Renegaten wahrscheinlich selbst jüdischer Abkunft: Tomás de Torquemada, Großinquisitor der Königreiche von Kastilien und Aragón.

Die Conversos fliehen in Scharen. Allein in Sevilla brennen in sieben Jahren 700 Menschen auf den Scheiterhaufen, in ganz Kastilien sterben bis 1490 rund 2000 Ketzer in den Flammen des Heiligen Offiziums.

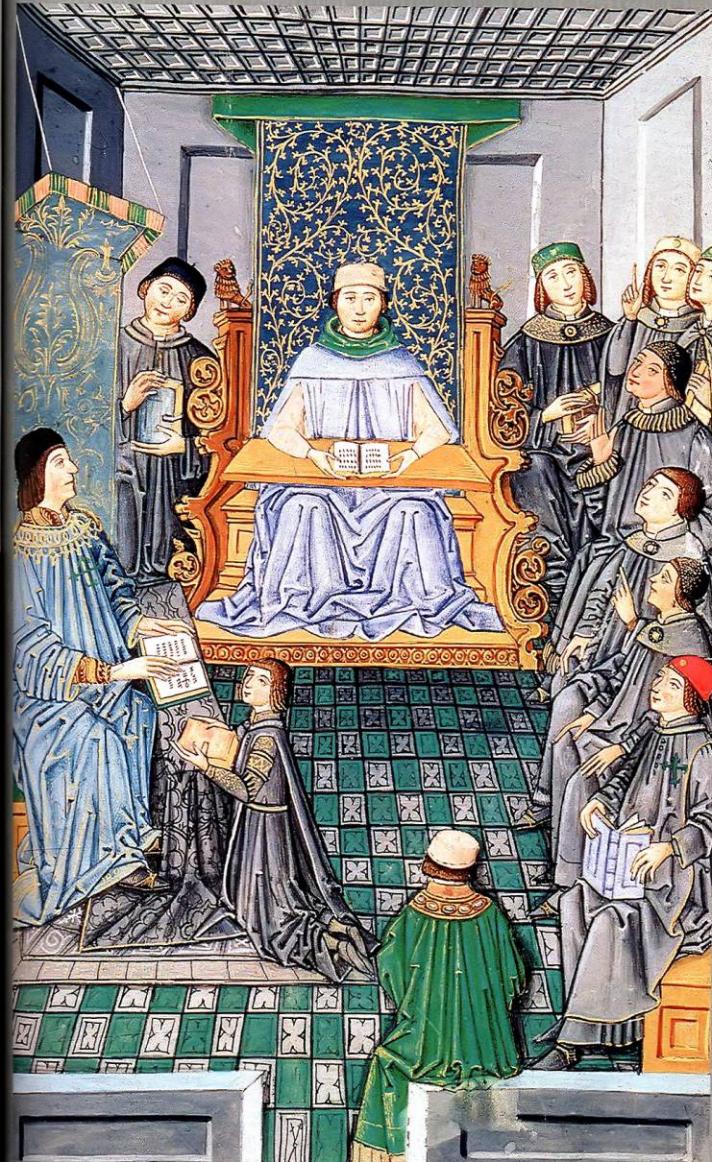
Es ist ein Opfer, das sich Spanien mit dieser Reinigung auferlegt hat. Zwar fällt der Besitz der Hingerichteten in die Hände der Krone – so finanziert der Tod der Ketzer nicht nur die Tribunale selbst, sondern auch den Krieg gegen Granada.

Doch schwerer wiegt womöglich der Schaden, den die Wirtschaft der Städte nimmt. Im Gebiet von Valencia werden die Händler knapp, Sevillas Steueraufkommen sinkt um ein Drittel. „Andalu-

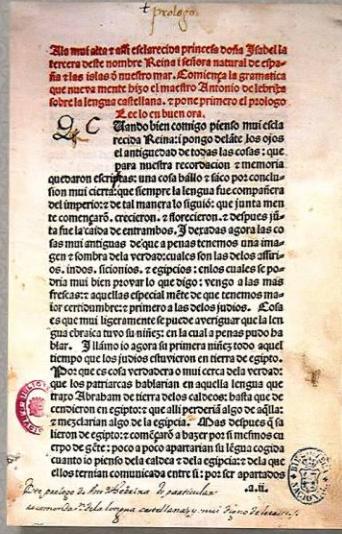


Porträt Nebrijas auf dem Titel der »Grammatica«

SPRACHE



Buchillustration: Grammatiklehrer inmitten seiner Schüler (16. Jh.)



Die erste Seite der Sprachlehre Nebrija

Der Gelehrte Antonio de Nebrija, Hochschullehrer aus Salamanca, veröffentlicht Mitte August 1492 die erste Grammatik der kastilischen Sprache. Und so, wie die spanischen Regionen unter der Vorherrschaft Kastiliens zu einem Reich zusammenwachsen, wird dessen Idiom zur in allen Landesteilen verstandenen Sprache. Einer Sprache, die Entdecker und Eroberer im folgenden Jahrhundert um die Welt tragen werden. Auch in den Rathäusern, Schulen und Kontoren von Mexiko-Stadt oder Manila reden die Menschen fortan jenes Kastilisch, dessen Grundlagen Nebrija festgeschrieben hat

sein". bilanziert ein Chronist. „bleibt gold- und silberlos zurück.“

Aber solche irdischen Verluste sind „trivial im Vergleich zum ewigen Glück“, wie der Schreiber zugleich ehrerbietig klarstellt. „*Tanto monta*“ lautet ja die Devise des Königs, die ihm der Grammatiker Nebrija eingegeben hat und die ungefähr bedeutet: „Das kommt auf das Gleiche heraus“. *Tanto monta* – der Zweck heiligt die Mittel!

Die Inquisition quält ja nicht nur die vermeintlich Bösen, sondern schweißt die Guten zusammen: Sie ist die erste gemeinsame Behörde der Reiche Kastiliens und Aragón. Und die erste Institution des *neuzeitlichen* Staates.

Denn sie entzieht die Intoleranz dem Volkszorn, übergibt sie der Bürokratie – und macht sie so regierbar. Anders als in England, Frankreich und Deutschland, wo Abergläubige massenhaft Hexen verbrennen, fallen in Spanien nur wenige Frauen solchem Wahn zum Opfer.

Hier hat die Ketzerrjagd System, beschäftigt Beamte, Inspektoren, Akten-schreiber, organisiert eine Buchhaltung des Schreckens. Es sind keine Tyrannen, die sie ausführen, sondern Federfuchser. Und Spaniens Inquisition ist keine archaische Barbarei, sondern ein Apparat der Zukunft: Bis zum Jahr 1834 wird sie Bestand haben.

Sie ist ein technokratisches Instrument in den Händen eines Staates, der erstmals auch die ideologische Einheit seiner Bürger verlangt. „Sie ist“, wird der Historiker Joseph Pérez feststellen, „die erste Form des Totalitarismus der Neuzeit.“ Und so ist es kein Stilbruch, dass sich noch Spaniens letzter Diktator Francisco Franco auf das Vorbild Isabellas und Ferdinands beruft.

Zugleich ist die Inquisition das erste Herrschaftsmittel, das Ernst macht mit der Gleichheit vor dem Gesetz. Ihre eiserne Faust kann jeden Christen treffen. Hat nicht der König den Inquisitoren von Valencia eigens eingeschärf, alle im Auge zu behalten – vom Vizekönig bis zum letzten Schreiber?



Isabella regiert Kastilien von 1474 bis 1504. Dieses Porträt zeigt sie mit etwa 50 Jahren

Das Heilige Offizium bedroht die Mächtigen, Reichen und Gebildeten sogar stärker als die Armen im Geiste, die keine Gefahr sind für den Staat und seine Ideologie (auch wenn der Adel meist glimpflicher davonkommt als Klerus und Intelligenz).

„Die Inquisition“, wird der spanische Ideengeschichtler Marcelino Menéndez Pelayo resümieren, „ist“ eine Art Tyrannie, aber eine Volkstyrannie, ein starkes allgemeines Wahlrecht, eine demokratische Justiz, die alle gleichmacht, vom König zum Plebejer, vom Erzbischof zum Magnaten.“

Wie der Tod hobeln Isabella und Ferdinand alle Unterschiede glatt. Jeden Gründonnerstag zeigen die Könige ihre Solidarität mit den Schwächen, indem sie vor Publikum einem Dutzend Armer die Füße waschen, sie mit Essen, neuen Kleidern und Golddukaten beglücken.

Und so gleich sollen die Landeskinder werden, dass auch für sexuelle Eigenheiten kein Platz mehr ist: Bisweilen sieht man jetzt vor den Stadttoren verurteilte Homosexuelle an Galgen hängen, denen man die Genitalien abgeschnitten und um die Hälse gebunden hat.

Auch die Vertreibung der Juden, die Ferdinand und Isabella nun anordnen, ist keine mittelalterliche Willkür, kein antisemitischer Reflex der Könige, sondern kaltes Management: Die christ-

lichen Könige wollen in diesem lichtvollen Jahr 1492 endlich aufräumen mit den eigensinnigen Sitten des mosaischen Gesetzes und den altmodischen Kaftanen.

Ein modernes Spanien verträgt nicht mehr die Trauer, den Trotz dieses ausgewählten Volkes. Die Ära, die Isabella und Ferdinand einläuten, soll ein Goldenes Zeitalter sein. In zweierlei Hinsicht: das Tausendjährige Reich, von dem die Offenbarung spricht – und das Sonnenreich des Fortschritts.

Es ist nicht das erste Mal, dass europäischen Juden eine Heimat abhandenkommt. 1290 hat man sie aus England verjagt. 1306 aus Frankreich. Auch die spanischen Völker haben alles getan, um ihnen das Leben sauer zu machen: Ab 1480 sperren etwa die Kastilier die *sephardim*, wie sich die Juden der Halbinsel nennen, in Ghettos.

Und noch immer vergehen kaum drei Jahre ohne Pogrom, ohne Brandstiftung, Plünderung oder Massaker an mosaischen Spaniern oder Conversos. Seit Jahrhunderten schwelt dieser Religionskampf, der eigentlich ein Klassenkampf ist: Fleiß und Wohlstand der jüdischen Gemeinschaften schüren den Hass der Armen und Tagediebe.

Dennoch trifft das Edikt der Könige die spanischen Juden aus leidlich heiterem Himmel. Isabella galt den Sephardim stets als „gerechte und militärtige Königin“, wie sie voll Stolz römischen Glaubengenosser berichtet haben.

„Alle Juden des Königreichs gehören mir und stehen unter meinem Schutz“, hat die Monarchin ihnen versichert. Und noch die Einnahme Granadas stieß in der jüdischen Gemeinschaft auf Jubel.

Doch es ist, als habe dieses Wunderjahr 1492 eine Wucht gewonnen, der kein Wille entkommt: eine Dynamik, in der Motive zweitrangig sind.

Der offizielle Grund für die Vertreibung der Juden aber ist eine Art ideologischer Hygiene: Die Bekehrten sollen

Der Degen des Kaiser Karl V.



Einmalige Gelegenheit!

Bei uns erhalten Sie die
Museum-Reproduktion
des schönsten Degens
von Karl V. gefertigt
in Toledo. Das Original
des Degens befindet
sich im Königspalast
in Madrid.

Sichern Sie sich
jetzt Ihr Exemplar
der letzten Stücke
dieser limitierten
Sonderfertigung.

€ 185,-
incl. MwSt.

Gesamtlänge: 96 cm aus rostfreiem Stahl mit fein gesägtem goldenem Arabesken



Art.Nr. 12873
Lieferung mit Zertifikat

Bestellen Sie jetzt unter:
Tel.: 0791/84091

Fax: 0791/8028
info@stahlwarenhaus-hebsacker.de

Lieferung per Nachnahme oder Kreditkarte
Altersnachweis erforderlich!
Versandkostenfreie Lieferung innerhalb Deutschlands
Kaufen ohne Risiko - Sie haben 14 Tage Rückgaberecht

Ihr Blankwaffen-Spezialist seit über 90 Jahren



**Stahlwarenhaus
Hebsacker**

Gelbinger Gasse 16
D-74523 Schwäbisch Hall
Telefon (0791) 84091
Telefax (0791) 8028

www.Stahlwarenhaus-Hebsacker.de

vor Ansteckung durch die Unbekehrten geschützt werden.

Am 31. März ergeht das Edikt der Könige. Weil „die Juden in wachsendem Maß ihre Bosheit und Schädlichkeit fortsetzen“, müssten sie gehen: „Die Streiche und Lockungen des Teufels könnten bald triumphieren, wenn die Ursache der Gefahr nicht beseitigt wird.“

Vier Monate haben die Juden Zeit, das Land zu verlassen, Häuser, Gold, Silber und Schmuck für Spottpreise zu verkaufen – denn die Reichtümer müssen in Spanien bleiben.

Es gibt viele Verzweifelte, die versuchen, Gold im Mund oder im Magen außer Landes zu schmuggeln. Und viele Ängstliche, die eilig ihre Töchter verheiraten, um sie nicht schutzlos der Fremde auszuliefern – schnell, denn der Countdown der Vertreibung läuft unerbittlich: Erst ziehen die Inquisitoren die Bücher ein, konfiszieren auch Bibeln, Talmud und andere heilige Schriften. Dann kommen die Geldeintreiber, um die Transportkosten einzufordern.

Den Ärmsten, denen das Geld zur Ausreise fehlt, bleibt nur die Taufe.

Der Exodus beginnt im Mai und endet erst Mitte August. Vielleicht 150 000 Juden verlassen in dieser Zeit das Land. Sie

ziehen nach Norden, nach Süden, nach Osten, nach Westen; landen in Nordafrika oder Portugal; hoffen in Italien, in Frankreich oder Flandern auf Asyl.

Am günstigsten sind die Chancen noch in Konstantinopel, wo sich der Sultan über jeden Neubürger freut und, wie berichtet wird, über den spanischen König spottet, „der seine Staaten ärmer macht und meine bereichert“.

Doch der Weg dahin ist weit. „Sie gingen über die Wege und die Felder unter viel Leiden, zu Boden fallend, sich erhebend, unterwegs sterbend oder geboren werdend, sich alle Krankheiten zuziehend“, berichtet ein Priester mit triumphierendem Mitleid. „Überall forderte man sie auf, die Taufe zu empfangen, und manche bekehrten sich aus Müdigkeit und blieben dort, aber nur sehr wenige unter ihnen. So zogen sie aus Kastilien aus.“

Manche fallen gleich nach der Einschiffung Piraten in die Hände und werden als Sklaven verkauft. Andere schaffen es bis nach Nordafrika, nur um dort von Wegelagerern ergriffen zu werden, die ihnen das Gold aus Mund oder Darm kratzen, die Frauen vergewaltigen und die Männer aufschlitzen, um in den Leibern nach Schätzen zu suchen.

In Genua ziehen den ausgehungerten Missionare entgegen, in der einen Hand das Kreuz, in der anderen ein Brot: Wenn du das eine anbetest, sagen sie, sollst du das andere bekommen. Und in Rom müssen sie sogar gegen die Missgunst der eigenen Glaubensgenossen bestehen: Dort bietet die jüdische Gemeinde dem Papst viel Geld, damit er die Ansiedlung der Flüchtlinge verbieten möge.

So ist 1492 das Jahr der „frommen Grausamkeit“, wie der Diktatoren-Lehrer Niccolò Machiavelli die Vertreibung später nennen wird. Es ist das Jahr, in dem der sanfte Hernando de Talavera das Amt als Beichtvater der Königin aufgibt; sein Nachfolger als Seelsorger Isabellas wird Francisco Jiménez de Cisneros. Ein strenger Asket mit bleichem Gesicht, magerem Leib und einer Vorliebe für barfüßige Waldmärsche, sackleinene



Ferdinand von Aragón wird durch seine Heirat mit Isabella Mitregent in Kastilien

Kleidung, Selbstgeißelungen und fromme Ekstasen.

Eine leuchtende Kirchenkarriere voll Ehre und Wohlstand hat Cisneros ausgeschlagen, um als Franziskanermönch dem Reichtum zu entsagen. Oft plagen ihn die Schübe einer Depression, und seine Augen sind, wie ein zeitgenössischer Biograf schildert, „feucht wie die von Leuten, die oft weinen“.

Doch in diesem Jahr der Wunder wird er zum Mann, durch dessen Rat Spanien jetzt regiert wird: „Durch seinen lebhaften Verstand, seine Würde und Weisheit, durch seine Heiligkeit, die alle Zölibat, Eremiten und Einsiedler übertrifft“, wird ein Chronist später schreiben, „hat er eine Autorität bei meinen Monarchen wie niemand zuvor.“

Denn als Beichtvater ist Cisneros auch Politikberater der Königin. Er sättigt die Atmosphäre am Hof mit jener Kompromisslosigkeit, die zum Kennzeichen des Jahres 1492 wird. Und immer dringlicher wächst jetzt bei den Monarchen die Überzeugung, dass Spanien das Schlachtfeld ist im Endkampf zwischen Gut und Böse.

Mit Missvergnügen beobachten sie die zögerlichen Bemühungen des einstigen königlichen Beichtvaters Talavera, als Erzbischof von Granada die Mauren zu bekehren. Talavera ist ein milder Mann, der die Stadt vor der Inquisition verschont und Arabisch lernt, um die Unterworfenen in ihrer eigenen Sprache missionieren zu können.

Doch als seine bedächtigen Fischzüge noch nach sieben Jahren kaum Beute bringen, reisen die Könige 1499 gemeinsam mit Cisneros gen Süden. Der Chefideologe, inzwischen zum spanischen Primas aufgestiegen, reitet mitunter wie einst der Heiland auf einem Esel durch die Städte, trägt Sandalen, die so schäbig sind, dass selbst der Papst ihn zur Würde ermahnt – und zieht in Granada erbamungslos andere Saiten auf.

Chronisten berichten von mehr als 4000 arabischen Büchern, die er verbrennen lässt. Die Übersetzung heiliger

Schriften ins Arabische, die Talavera geplant hatte, lässt er stoppen: „Perlen vor die Säue“, winkt er ab. Gleich mehrere Kinder lässt er zwangstaufen – und Muslime, die gegen diesen Rechtsbruch protestieren, von Gardisten niederprügeln.

Daraufhin konvertieren binnen acht Tagen 3000 eingeschüchterte Bürger zum Christentum. Der Einfachheit halber sprengen Priester das Taufwasser im Vorübergehen in die kniende Menge.

Was bleibt, ist ein Spanien, das nicht mehr drei Religionen kennt, sondern nur noch eine. Ein Land, dessen Denken einer einzigen Grammatik gehorcht, wie sie Nebrija für die Sprache entworfen hat. Denn für den Humanisten aus Salamanca ist Grammatik mehr als die Ordnung der Worte: Sie ist die Grundlage jeder Wissenschaft, ja, jeder Wahrheit. Und die Wahrheit hat keine Grenzen.

Auch nicht die des europäischen Kontinents.

Es ist ein Seemann aus Genua namens Christoph Kolumbus, der in diesem glorreichen Jahr 1492 die Grenzen der Wahrheit Isabellas und Ferdinands über den Atlantik hinaus verschiebt.

Kolumbus ist als Nautiker ein Autodidakt; ein glühender Dilettant, der seine mangelnde Kenntnis der astronomischen Navigation und seine Unfähigkeit, einen Breitengrad zu bestimmen, durch missionarischen Eifer wettmacht.

Dem frommen Entdecker, der wie ein Mönch zu jeder kanonischen Stunde sein Gebet verrichtet, schwebt kein Eintauchen ins Fremde vor, sondern nichts weniger als „die Rückeroberung von Jerusalem“ – das Sammeln aller Völker im Hause Gottes. Und das Gold, das die fremden Länder womöglich bergen, ist ihm kein Mammon, sondern Mittel zum Zweck: Es gibt dem Besitzer die Macht, „die Seelen ins Paradies“ zu führen.

Sein Königsweg soll ihn nach Indien bringen: Nach Westen will er segeln, um im Osten anzukommen. Jahrelang hat er antichambriert, ist nach Lissabon gereist und nach Córdoba, um Geld und Unterstützung für seine Reise zu gewinnen. Erst bei Königin Isabella fand er Gehör.

Tatsächlich ist sein Unternehmen ja die Fortsetzung königlicher Politik: Es

bedeutet nicht nur die Vereinheitlichung Spaniens, sondern der Welt. Seine Reisen sind der Beginn der Planierung des Erdballs.

So ist es im Nachhinein eine Generalprobe, dass Kolumbus am 2. Januar der Übergabe von Granada beigewohnt hat: „An diesem Tag sah ich, wie die königlichen Standarten auf den Türmen der Alhambra gehisst wurden und der maurische König aus den Toren der Stadt heraustrat und die Hände Eurer Hoheiten küsste“, erinnert er in seinem Bordbuch.

Und in der königlichen Modellstadt Santa Fé, dieser katholischen Schablone, diesem steingewordenen Tempelritterkreuz, kommt es am 17. April zu jener entscheidenden Begegnung, die Kolumbus auf die Reise schickt.

Für die Könige ist die „Kapitulation von Santa Fé“ ein gutes Geschäft. Zwei Millionen Maravedís verlangt der Mann? Der Krieg gegen Granada hat vierhundertmal so viel gekostet.

Auf der Habenseite stehen dafür neue Seewege, Länder und Schätze, außerdem ein Ventil für die feurigen Adeligen, deren Abenteuerlust nach der Einnahme Granadas kein Ziel mehr hat und womöglich die innere Stabilität bedroht.

Während die letzten Verhandlungen laufen, veröffentlichen die Herrscher das Edikt zur Judenvertreibung. Kolumbus ist entzückt. Später gratuliert er den Königen ausführlich, „dass sie jene vernichtet haben, die nicht Gottvater, den Sohn und den Heiligen Geist anbeten“.

Am 3. August verlassen die „Pinta“, die „Niña“ und die „Santa María“ mit 87 Mann den Hafen von Palos. Sie reisen ins Leere. Bisweilen erscheinen Wiesen im Meer, die in Wahrheit Teppiche aus Seetang sind, oder Inseln, die sich kurz darauf als Wolken erweisen.

Das Unbehagen wächst, die Seeleute murren: Am 10. Oktober droht die Besatzung mit Meuterei.

In der Nacht vom 11. zum 12. Oktober, um zwei Uhr morgens, ruft ein Matrose dann endlich die erlösenden Worte: „Land, Land“. Am Horizont liegt eine

Mythos Griechenland.

Hellas und die Folgen – warum die klassische Antike aktuell bleibt.

Romantiker in Waffen – Alexanders Sturmlauf zur Weltmacht.

Platanen am Waldbach – der Dichtertraum von Arkadien.

Jetzt in SPIEGEL SPECIAL GESCHICHTE.

Für 6,80 Euro im Handel.

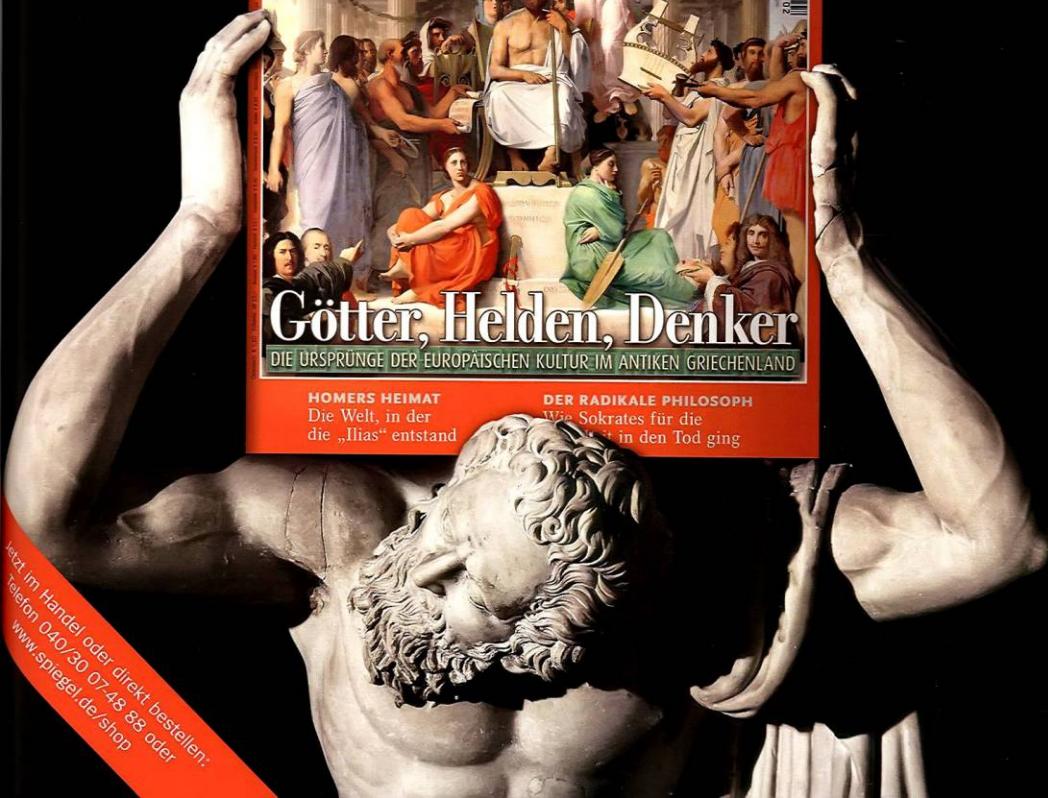
SPIEGEL SPECIAL
GESCHICHTE

NR. 2/2008

Götter, Helden, Denker
DIE URSPRUNGE DER EUROPÄISCHEN KULTUR IM ANTIKEN GRIECHENLAND

HOMERS HEIMAT
Die Welt, in der die „Ilias“ entstand

DER RADIKALE PHILOSOPH
Wie Sokrates für die „Athen“ in den Tod ging



Jetzt im Handel oder direkt bestellen:
Telefon 040/30 07 48 88 oder
www.spiegel.de/shop

Insel, „sehr groß und ganz eben, ohne jede Spur eines Gebirges, dafür mit grün belaubten Bäumen besetzt“.

Der Flecken im Meer gehört zu einem Archipel, der später Bahamas heißen wird. Die Mannschaft versammelt sich an Deck und singt das *Salve Regina*. Heil dir, Königin!

„Im Namen des Königs und der Königin“ ergreifen die Abenteurer von dem Neuland Besitz. Die Menschen, die auf den Inseln wohnen, scheinen für die spanischen Zurichtungen empfänglich. Sie zeigen „so viel Anhänglichkeit“, stellt Kolumbus fest, dass es „wie ein Wunder“ ist.

Seinen Majestäten versichert er, „dass diese spanische Insel Ihnen ebenso gehört wie Kastilien“. Denn „diese Menschen eignen sich gut dazu, befehligt zu werden“, schreibt er, „und unsere Sitten zu übernehmen“.

Doch die Zeit drängt. „Unser Herr hat durch meine Reise nach Indien ein großes Wunder bewirkt“, schreibt Kolumbus. „Man muss sich beeilen, dieses Werk göttlicher Eingabe zu beenden. Denn nach meiner Rechnung sind bis zum Ende der Welt nur noch 150 Jahre übrig.“

Und da fragt die Königin noch, wozu eine Grammatik dienen solle?

Bevor Antonio de Nebrija, der das Buch am Hof vorstellt, darauf antworten kann, fällt ihm – so erzählen es die Chronisten – Erzbischof Hernando de Talavera ins Wort: Sobald Hoheit die Barbaren unterworfen habe, müsse man ihnen schließlich nicht nur Kastiliens Gesetze geben, sondern auch eine Sprache.

„Diese Grammatik gibt ihnen die Möglichkeit, sie zu erlernen“, erläutert der Kirchenmann, „so wie wir heute Latein lernen.“

Literatur: Joseph Pérez, „Ferdinand und Isabella“, Diederichs, beste deutschsprachige Darstellung über Spanien zur Zeit der katholischen Könige, geschrieben von einem exzellenten Kenner der Epoche. Bernard Vincent, „Das Jahr der Wunder. Spanien 1492“, Wagenbach; Studie zum Krieg gegen die Mauren, zur Vertreibung der Juden und über die erste kastilische Grammatik.

Die Grammatik wird gedruckt. Dass die Welt auf ihre alten Tage jetzt mit Recht zumindest zur Hälfte spanisch wird, bescheinigt den Königen schon bald darauf Papst Alexander VI. (die andere Hälfte überlässt der Heilige Vater Portugal, der zweiten iberisch-katholischen Großmacht). Alexander ist Spanier – auch er ein Aufsteiger des magischen Jahres 1492 –, und in mehreren Bullen vertraut er den spanischen Herrschern die entdeckten Gebiete an.

Die Kirchenjuristen argumentieren, die Heidenvölker hätten nach Christi Menschwerdung ihre politische Souveränität verloren: So seien Christi Stellvertreter, die Päpste, zu Herren über die Welt geworden – mit dem Recht, diese Herrschaft an ihre Lehnsleute, die christlichen Könige, zu übertragen.

Und als wolle er klarstellen, wem er die Verwaltung des Erdkreises zutraut, wird der Papst 1496 Isabella und Ferdinand mit dem Titel „Katholische Könige“ schmücken.

Doch das Wunderjahr 1492 endet mit einem Schock: Am 7. Dezember, als König Ferdinand in Barcelona zu Gericht sitzt, sticht kurz vor Ende der Sitzung ein katalanischer Bauer, offenkundig verwirrt, dem Herrscher einen Degen in den Hals.

Nur seiner schweren Goldkette verdankt es der König, dass die Klinge ihm nicht den Kopf vom Rumpf trennt. In Scharren pilgert das Volk zu den Wallfahrtsorten des Landes, um für die Genesung des Herrschers zu beten, der mit geschwollenen Zunge und fieberglühenden Wangen im Bett liegt.

Auch die königliche Familie marschiert zu Fuß zum Schrein der Madonna von Montserrat. Ferdinand überlebt.

Der Tod des Attentäters aber ist besiegelt. Unter der Folter bekommt er, ein teuflischer Geist habe von ihm Besitz ergriffen. Das Gericht beschließt, dafür müsse jeder seiner irrenden Körperteile büßen.

Am 12. Dezember wird der Verurteilte auf einem Podest dem Volk von Barcelona vorgeführt: Erst trennt man ihm die rechte Hand ab, die den Degen führte, dann die Füße, die ihn zur Tat trugen, reißt ihm die Augen aus, die ihm den Weg zeigten, und schließlich das Herz,

welches das Verbrechen ausgebrüttet hat. Mit Zangen rupft man ihm das Fleisch von den Knochen und übergibt die Reste der Menge, welche die blutige Masse steinigt und verbrennt.

„Und so“, resümiert ein zeitgenössischer Chronist, „fand der Verräter das Ende, das er verdiente.“

Und so kann der missglückte Anschlag auch nicht den Aufstieg des spanischen Weltreichs hemmen. Der Vertrag, den die Könige 1494 in Tordesillas mit den Portugiesen schließen, schlägt alles Land westlich eines Meridians rund 2000 Kilometer westlich der Kapverdischen Inseln der spanischen Krone zu.

Doch die Homogenisierung des Reiches und der Neuen Welt, die Isabella und Ferdinand betreiben, wird ihren Tribut fordern. 500 000 Muslime verlassen das Land, 150 000 Juden und ungezähnte Konvertierte werden vertrieben. 400 000 bis 500 000 Christen suchen ihr Glück in Amerika.

Es gibt Historiker, die den Niedergang Spaniens im 17. Jahrhundert nicht zuletzt auf diesen Aderlass zurückführen. Viele der Sephardim sind außerdem tatkräftig am Aufstieg der Niederlande und deren Kolonialreiches beteiligt – und machen so die Konkurrenz stark.

Doch Nebrijas Grammatik wird Früchte tragen. Denn je gründlicher das Land ausblutet, desto emsiger tragen seine Kinder seine Sprache in die Welt.

500 Jahre nach dem Tod der Katholischen Könige, ihrer letzten Ruhe unter den Grabmalen in der Königskapelle zu Granada („Vernichter der Sekte Mohammeds und Ausrotter des ketzerischen Eigensinns“, sagt die Gedenktafel), wird Spanisch nach Mandarin-Chinesisch die meistgesprochene Muttersprache der Welt sein.

Und mehr als 300 Millionen Menschen werden die Regeln des Antonio de Nebrija befolgen, des Rhetorikprofessors aus Salamanca und Freund des Staates, der Ordnung und des Rechts. □

Jörg-Uwe Albig, 48, ist Journalist und Schriftsteller in Berlin.





Wie der Alltag einfach bleibt, wenn das Kind kompliziert wird: **die Pubertät.**

Heft 8,50 € – mit DVD 14,95 €



Die Welt verstehen mit GEO

Königin in Fesseln

1504 erbt Isabellas und Ferdinands Tochter Johanna den kastilischen Thron. Doch schon bald wird die labile Herrscherin zum Opfer von Intrigen und verbringt ihr Leben hinter Mauern – gefangen von der eigenen Familie

von MARKUS WOLFF

Ein vertrauter Jesuit ist bei ihr, da wird sie ruhig. Endlich. Nachdem sie ein Leben lang immer wieder geschrien hat; am Anfang häufig aus Verzweiflung, am Ende fast nur noch vor Schmerz, wegen der eitri- gen, faulig riechenden Geschwüre, die ihren Körper überziehen. Bettlägerig ist sie seit Jahren, von der Hüfte abwärts gelähmt, oft mit Kot und Urin verschmiert, weil niemand sie wäscht. Sie leidet an Wundbrand und Ausschlägen, dazu kommen Wahnvorstellungen.

Nur noch wenige Tage wird die Todkranke leben. Tröstende Worte des Geistlichen erfüllen den Raum, sofern die Würgegeräusche sie nicht übertonen, wenn sich die alte Frau auf ihrem Lager erbricht. „Der Gekreuzigte Jesus Christus stehe mir bei!“ sind ihre letzten Worte.

Es ist das würdelose Ende eines an Würde nicht reichen Lebens. Es ist das Ende einer Königin.

Am Karfreitag des Jahres 1555 stirbt Johanna – Erbin der Kronen von Kastilien und Aragón und damit seit 1516 die erste Königin ganz Spaniens –, nachdem sie mehr als die Hälfte ihres 75-jährigen Lebens in Gefangenschaft verbracht hat; eingesperrt von ihrem Mann, dann von ihrem Vater, schließlich sogar vom eigenen Sohn.

Ein Opfer politischen Machtdenkens ist sie gewesen, eine Regentin ohne Einfluss, die an der Spitze der größten Macht ihrer Zeit stand. Und während Konquistadoren auch in ihrem Namen riesige Herrschaftsgebiete eroberten, blieb das eigentliche Reich der *Juana la loca*, wie sie genannt wurde, Johanna die Wahnsinnige, lange Zeit ein von Kerzenlicht erleuchtetes Zimmer ohne Fenster.

Spanien, Ende des 15. Jahrhunderts. Jahrzehntlang haben die Rivalitäten zwischen den benachbarten Königreichen Kastilien und Aragón ge-

währt. Durch eine Hochzeit ist es gelungen, die Kronen zu verbinden. So erstreckt sich das Reich nun fast über die gesamte Halbinsel – nur Navarra (bis 1512) und Portugal sind noch eigenständig – sowie über die Balearen, Kanaren, Sardinien, Süditalien. Regiert wird es von einer Doppelspitze: den Königen Ferdinand von Aragón und Isabella von Kastilien.

Johanna, 1479 geboren, ist das dritte Kind des Königspaars, ein hübsches, sensibles Mädchen, das gut tanzen kann und ausgezeichnet die Tastatur des Klavichords beherrscht.

Die Infantin ist gerade 16, da arrangieren die Eltern ihre Hochzeit. Denn Spanien befindet sich im Krieg mit Frankreich, und so suchen Isabella und Ferdinand nach Verbündeten. Heiratsallianzen mit Portugal und England bestehen bereits, nun könnte eine Ehe mit dem österreichischen Herrscherhaus der Habsburger die Franzosen in Westeuropa gänzlich isolieren.

Eine Doppelhochzeit mit zwei Kindern Kaiser Maximilians I. wird geplant: Johannas Bruder Johann soll sich mit Erzherzogin Margarethe von Österreich vermählen, und die Infantin wird Philipp dem Schönen versprochen, der im Auftrag seines Vaters die niederländischen Gebiete regiert.

Im Herbst 1496 trifft Johanna in der Grafschaft Flandern ihren zukünftigen Gatten: einen kraftvollen jungen Mann, dem die langen Haare über die Schultern fallen. Philipp wird zu Johannas großer Liebe; der Habsburger dagegen stürzt sich schon bald in zahllose Affären.

Gekräut schreit und schlähgt Johanna mitunter in maßloser Eifersucht auch öffentlich auf ihren Gatten ein. Schließlich zieht sie sich zurück, meidet Menschen.

Sie ist niedergeschlagen, geplagt von Heimweh und Depressionen. Sie weint viel, bald erfahren Ferdinand und Isabella, dass ihre weit entfernte Tochter nur noch selten betet und beichtet, sich zudem kaum noch wäscht.

Dann, 1497, stirbt der Erbprinz Johann, ohne einen Nachfolger gezeugt zu haben. Seine Schwester Isabella rückt in der Rangfolge nach, doch ein Jahr darauf stirbt auch sie, bei der Geburt ihres Sohnes. Und etwas später muss dieser ebenfalls zu Grabe getragen werden.

Nun ist Johanna Spaniens Thronfolgerin. 1501 bricht sie, inzwischen Mutter von drei Kindern, in die Heimat auf, um offiziell als Erbin der Krone anerkannt zu werden und die Huldigung ihrer

künftigen Untertanen entgegenzunehmen.

Die Ankunft in Spanien ist prächtig: Viele Einwohner nehmen mehrere Tagesreisen auf sich, um der künftigen Herrscherin zuzujubeln, die mit ihrem Hofstaat auf eigens verbreiterten Wegen und über verstärkte Brücken in die Heimat zurückkehrt.

Besonders innig ist das Wiedersehen mit dem Vater in Madrid: „Sie umarmte ihn und küsste ihn“, so ein Chronist, „und bereitete ihm einen Empfang, der so herzlich war, wie sie nur konnte.“

Die Mitglieder der Cortes, der Ständeversammlung, erkennen am 27. Mai 1502 in der festlich geschmückten Kathedrale von Toledo Johanna als Thronerbin an: ein bedeutsames Zeremoniell, denn ohne Einverständnis der Cortes, die sich aus Adel, Klerus und Vertretern der Städte zusammensetzen, kann sie ihr Erbe nicht antreten.

Johanna ist nun eine bedeutende Frau. Und Philipp, ihr Ehemann, hat für sich längst die Chance erkannt, einer der mächtigsten Männer seiner Zeit

zu werden – denn durch die Hochzeit haben die Habsburger ein Anrecht auf beide spanische Kronen.

Neun Monate später wird Johanna zum vierten Mal Mutter. Philipp ist schon vor der Geburt in die Niederlande zurückgekehrt. Nun will die Infantin mit dem Neugeborenen zu ihrem Mann und den Kindern reisen, doch ihre Eltern halten sie zurück; sie möchten die Erbin des Throns in Spanien wissen.

Erneut leidet Johanna unter Depressionen. Sie weint und schweigt und lässt kaum noch etwas. Eines Nachts stiehlt sie sich aus der Burg davon, wird aber von Wachen gestellt. Fünf Tage weigert sie sich, in ihr Zimmer zurückzukehren, stattdessen sucht sie in einer Küche Zuflucht.

Isabella reist an und trifft auf eine aufgebrachte Tochter, die ihre Selbstkontrolle verloren zu haben scheint. „Unter Missachtung dessen, was eine Tochter zu ihrer Mutter sagen darf“, habe Johanna mit ihr gesprochen, schreibt die Königin später in einem Brief. Schließlich gestattet sie ihrer Tochter die Abreise.

Zurück am Hof in Brüssel, nehmen die Probleme zu.

Philipp der Schöne ist Johannas große Liebe – und der erste Habsburger auf dem kastilischen Thron. Der machtbewusste Fürst betreibt die politische Isolation seiner Frau



Johanna um 1496, dem Jahr ihrer Hochzeit. Die Ehe der 16-Jährigen mit dem Sohn des römisch-deutschen Kaisers begründet eine Allianz im Krieg gegen Frankreich (Porträt von Juan de Flandes)

Johanna wird offenbar zunehmend despottisch und hochmütig. Und ist nach wie vor rasend eifersüchtig. Die zahlreichen Affären Philipps kränken die junge Frau, die ihren Gatten tatsächlich liebt – ein Gefühl, das bei den Zweckehren zwischen Herrscherhäusern die Ausnahme ist und weder berücksichtigt noch erwartet wird.

Einer Mätresse ihres Mannes entstellt sie mit einer Schere das Gesicht, einer vermeintlichen Geliebten lässt sie den Kopf scheren. Zudem versucht sie, alle Hofdamen in Philipps Umgebung durch maurische Sklavinnen zu ersetzen. Ihr Gatte wehrt sich, indem er sie schlägt und beleidigt und nicht mehr mit ihr schläft.

Ende November 1504 erfährt Johanna, dass ihre Mutter gestorben ist; nun ist sie die neue Königin von Kastilien. Dies scheint auch in Philipp neue Leidenschaft zu wecken – neun Monate später bringt Johanna ihr fünftes Kind zur Welt.

Aber die Harmonie währt nur kurz; mitunter sperrt Philipp seine Frau nun sogar

in deren Zimmer ein. Mit einem Stock schlägt die Prinzessin gegen die Türen oder schreibt dem immer noch leidenschaftlich geliebten Mann sehnsvolle Briefe. Dann wieder bleibt sie tagelang im dunklen Zimmer, verweigert das Essen, röhrt sich nicht, spricht mit niemandem.

Dass die labile Psyche ihrer Tochter Schatten auf deren Regentschaft werfen könnte, hatte Königin Isabella bereits geahnt, erinnerte sie das Verhalten der Infantin doch allzu oft an das ihrer eigenen, fanatisch religiösen und zur Melancholie neigenden Mutter.

In ihrem Testament deutet Isabella eine geistige Störung der Thronerbin an und bestimmt, dass im Zweifel ihr Mann Ferdinand Kastilien so lange mitregieren soll, bis Johannas Erstgeborener Karl sein 20. Lebensjahr erreicht hat. Doch dieser Plan hat einen Fehler: Er lässt keinen Platz für Philipp.

So kommt es zwischen Ferdinand und dessen Schwiegersohn zum Kampf um die Macht, obwohl

Nach Philipp's Tod reist Johanna monatelang mit dessen Sarg durchs Land. Der gespenstische Zug ist nur nachts unterwegs und trägt Johanna den Beinamen »die Wahnsinnige« ein



Johanna offiziell Regentin bleibt. Denn die Cortes lehnen es aus politischer Vorsicht ab, die Königin für regierungsunfähig zu erklären – möglicherweise aus dem gleichen Grund, aus dem Historiker bis heute um Johannas Rolle in der spanischen Geschichte streiten: Ist die junge Frau wirklich hochgradig labil oder nur ein Opfer der Umstände?

Im April 1506 treffen Johanna und Philipp in Spanien ein. Der Habsburger versucht, den Adel für einen möglichen Krieg gegen seinen Schwiegervater zu gewinnen. Doch dazu kommt es nicht, denn Ferdinand will einen Bürgerkrieg um jeden Preis vermeiden. Gegen eine Reihe von Zugeständnissen und Entschädigungen zieht er sich daher nach Aragón zurück.

Nun ist der Weg frei für Philipp, der durch seine Heirat mit Johanna ebenfalls den Königstitel trägt. Um seine Frau zu isolieren, schließt er sie konsequent vom Hofleben aus; sie fürchtet sogar, er wolle sie einsperren. Damit hat der erste Habsburger auf dem kastilischen Thron im September 1506 den Höhepunkt seiner Macht erreicht.

Wenige Tage später aber ist der 28-Jährige tot. Vermutlich einer Fieberinfektion erlegen.

Nach Philipp's Tod verfällt Johanna in Apathie. Sie zieht sich mehr und mehr zurück, schweigt viel, isst kaum. Fragt nicht nach ihren in den Niederlanden und Aragón lebenden Kindern. Ignoriert Dokumente, die man ihr zum Unterzeichnen reicht.

Das Herz des Toten wird der Tradition gemäß an seinem Geburtsort, in Brügge, beigesetzt. Den einbalsamierten Leichnam aber lässt die zum sechsten Mal schwangere Johanna drei Monate später aus seinem Grab bei Burgos holen, denn zu Lebzeiten hatte ihr Mann gewünscht, dereinst in der Stadt Granada beerdigt zu werden, jenem symbolträchtigen Ort, dessen Rückeroberung von den Mauren 1492 das Ende der Reconquista markierte.

Mehr als 650 Kilometer sind es von Burgos im Norden bis nach Granada nahe der Südküste. Begleitet von den Totengebeten der Geistlichen, setzt sich im Winter 1506 ein gespenstischer Zug in Bewegung, der bei Nacht

unterwegs sein wird, monatelang. Beleuchtet von den Fackeln der Leibgarde, ziehen vier Pferde den Wagen mit dem schmuckvoll verzierten Sarg. Wird er über Nacht in einer Kirche aufgebahrt, müssen Soldaten Wache halten und allen Frauen den Zutritt verwehren – so groß ist nach wie vor Johannas Eifersucht.

Selbst Nonnen empfindet die Monarchin als Bedrohung, weshalb es zu bizarreren Szenen kommt: Statt in einem Kloster bei Hornillos Rast zu machen, lässt die Königin den Leichnam aus seinem Sarg nehmen und über Nacht auf offenem Feld aufbahren. „Johanna, die Wahnsinnige!“, sagen die Menschen nun.

So apatisch ist die Monarchin, dass eine Adelsjunta die Amtsgeschäfte übernimmt und sie an Ferdinand übergibt, der 1507 nach Kastilien zurückkehrt.

Im Februar 1509 erreicht Johanna mit dem Sarg ihres Mannes die Stadt Tordesillas – in zwei Jahren hat sie nur 150 Kilometer Wegstrecke zurückgelegt. Die Liebe und die Nähe zum Toten scheinen zur Besessenheit geworden zu sein; selbst Papst Julius II. kann sie mit einer persönli-

chen Botschaft nicht dazu bewegen, Philipp endlich zu begraben. Auf die Bitte des Heiligen Vaters hat sie mit ihrer üblichen Antwort entgegnet: „Nicht so eilig.“

Tordesillas ist einer der Königssitze des fahrenden und an verschiedenen Orten residierenden Hofes. Am Rand der Stadt liegt der zum Kloster umgebauten Palast.

Lebend wird Johanna ihn nicht mehr verlassen.

Ihr Zustand hat sich weiter verschlechtert, sie wirkt verwahrlost, die Kleider schmutzig, auch der Körper ungewaschen. Weil er ihre Entführung durch Anhänger Philipp's fürchtet, beschließt Ferdinand, seine Tochter in Tordesillas festzusetzen. Doch schon bald dient ihm diese Schutzhälfte dazu, ohne sie regieren zu können.

Bewacht wird Johanna von einem Pfarrer, der sie gemeinsam mit den Bediensteten demütigt und erniedrigt. Kammerzofen verbrühen sie mit heißem Badewasser. Der Vater weiß davon, doch er unternimmt nichts.

Trost und Halt findet die Königin nur in ihrer jüngsten Tochter Katharina, dem einzigen Kind, das ihr geblieben ist – vier Nachkommen leben in den Niederlanden, Sohn Ferdinand in der Obhut seines Großvaters, des Königs von Aragón.

Vor Angst, man könne ihr Katharina wegnehmen, bringt Johanna das Mädchen in einem Zimmer am Ende der eigenen Gemächer unter. Ein fensterloser Raum, den nur eine Öllampe erhellt. Aus Mitleid wird ein

Diener schließlich ein Loch in die Mauer schlagen; nun kann das Mädchen auf Kinder blicken, die zum Spielen an den Fuß des Turms kommen. Zum Dank wirft die Infantin manchmal Silbermünzen hinunter.

So vergehen Jahre. Mindestens dreimal besucht der Vater seine Tochter, die tagelang die Nahrung verweigert und so antriebslos ist, dass sie ihre verschlissene Kleidung oft selbst zum Schlafen nicht ablegt.

1516 stirbt Ferdinand. Kurz darauf erheben sich die Bewohner von Tordesillas aus Mitleid und vertreiben den verhassten Pfarrer. Nun ist Johanna nominell Herrscherin über Kastilien und Aragón und damit ganz Spanien – doch da lässt sich Johanna in den Niederlanden den lebender ältester Sohn Karl zum König ausrufen.

Der selbstbewusste 16-Jährige will gemeinsam mit seiner Mutter den Titel tragen. Ein Staatsstreich gegen die rechtmäßige Thronerbin! Seine Berater hoffen vermutlich, die Cortes werden angesichts Johannas Zustands den jungen Mann als Mitregenten anerkennen.

1517 betritt Karl zum ersten Mal in seinem Leben

spanischen Boden. Der Bestätigung als Monarch gehen zähe Verhandlungen mit den Cortes in Aragón und Kastilien voraus – die Skepsis gegenüber einem ausländischen König ist genauso groß wie die Sorge, die wichtigsten und einträglichsten Ämter könnten fortan nur mit Burgundern besetzt werden.

Der künftige König muss mehr als 80 Forderungen erfüllen, ehe ihm die Ständevertreter ihre Gefolgschaft zusichern. Unter anderem garantiert Karl, er werde Spanisch lernen, bald heiraten, kein Gold ins Ausland schaffen und das Gerichtswesen reformieren.

Am 4. November 1517 steht der von einer Tante erzogene Karl in Tordesillas seiner Mutter gegenüber. Die setzt sich über das strenge Protokoll hinweg und umarmt ihren Sohn. Kraft für das Leben scheint sie da plötzlich wieder zu schöpfen – doch Karl will ebenso unabhängig regieren wie sein Großvater.

Daher setzt er den Marquis von Denia, einen loyalen Despoten, an die Spitze des etwa 300-köpfigen Hofes der Königin. Er soll Johanna

abschotten. Seine Mutter sei verrückt, behauptet Karl vor den Cortes, und müsse in ihren Gemächern bleiben. Der Marquis von Denia sei sein Zeuge.

Offiziell stehen „Johanna und Karl von Gottes Gnaden“ nun gemeinsam an der Spitze des neuen Großreichs *Hispania*, wie es nach dem römischen Namen für die Iberische Halbinsel heißt.

Tatsächlich aber wird Karl I. 40 Jahre allein als König herrschen – und als Kaiser Karl V. das Heilige Römische Reich führen. Er wird sein Herrschaftsgebiet zu einem gewaltigen Konglomerat aus Königreichen und Besitzungen quer über den gesamten Globus ausbauen. Zu einem Imperium, in dem, so Karl, „die Sonne nicht mehr untergeht“.

Johannas Schicksal dagegen bleibt überschattet, auch wenn es sich noch einmal zu wenden scheint: Erzürnt unter anderem über höhere Steuern, die Karl zur Finanzierung seiner Kriege eintreiben lassen will, revolteren 1520 kastilische Bürger gegen den Herrscher: In mehreren Städten bilden sich Milizen – auch in Tordesillas, wo der Marquis von Denia vertrieben wird.

Die Rebellen hoffen auf die Unterstützung der Königin, die mit den Aufständischen sympathisiert. Zwei-einhalb Monate regiert eine Junta mit ihrer Hilfe 13 Städte. Dann scheitert die Rebellion – nicht zuletzt, weil Johanna ihrem Sohn Karl gegenüber loyal bleibt: Beharrlich weigert sie sich, die Beschlüsse der Aufrührer zu unterzeichnen und damit zu legitimieren.

Mit der Rückkehr des Marquis von Denia im Dezember 1520 beginnen Johannas schlimmste Jahre. Nur in Begleitung von Aufpasserinnen darf sie sich im Palast bewegen. Wird immer wieder in ein fensterloses Zimmer gesperrt, um zu verhindern, dass sie von den Emporen um Hilfe ruft.

Zwölfmal besucht Karl seine Mutter; bleibt manchmal für mehrere Wochen. Im Herbst 1524 verlegt er den Königshof für einen Monat nach Tordesillas. 1536 bringt die Familie sogar gemeinsam Weihnachten. Dabei kniet Karl unter dem Jubel der Höflinge ergeben vor seiner Mutter.

Obwohl er sie gefangen hält, hegt Johanna keinen Groll gegen ihren Sohn, der ihr stets mit Respekt begegnet. Weshalb er sie nach seinen Besuchen aber immer wieder isolieren lässt, ist bis heute rätselhaft.

So vergehen weitere Jahre, in denen eine Frau in den Gemäuern des Klosters von Tordesillas dahinsiecht, die allen Grund zum Sterben hätte und sich doch ans Leben klammert. Erst 1555, nach 46 Jahren Gefangenschaft, erlischt Johannas Kraft. Die erste Königin von Spanien findet ihre letzte Ruhe neben ihrem Ehemann in Granada – denn dorthin ist der Sarg Philipps einst doch noch gebracht worden.

Der Grabstein, der ihren Sarkophag in der Kathedrale bedeckt, zeigt die Statuen des Königspaares. Dort liegen sie, in Marmor gehauen, mit voneinander abgewandten Gesichtern. □

Johannas ältester Sohn Karl wächst in den Niederlanden auf. 1517 besucht der 17-Jährige seine Mutter – und erklärt sie für verrückt, um fortan allein herrschen zu können



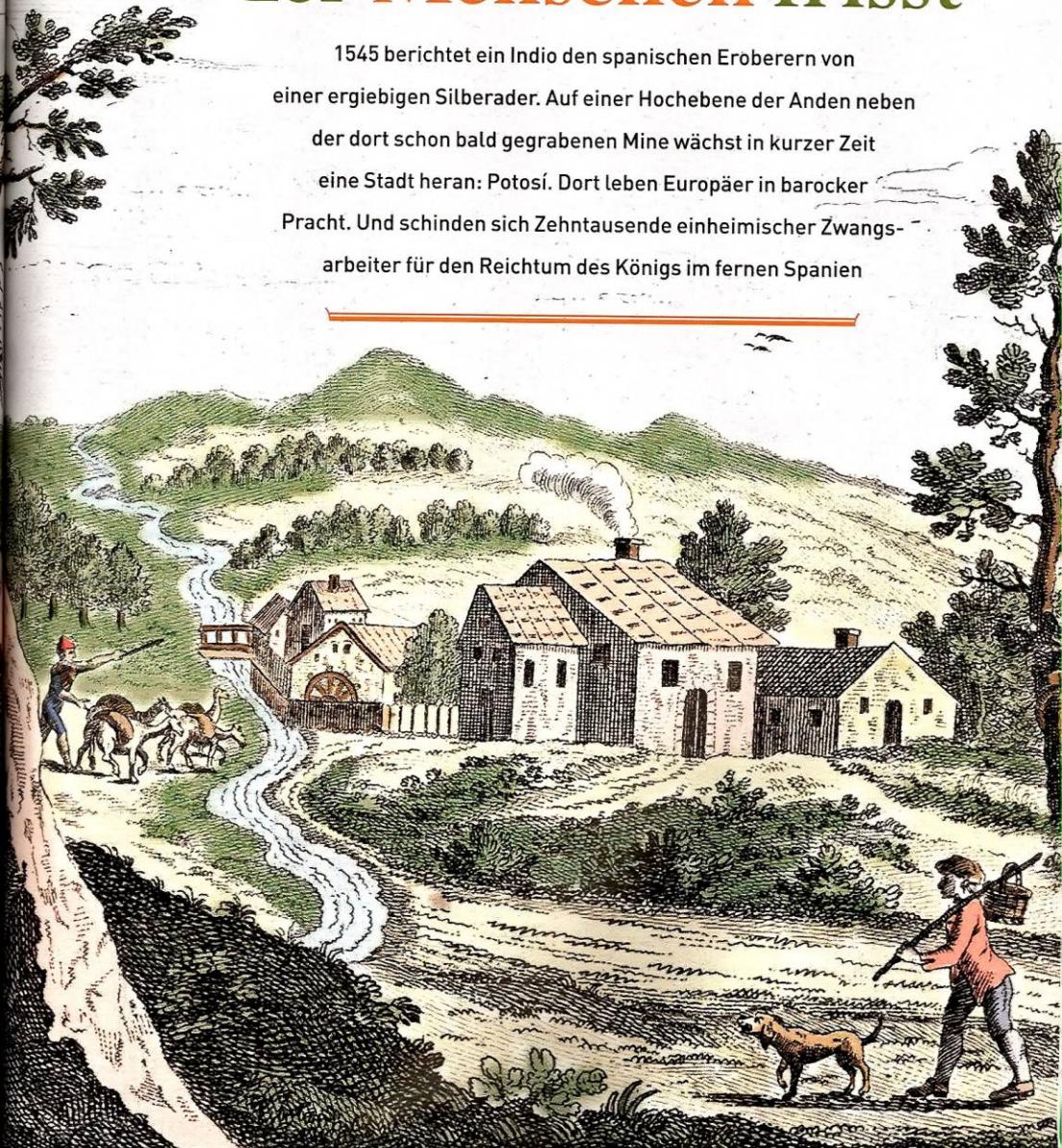
Markus Wolff, 37, ist Redakteur bei GEO Special.



Der Niederländer
Theodor de Bry
(1528-1598) hält den
Bergbau von Potosí
und andere Szenen
aus Amerika in
zahlreichen Kupfer-
stichen fest

Der Berg, der Menschen frisst

1545 berichtet ein Indio den spanischen Eroberern von einer ergiebigen Silberader. Auf einer Hochebene der Anden neben der dort schon bald gegrabenen Mine wächst in kurzer Zeit eine Stadt heran: Potosí. Dort leben Europäer in barocker Pracht. Und schinden sich Zehntausende einheimischer Zwangsarbeiter für den Reichtum des Königs im fernen Spanien



Um 1650 ist Potosí die bevölkerungsreichste Stadt Amerikas

Potosí liegt über den Wolken. In einer Schüssel aus gepresster Erde und zerfaltetem Stein. Die Luft ist dünn auf 4000 Meter Höhe in der fast vegetationslosen Hochebene des Altiplano. Am Tag brennt die Sonne über der Andenstadt. Nachts aber herrscht oft Frost. Manchmal bedeckt sogar mitten im Sommer eine Haube aus Schnee den Cerro Rico, den „reichen Berg“. Er überragt Potosí wie eine gewaltige Pyramide, die im Ton von Rost und Rot schimmert und deren Spitze 4800 Meter hoch reicht.

Indianische Arbeiter schuften am Cerro Rico. Sie haben das Gipfelplateau des Berges aufgegraben. Kerben in seine Flanken geschlagen, die Hänge durchlöchert. Immer weiter wühlen sich die Arbeiter in den Berg. Die oberflächlichen Silberadern sind längst erschöpft. Und so reichen jetzt, um 1650, manche der Schächte 400 Meter in die Tiefe.

Leitern aus Lederriemen und Holzsprossen, bis zu 25 Meter lang, führen abwärts in die stickige Dunkelheit. Plattformen aus Holz trennen die Leitern. Wer hinunter in den Berg muss, den erfassen leicht Schwindel und Platzangst. Und vielleicht sogar das Gefühl, direkt in jene Höle abzusteigen, von der die spanischen Priester nicht müde werden zu predigen.

Vom Grund der Gruben schleppen die Arbeiter das Erz, das mit eisernen Hacken und Stangen aus den Silberadern gebrochen wird, nach oben. Meist klettern mehrere Männer zugleich hinauf. Jeder trägt etwa 25 Kilogramm mineralhaltiges Gestein. Die Brocken verstauen sie in Tüchern aus grober Wolle, die sie über der Brust verknöten. So ruht die Last auf dem Rücken. Ein Panzer aus Silbererz.

Derart beladen kriechen die Träger wie Käfer die Leitern hinauf. Schwitzend, keuchend und angetrieben vom bitteren Saft der Kokablätter, der den Mund brennt, den Puls beschleunigt und die Kräfte steigert. Die Gesichter der Männer sind rostrot vom Erzstaub.

Mit einer Kerze beleuchtet der Erste der Gruppe den Weg. Sie ist an seinem Daumen festgebunden. Damit er sich beidhändig an die Sprossen klammern kann. Denn der Aufstieg in der an Sauerstoff armen Luft ist Schwerstarbeit. Und hals-

brecherisch dazu. Wer auf den schwankenden Leitern den Halt verliert und fällt, wird zerschmettert. Mitunter sind die Schreie jener zu hören, die in die Finsternis und in den Tod stürzen.

Auch wenn ein Schacht oder Stollen einbricht, gibt es meist keine Rettung mehr; die Eingeschlossenen sind dann lebendig begraben – „verschluckt von der Bestie Bergbau“, wie der Minenbesitzer Luis Capoche 1585 in einer Chronik Potosí notiert. Den Cerro Rico nennt der Spanier einen „schröffen Henker, der Tag für Tag Indios frisst“. Manchmal Dutzende zugleich, wenn die Decke eines Schachts einstürzt.

Tausende Indios schürfen hier nach Silber. Tag und Nacht, bei jedem Wetter. Und Tausende arbeiten am Fuß des Berges. In den Wassermühlen, deren eiserne Hämmer das Erz zertrümmern und zermahlen. An den Becken, in denen mithilfe von Quecksilber aus dem pulverisierten Gestein das Silber extrahiert wird. Und an den Öfen, wo die „Tränen des Mondes“, wie die Arbeiter das Silber nennen, geschmolzen und zu Barren gegossen werden.

Ein Stück nördlich des Cerro Rico breite sich das Potosí der Spanier aus – umgeben von den Quartieren der Arbeiter, deren Hütten die nackte Hochebene wie eine Kruste aus Lehm und Stein überziehen. Prächtige Kirchen, reiche Klöster, pompöse Herrenhäuser sowie luxuriöse Villen prägen das Potosí der Silberbarone, der Abenteurer und Händler, der königlichen Kolonialbeamten, der katholischen Würdenträger.

Und auf der Plaza Mayor, dem Mittelpunkt der Europäerstadt, versinnbildlicht das Arrangement der Bauten die Ordnung im spanischen Weltreich. An der Nordseite, dem höchsten Punkt des Platzes, thront die Kirche, die Iglesia Mayor, Symbol der himmlischen Macht.

Die tiefer gelegene Südseite besetzen die Real Caja und die Casa de Moneda; sie repräsentieren den spanischen König, die irdische Gewalt. In der Real Caja, dem Schatzamt der Krone, müssen die privaten Minenbesitzer das dem König zustehende Fünftel allen Silbers abliefern. In der Casa de Moneda wird das Metall zu Münzen geschlagen. Der Silberreal aus Potosí ist weit verbreitet. In den spanischen Kolonien, in Europa und in Asien.

An der Westseite der Plaza erhebt sich das Rathaus. Mit Gefängnis, Amtsstu-



Schon bald nach der Rückkehr von Kolumbus gehen in Europa Gerüchte um über die märchenhaften Reichtümer Amerikas. Abenteurer wie der Spanier Hernando Cortés (1485–1547) segeln nach Westen, um Gold und Silber zu erbeuten. Mithilfe indianischer Verbündeter unterwirft der Konquistador bis 1521 das mexikanische Großreich der Azteken



Der 4800 Meter hohe Silberberg Cerro Rico überragt Potosí. Die meisten der bis zu 160 000 Einwohner sind Indios (Gemälde von 1758)

ben, dem Saal der Stadtverwaltung. Dort treten die Ratsherren zusammen. 16 Porträts von Mitgliedern des in Madrid herrschenden Hauses Habsburg sowie ein Christusbild mit Baldachin und Vorhang schmücken die Residenz der lokalen Macht.

An der Ostseite der Plaza Mayor fehlen große Bauten. Dort stehen Läden, wird gehandelt und gefeilscht. Auf dem Platz selbst finden Stierkämpfe statt und Fiestas an Feiertagen.

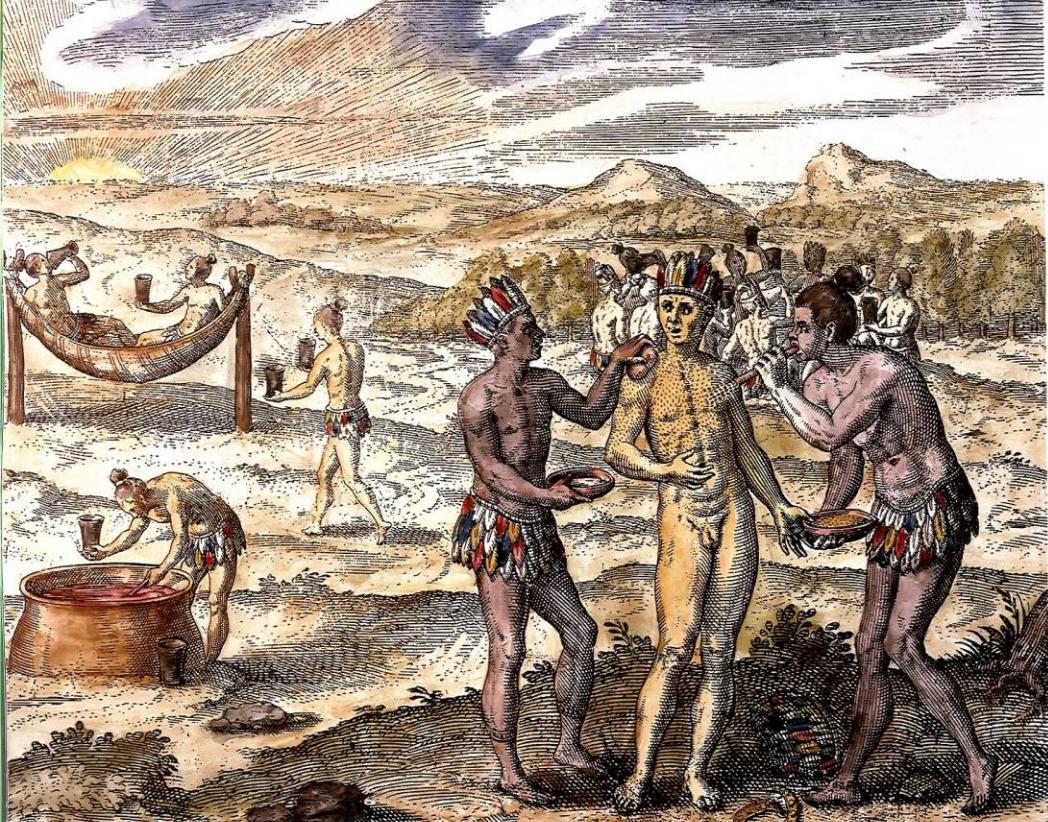
Vielleicht 160 000 Menschen leben um 1650 in Potosí, darunter mehr als 100 000 Indios. Die Siedlung vor dem Cerro Rico ist Amerikas bevölkerungsreichste Stadt und – nach Neapel – die zweitgrößte des spanischen Weltreiches. Ein Ort des Überflusses: „Kaum sind Feigen und Trauben reif“, so berichtet ein Chronist, „erscheinen sie auf der Plaza Mayor. Früher noch als auf der Tafel des Vizekönigs von Lima.“

Wie ist es dazu gekommen, dass auf dem so kargen Hochland der Anden eine der größten Metropolen der Welt

entstehen konnte? Auf 4000 Meter Höhe und in einer Region, wo es keinen Wald gibt, keine Wiese und kein Feld? Und wo über Monate kaum ein Tropfen Regen fällt?

Der einzige Grund für die Existenz Potosí ist die rostrote Pyramide: Den Cerro Rico durchziehen derart mächtige Adern von dicht gepacktem Silberz, dass aus seinen Gruben weitaus mehr von dem Edelmetall gefördert wird als aus jeder anderen Silbermine Amerikas.

Der Cerro Rico ist die Quelle eines beispiellosen Reichtums. Und das kräftig schlagende Herz des spanischen Kolonialreiches. Denn Ende des 16. Jahrhunderts entspricht die jährliche Silberproduktion von Potosí fast der Hälfte aller Ausgaben der spanischen Krone im Mutterland und in Europa. 1592, im Jahr der höchsten Ausbeute, schleppen die Indios sogenannte 202 000 Kilogramm Silber aus dem „reichen Berg“. Wert: fast sechs Millionen Dukaten.



In einem Reich am Guatavita-See lasse sich dessen indianischer Fürst den Körper mit Goldstaub pudern, erzählen sich die Spanier

So hat der Berg aus Silber Potosí erschaffen. Eine der reichsten Städte der Erde – und die vielleicht absurdste. Weil bis hin zum einfachen Nagel alles mühsam über die Anden geschafft werden muss. Von indianischen Trägern, mit Maultieren, auf Eseln. Und durch kilometerlange Karawanen mit Hunderten von Lamas. Etwa 200 solcher Karawanen zu je 500 Lamas sind alljährlich nötig zur Versorgung Potosís. Mit Mais, Weizen, Kartoffeln, Fleisch, Salz, Koka und Wein, mit Holz, Papier, Eisen, Schwarzpulver, Quecksilber.

In dieser seltsamen Stadt auf 4000 Meter Höhe sind die meisten Bewohner mit dem Heranschaffen und dem Handel von Waren beschäftigt. Und mit dem Transport des Silbers. Denn lange Züge von Lamas schleppen das zu Barren gegossene oder gemünzte Metall hinunter zum Pazifik.

Entlang der Küste wird es nach Lima verschifft, zur Residenz des spanischen Vizekönigs von Peru. Von dort und über die Landenge von Panama gelangt es an den Atlantik, wo

Lastsegler die Fracht aufnehmen für die Überfahrt nach Sevilla. Das ist zumindest der offizielle Weg. Doch darüber hinaus bringen Schmuggler große Mengen Silber über den Río de la Plata („Silberfluss“) ans Meer.

Der beispiellose Silberstrom aus Potosí füllt die Kassen der Krone. Und die Taschen der Kaufleute, der Silberspekulanten, der Schmuggler – und der Freibeuter. Denn französische und englische Piraten machen von ihren Stützpunkten auf Haiti und Tortuga Jagd auf die schwer beladenen spanischen Silberschiffe. Sie erbeuten gewaltige Schätze.

Der Silberberg von Potosí ist einer der wertvollsten Funde, welche die Spanier auf ihrer rastlosen Suche nach den Reichtümern Amerikas machen. Die Jagd nach den Schätzen der Neuen Welt beginnt um 1500 mit den Konquistadoren, die bald nach der ersten Reise des Christoph Kolumbus in die Karibik und in Amerika einfallen – erfüllt

Wo er auch anlandet, zuerst fragt Kolumbus nach Gold

von einer unstillbaren Gier nach Gold und Silber und von der unbeirbaren Gewissheit, dank ihres Glaubens die einzige Wahrheit zu besitzen.

Doch oft wissen die Konquistadoren überhaupt nicht, wo genau sie sich in dem unbekannten Erdteil befinden – noch, wohin sie ihre Vorstöße führen. Aber sie wagen sich in wegglose Regenwälder, in Sümpfe der Fäulnis und des Fiebers und auf nackte Hochebenen. Selbst 4000 Meter hohe Pässe quälen sie sich hinauf. Erschöpft, frierend, höhenkrank.

Bei ihren Gewaltmärschen ins Unbekannte treibt sie vor allem der Traum vom Goldland an. Von El Dorado. Dem sagenhaften Königreich, das irgendwo in ihrem „Indien“ liegen soll und wo Gold angeblich ein so häufiges und gewöhnliches Metall ist wie Eisen in Spanien. Doch der Glaube an das „Goldland“ geht vermutlich auf einen Irrtum zurück: Indios, die in der Nähe des Guatavita-See (nahe dem heutigen Bogotá) leben, salben ihren Herrscher und pudern ihn dann mit Goldstaub: *El dorado* ist also nicht der Name eines Landes, es bedeutet „der Vergoldete“.

Doch der Mythos ist in der Welt, und überall in Spanien machen sich Abenteurer auf, das Gold zu finden. Im Frühjahr 1519 etwa landet der Konquistador Hernando Cortés mit elf Schiffen, 16 Pferden, 14 Geschützen und 500 Mann an der Küste Mexikos. Die spanische Eroberung des amerikanischen Festlands beginnt.

Bei ihrem Vormarsch stoßen die Spanier auf Kulturen, die ihrem Ansturm nicht gewachsen sind. Nie zuvor haben die dort lebenden Azteken einen Europäer erblickt. Sie sehen in den weißhäutigen Eindringlingen überirdische Wesen. Götter. Als sie ihren Irrtum erkennen, ist es zu spät, die Invasoren zu vertreiben.

Auch die Bedingungen, unter denen Spanier und Azteken aufeinandertreffen, sind ungleich: Schwerter aus Stahl gegen Waffen aus Obsidian, Kanonen gegen Steinschleudern, Musketen gegen Speere. Vor allem aber findet Hernando Cortés schnell indianische Verbündete.

Am 13. August 1521 nimmt er Tenochtitlán ein, die Hauptstadt der Azteken. Am 15. Oktober 1522 ernennt ihn der spanische König zum Statthalter und Generalkapitän des unterworfenen Reiches. Nueva España heißt es nun. Neu-Spanien.

In den Jahren darauf schickt König Karl I. weitere Expeditionen aus. Den ersten großen Vorstoß ins Innere Südamerikas führt der ehemalige Schweinehirte Francisco Pizarro an. Im Mai 1532 erreicht er mit drei Schiffen, etwa 180 Männern und einigen Dutzend Pferden die peruanische Küste. Von dort bricht er zu seinem Marsch in die Anden auf. Zu den Hochtälern der Inka, von deren Reichtum er wohl gehört hat.

Der Zeitpunkt ist günstig, weil ein Streit um den Inka-Thron zwischen den Brüdern Atahualpa und Huascar das Reich gefährlich schwächt – einen ursprünglich straff organisierten Staat mit Bergfestungen, Stufenpyramiden, Wasserleitungen und terrassierten Gärten, mit einem Nachrichtensystem von Läufern und einem schlagkräftigen Heer.

Wie die Azteken herrschen auch die Inka mit Gewalt über zahlreiche andere Völker. Manche begehrten immer wieder auf. So kommt es, dass es dieser lächerlich kleinen Schar von nicht einmal 200 Spaniern gelingt, in kaum mehr als einem Jahr das fragile „Reich der vier Weltgegenden“ zu erobern.

Am 16. November 1532 lockt Pizarro Atahualpa in der Stadt Cajamarca in eine Falle und nimmt ihn gefangen. Trotz Erpressung eines hohen Lösegeldes lässt er den Inkaherrscher am 26. Juli 1533 erdrosseln. Am 15. November zieht Pizarro in Cuzco ein. Die Hauptstadt der Inka ist gefallen.

Karl I. erklärt die Reiche der Azteken und Inka zu seinem Besitz. Zwei Vertreter der Krone sollen sie verwalten – der eine als Vizekönig von Neu-Spanien in Mexiko-Stadt, der andere als Vizekönig von Peru in Lima.

Bald nach dem Vordringen der Spanier beginnt das große Sterben der einheimischen Bevölkerung. Bis zum Jahr 1600 brechen in Mexiko und Mittelamerika schätzungsweise 15 Epidemien aus. Pocken, Masern, Pest, Grippe, Tuberkulose: Die Seuchen der Alten Welt treffen die Bewohner der Neuen Welt mit katastrophaler Wucht. Vor 1500 leben wahrscheinlich 20 Millionen Menschen im späteren Vizekönigreich Peru, ein Jahrhundert darauf sind es weniger als fünf Millionen.

Ihr El Dorado aber finden die Spanier nicht. Weder in Mexiko noch in den Anden. Lediglich im heutigen Kolumbien stoßen sie auf größere Mengen Gold. Von dort stammt auch der überwiegende Teil



Mächtige Indiofürsten wehren sich gegen den Ansturm der Konquistadoren. So der Aztekenherrscher Montezuma II. (um 1465–1520), der über Heere mit bis zu 50 000 Soldaten gebietet. Und doch verliert er sein Reich an Cortés und dessen kleinen Truppe – weil die Spanier unter anderen Indovölkern Verbündete gegen die aztekische Hegemonialmacht finden

Amerikas Minen liefern bis 1660 Silber für 500 Millionen Dukaten



Silberne Reales, geprägt in der Münze von Potosí, sind überall in Europa, aber auch in China und Indien begehrte Zahlungsmittel

jener 180 Tonnen Gold, die bis 1660 nach Sevilla verschifft werden. Entgegen allen Erwartungen aber erweist sich nicht das Gold der neuen Kolonien als Hauptquelle des spanischen Reichtums – sondern ihr Silber.

Anfang 1545 entdeckt vermutlich ein Indio auf der Suche nach einem entlaufenen Lama Silber am Hang des Cerro Rico. Kurz darauf meldet er den Fund seinem spanischen Herrn. Die Hochebene im heutigen Bolivien, über der sich der Berg erhebt, ist weitgehend kahl. Nur manche Flächen bedeckt ein braunes, hartes Gras, und gelegentlich sieht man buschartige Bäumchen. Fast immer ist es windig.

Vor der Ankunft der Spanier lebte niemand auf der Ebene von Potosí. Zum nächsten Dorf ist es eine Stunde Fußweg. Doch bei Porco, einen Tagesmarsch südwestlich des Bergs, haben bereits die Inka Silberabbau betrieben. Ihre Schmelzöfen waren meist aus Stein. Durch Lücken im Mauerwerk blies der Wind in die Öfen und fachte die Glut an, das Silber schmolz.

Wohl im April 1545 gründen Spanier am Fuß des Cerro Rico ein Minencamp mit Namen Potosí. Der Name stammt aus der Indianersprache Quechua und bedeutet „ohrenbetäubender Lärm“. Östlich und südöstlich davon ragt das 5200 Meter hohe vergletscherte Kari-Kari-Massiv auf, an dessen Hängen heftige Winde die Luft

empordrücken, sodass sich hoch oben in der Kälte Wolken bilden. Es regnet oft auf dem Berg. Und das Regenwasser fließt hinab nach Potosí. Ohne Kari-Kari, ohne sein Wasser könnte die Silbermetropole kaum existieren. Denn um das Erz in Mühlen zu zerkleinern und das taube Gestein vom reinen Silber zu trennen, braucht man vor allem eines: große Mengen an Wasser.

Die Ausbeute am Cerro Rico übertrifft jede Erwartung. Um 1550 arbeiten etwa 5000 Indios in den Silberminen. Sie fördern im Jahr weit mehr als 10000 Kilogramm.

Der „reiche Berg“ zieht die Menschen an wie ein Magnet das Eisen. Scharen von indianischen Arbeitern, die der Lockruf des Silbers erreicht, verlassen ihre Dörfer und wandern nach Potosí. Das Camp am Fuß des Berges breitet sich schnell aus. Ein Durcheinander von Häusern, Hütten, Verschlägen. Aufgeschichtet aus Stein, gedeckt mit Stroh und bewohnt vor allem von Arbeitern, deren Frauen und Kindern.

Seit den Tagen der Inka haben die Menschen des Hochlandes Erfahrung im Bergbau. Deshalb ist die Silbergewinnung in den ersten Jahren von Potosí fest in den Händen von Indios – freien Arbeitern, die das Silber im Auftrag spanischer Minenbesitzer und für einen Anteil an der Ausbeute schürfen. In Hunderten, dann Tausenden von Windöfen schmelzen sie das Silbererz.

In Madrid denkt man schon bald darüber nach, wie dieser so unerhört reiche, aber abgelegene Berg am besten zu kontrollieren sei. Der Austausch von Nachrichten zwischen Potosí und Madrid dauert Monate – schnelle Entscheidungen und die Beaufsichtigung der Silberproduktion sind so unmöglich. Deshalb entsendet die Krone lokale Kolonialbeamte in die Stadt.

Rasch wachsen die spanischen Viertel Potosís heran. Anders als die indianischen Quartiere entstehen sie nach einem quadratischen Grundriss mit der Plaza im Zentrum. Am Cerro Rico sind jetzt erfahrene Bergbauexperten aus Europa am Werk. 1561 bevölkern bereits etwa 20 000 Indios und wohl mehr als 1000 Spanier Potosí. 1565 fördern sie aus dem Cerro Rico mehr als 60 000 Kilo Silber.

Doch die Menge nimmt bald darauf ab. Bereits 1568 hat sie sich halbiert: Die leicht abzbauenden Lagerstätten an der



Francisco Pizarro
(um 1476–1541) erobert
1532 das Inkareich, das sich mehr
als 4500 Kilometer entlang
der südamerikanischen Pazifik-
küste erstreckt. Doch die
Herrschaft des Konquistadors
dauert nur kurz: Enttäuschte
Gefolgsleute ermorden
Pizarro im Streit um Beute
in seinem Palast in Lima



Schon seit den Tagen der Inkaherrschaft fördern die Indios Silber und Gold und stellen daraus etwa Geschirr, Tierskulpturen und Schmuck her

Bergoberfläche sind erschöpft. Jetzt müssen sich die Arbeiter tiefer in den Fels graben, doch die Erzadern dort sind ärmer an Silber. Immer mehr Indios verlassen den Berg. Weil die Arbeit härter, gefährlicher wird, sie zugleich aber immer weniger verdienen. Die Siedlung am Cerro Rico gerät in eine Krise. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder lässt sich die Silberproduktion erneut steigern – oder Potosí wird zur Geisterstadt.

Im Oktober 1570 beruft der Vizekönig von Peru einen Gutscherrat ein, um mit dem Erzbischof von Lima, mit Kronbeamten und Theologen über die Rettung des Bergbaus in Potosí zu beraten. Das Thema Zwangsarbeit kommt auf.

Schon die Inka kannten etwa in der Landwirtschaft eine Dienstpflicht nach dem Rotationsprinzip, die *mita*. Der Vizekönig von Peru überträgt diese Mita nun auf den Bergbau und

erlegt jedem indianischen Dorf die Pflicht auf, jährlich rund ein Siebtel aller erwachsenen Männer für die Arbeit in den Bergwerken abzustellen. Ein Jahr sollen sie in Potosí bleiben.

Die Provinz Chiucuito am Titicacasee etwa muss jährlich 2200 Männer in die Minen entsenden. Die Zwangsarbeiter machen sich gemeinsam mit ihren Familien zum Cerro Rico auf, zusammen etwa 7000 Menschen. Zwei Monate brauchen sie für den beschwerlichen, rund 500 Kilometer langen Fußmarsch über die Bergpässe und die Hochebene.

Am Silberberg zwingt man die Männer täglich zwölf Stunden in die Minen. Und selbst wenn sie diese Zeit der Schwerstarbeit überleben, stehen sie nach der Rückkehr in ihre Dörfer oft vor dem Nichts: Die Felder liegen brach.

Dank der Mita nimmt die Produktion nun wieder zu – und in einem derartigen Tempo, dass die Silbermenge zwi-



Tausende Lamas schleppen alljährlich Mais, Kartoffeln und Wein hinauf zur unwirtlichen Hochebene um die Silberstadt

schen 1572 und 1582 um fast das Siebenfache anwächst. In diesen zehn Jahren verändert sich Potosí radikal und wird zu einer Art Industriestadt.

Ein Grund dafür ist die Zwangsarbeit – der andere eine bessere Technik: die Amalgamation. Dabei wird Silber mithilfe von Quecksilber aus dem Erz gelöst. Eine hochwirksame Methode, die ein spanischer Mönch um 1555 entwickelt hat. Allerdings bedarf sie einer aufwendigen Maschinerie zur Zertrümmerung des Erzes. Und man braucht große Mengen Wasser und daher Dämme und Stauseen. All das kostet viel Geld.

Doch Kapital ist vorhanden in Potosí. Und viele der Minenbesitzer und Großkaufleute, die vor der Krise ein Vermögen angehäuft haben, entscheiden sich für das Bleiben. Sie glauben an den Cerro Rico, an die Zwangsarbeit und die Quecksilber, das in Huancavelica, 1200 Kilometer nordwestlich von Potosí, gefördert wird. Sie investieren.

1573 ziehen Scharen von indianischen Arbeitern ins Kari-Kari, das vergletscherte Massiv: zum Bau steinerner Dämme, die mit Schmelzwasser vermengte Regenfluten zu Seen stauen und den Kanal von Potosí das ganze Jahr über mit Wasser versorgen sollen. Für die Quecksilbermethode.

Etwa zur gleichen Zeit errichten Indios in Potosí eine neuartige Erzmühle – am Ufer eines Kanals, der nun zum Motor der Silberproduktion wird. 1603 treibt der Wasserlauf 48 moderne Mühlen an; 1654 sind es 68. Etwa 70 000 Dukaten kostet eine Mühle. Eine Großinvestition.

Und so sehen viele der Stampf mühlen aus: Mauern fassen einen Hof mit Lagerschuppen ein. Steinbassins reihen sich aneinander. Wasserrinnen führen vom Fluss zu einem meist acht Meter hohen Holzrad. Das Wasser treibt das Rad an, das seine Kraft auf einen rotierenden Schaft mit Nocken überträgt. Die bewegen bis zu acht Eisenhämmer, jeder 45 Kilo schwer.

Angeblich tragen die Pferde der Reichen von Potosí silberne Hufeisen

Unablässig zerstampfen sie Erz, zermahlen es zu Mehl. Viel feiner als in den alten Mühlen, in denen das Mineral für die Schmelzöfen nur grob zerstoßen wurde. Allein aus pulverisiertem Erz aber lässt sich das Silber durch Quecksilber lösen.

Die indianischen Arbeiter sieben das Gesteinsmehl und schaufeln es in die Bassins, die bis zu 2,3 Tonnen Pulver fassen. Sie vermischen je 50 Kilo Erz mit etwa drei Kilo Quecksilber. Dann füllen sie die Becken mit Wasser auf, geben Salz dazu, Eisen und manchmal Kupfersulfat.

Anfangs, in den 1570er Jahren, bleibt die Mischung für 25 Tage in den Bassins. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts entzündet man Feuer unter den Becken, denn durch die Hitze lässt sich die Zeit auf fünf bis sechs Tage verkürzen. Dann kommt die Mischung in Bassins, auf deren Grund sich das Amalgam aus Silber und Quecksilber absetzt. Fließendes Wasser schwemmt das darüberliegende Gesteinsmehl weg.

Unter einer Abdeckung aus Lehm erhitzen die Indios anschließend das Gemisch, acht bis zehn Stunden lang. Das Quecksilber verflüchtigt sich – ein Teil kondensiert an der Haube zur Wiederverwendung –, und übrig bleibt eine schimmernde Masse, die an die Waben von Bienen erinnert. Das ist das reine Silber aus Potosí. Der Reichtum Spaniens. Der Pfeiler der Krone. Das Katalp für ihre Weltmachtpolitik.

Schon bald leiden die indianischen Arbeiter unter einem bis dahin unbekannten Gebrechen. Erkrankten viele zuvor an Staublungen oder vergifteten sich durch Dämpfe beim Silberschmelzen, so fallen ihnen nun die Zähne aus. Lähmungen und Zittern quälen die Maladen. Die spanischen Mühlenbesitzer wissen, dass dies Anzeichen einer starken Vergiftung mit Quecksilber sind. Das Schwermetall ist längst überall verteilt. In der Luft, im Wasser, im Boden.

Ausgerechnet dieses Gift aber lässt die Menge des geförderten Silbers ab 1574 so rasant anschwellen. Denn in den knapp 30 Jahren der konventionellen Förderung haben sich am Cerro Rico gigantische Erzhalde angesammelt. Zu wenig silberhaltig für die Schmelzöfen der Inka. Aber nicht für die Amalgamation. Dieser Erzberg füllt nun, zermahlen im Lärm stampfender Mühlen, die Bassins. Und bei den Besit-

zern der Mühlen und Minen, im königlichen Schatzamt und in der Münze stapelt sich das mit der neuen Methode gewonnene Silber in unglaublichen Mengen.

Potosí ist gerettet. „Immer mehr Menschen kommen Stunde für Stunde an“, notiert ein Chronist, „angezogen vom Geruch des Silbers.“ Indios und Spanier. In die Stadt, in der selbst Arbeiter ihr Maisbier aus silbernen Bechern trinken.

Große Vermögen werden zusammengerafft, oft mit Gewalt und Betrug. Denn Potosí ist auch eine Stadt der Fehden und Morde. Und wohl ebenso der Diebe, Räuber, Einbrecher, Spieler und Huren. 1585 beschreibt ein Richter aus dem benachbarten La Plata die Ansiedlung als „Höhle der Diebe“, als „babylonischen Ort“. Und seine spanischen Landsleute schmäht er als „die pervertierteste Sorte Mensch“.

Die Krone finanziert mit den „Tränen des Mondes“ Feste fürs Volk und prunkvolle Paläste. Bezahlt Waffen für Kriege auf dem europäischen Festland und Galeonen für Schlachten auf den Weltmeeren. Und in Spanien kaufen sich Wohlhabende mit dem Silber Luxusgüter: Porzellan, Gewürze, Seide, Glas.

Der Hunger nach ausländischer Ware wächst und wächst. Und an Silber, um ihn zu stillen, mangelt es nicht. Rasansteigt die Nachfrage. Und mit ihr klettern in Spanien die Preise. Für die gleichen Güter muss nun immer mehr gezahlt werden. Auch für heimische Lebensmittel: Der Preis von Olivenöl etwa steigt von 1519 bis 1595 um das Zwölffache.



Der Inka-Herrschер Atahualpa (um 1500 bis 1533) gerät 1532 in einen Hinterhalt der Spanier und wird gefangen genommen. Etwa zehn Tonnen Gold liefern die Untertanen des „Sohnes der Sonne“, um sein Leben zu retten. Doch trotz des gewaltigen Lösegelds lässt Pizarro den Indigofürsten mit einem Würgeisen erdrosseln

Die Förderung in Potosí wird im Verlauf des 17. Jahrhunderts immer zeitraubender und kostspieliger; zugleich nimmt die Menge des gewonnenen Silbers wieder ab. 13 500 Zwangsarbeiter haben die Vorsteher der indianischen Dörfer gemäß der Mita um 1570 bereitgestellt – doch wegen der dramatisch geschrumpften Bevölkerung ist ihnen das nun nicht mehr möglich. Und viele Indios treten lieber als Leibeigene in den Dienst von Spaniern. Denn wer zu einem spanischen Haushalt gehört, ist von der Mita ausgenommen. Andere verdingen sich nach ihrer Dienstpflicht als Lohnarbeiter in Potosí. Bei guter Bezahlung.

Da es dennoch an indianischen Arbeitern mangelt, versuchen es die Spanier mit schwarzen Sklaven. Aber die Afrikaner



Immer wieder kommt es zu Aufständen der Indios. Dieser Stich zeigt, wie Einheimische einem Europäer flüssiges Gold einflößen

vertragen die Höhe und das Klima nicht. Durch die harte Arbeit sterben sie oft schon nach kurzer Zeit.

Um 1600 arbeiten in Potosí rund 50 000 Indios; Etwa 12 500 schuften unter dem Druck der Mita, die anderen sind Lohnarbeiter. Kolonialbeamte pressen die immer geringer werdende Zahl der Zwangsarbeiter nun mit Gewalt zu längeren Dienstzeiten. Und die Dörfer, die zu wenige Männer abliefern, müssen Abgaben zahlen, um damit indianische Lohnarbeiter zu finanzieren.

Bis zum Jahr 1660 treffen in Sevilla knapp 17 Millionen Kilo Silber ein. Gesamtwert: rund 500 Millionen Dukaten; das ist 50-mal so viel, wie die spanische Armada 1588 gekostet hat. Die Krone behält etwa 40 Prozent dieses Silbers ein. Teils als Steuern aus der Neuen Welt, teils als jenes könig-

liche Fünftel, das ihr auf die gesamte Silberproduktion in Amerika zusteht.

Trotz dieser gigantischen Menge aber muss sich die spanische Krone verschulden. Um ihr Weltreich militärisch zu sichern. Mehrfach erklärt der König sogar den Staatsbankrott.

Tausende von indianischen Arbeitern bezahlen für den unaufhörlichen Silberstrom nach Europa mit ihrem Leben. Nach einem Besuch der Minen von Potosí schreibt der Vizekönig von Peru im Jahr 1699: „Nach Spanien wird nicht Silber, sondern Indianerblut verschifft.“ Erst in der 1825 gegründeten Republik Bolivien wird die Mita endgültig abgeschafft.

Aber noch heute, gut 180 Jahre später, kriechen arme Bolivianer, die Wangen ausgebeult vom Koka, in den Berg.

Um das letzte Silber aus dem harten Stein zu kratzen. □

Literatur: Peter Bakewell, „Miners of the Red Mountain, Indian Labor in Potosí, 1545-1650“, University of New Mexico Press; Standardwerk über die Arbeitsbedingungen im Silberbergbau: Carlo M. Cipolla, „Die Odyssee des spanischen Silbers“. Wagenbach; gute ergänzende Lektüre, schildert verständlich Herkunft und Auswirkungen des spanischen Reichtums.

Walter Saller, 51, regelmäßiger Autor von GEOPOCHE, hat die Minen von Potosí am Cerro Rico vor einigen Jahren selbst besucht.

P.M. HISTORY

Special

Sonderheft des großen Magazins für Geschichte

HISTORY Special Nr. 1 DEUTSCHLAND 5,90 €



850 Jahre München

Die Geschichte einer Weltstadt in Deutschland

Heinrich der Löwe

Als der streitbare Herzog die Isarmetropole gründete

Großmacht Bayern

Die Wittelsbacher auf dem Thron

Mordfall Märchenkönig

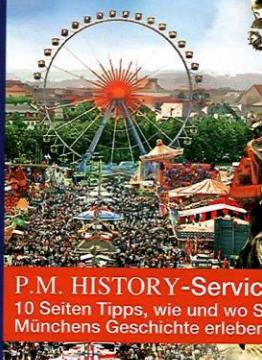
Neues zum Tod von Ludwig II.

Hauptstadt in Bewegung

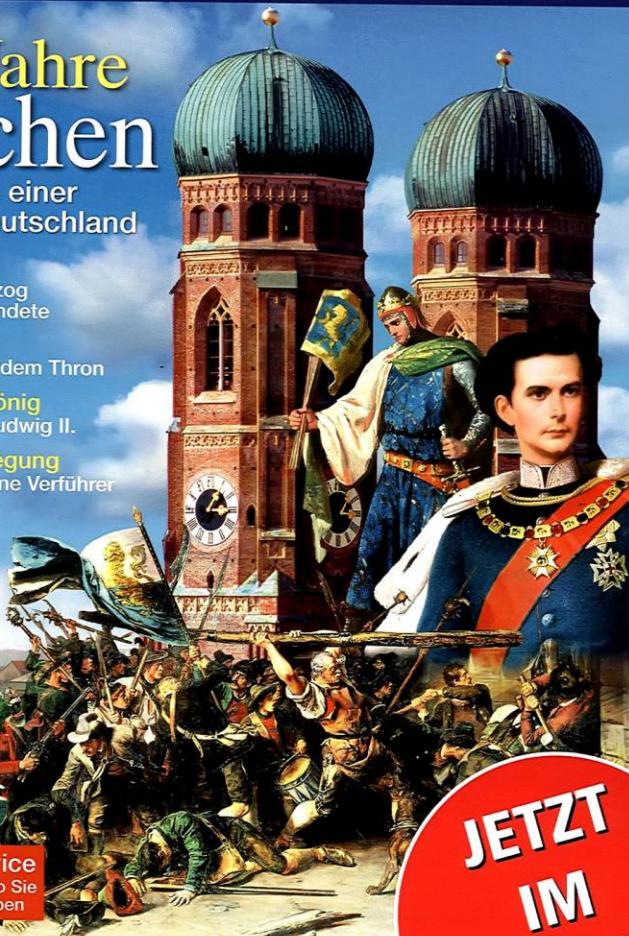
Rote Revoluzzer, braune Verführer

Oktoberfest

Warum Bierkultur zur Tradition gehört



P.M. HISTORY-Service
10 Seiten Tipps, wie und wo Sie
Münchens Geschichte erleben



JETZT
IM
HANDEL!

Der Disput der Eroberer

Brutal unterwirft Spanien seit 1492 Amerikas Ureinwohner. Doch den König befallen Zweifel. Ein Gelehrtenrat soll klären, ob die Behandlung der Indios unrecht ist – wie der Mönch Bartolomé de Las Casas seit Langem mahnt

von JULIA NOLTE

Das Gewissen Seiner Majestät ist in größter Gefahr! Diese Warnung erhält König Karl I. am 3. Juli 1549 vom Indienrat – jener Kommission, die das Kolonialreich verwaltet: In seinem Namen verübten die spanischen Eroberer in Amerika schreckliche Verbrechen, statt die Indios friedlich zum katholischen Glauben zu bekehren, wie es ihre Aufgabe als Christen sei.

Karl I. (der zugleich als Karl V. Kaiser des römisch-deutschen Reiches ist) fürchtet daraufhin wohl um sein Seelenheil. Er befiehlt, alle Eroberungsfahrten zu unterbrechen, bis Gelehrte ihm Rat erteilen. Ein vermutlich einmaliger Entschluss: Auf dem Höhepunkt seiner Macht lässt der Herr über ein Weltreich sein Handeln hinterfragen.

Der König beruft einen Rat aus 15 Theologen und Juristen, die freimütig die Frage diskutieren sollen: Ist es gerecht, Krieg gegen die Indios zu führen, um sie zum

katholischen Glauben zu bekehren und der spanischen Krone zu unterwerfen?

Am 15. August 1550 kommen die Gelehrten in einem Kloster der Residenzstadt Valladolid zusammen. Zwei einflussreiche Denker sollen ihnen ihre grundlegend unterschiedlichen Auffassungen erläutern: Juan Ginés de Sepúlveda und Bartolomé de Las Casas. Es ist der Höhepunkt einer heftigen Kontroverse, die die Gelehrtenwelt seit fast 50 Jahren spaltet.

Am ersten Sitzungstag erscheint Sepúlveda. Der Doktor der Theologie ist über 60 und ein berühmter Mann. Er hat in Bologna studiert und in Rom dem Papst gedient; nun ist er Hofchronist und Hofkaplan des Königs sowie Erzieher des Kronprinzen Philipp.

Sepúlveda spricht drei Stunden. Es sei rechtmässig, sagt der Geistliche, die Indios gewaltsam zu unterwerfen und sie auszubeuten, denn sie hätten keine bessere Behandlung

verdient: Sie beteten Götzen an und seien ungebildet, „von Natur sklavische und barbarische Menschen“ – und deshalb den Spaniern zu Dienst verpflichtet. Außerdem versündigten sie sich wider die Natur, denn sie tödten Menschen, „um sie zu opfern und zu verspeisen“.

Mit ihren Qualen und ihrer Zwangsarbeit – und mit Gold und Silber – zahlten die Indios einen gerechten Preis für die Errrettung ihrer Seelen und für die Wohltaten der spanischen Zivilisation,

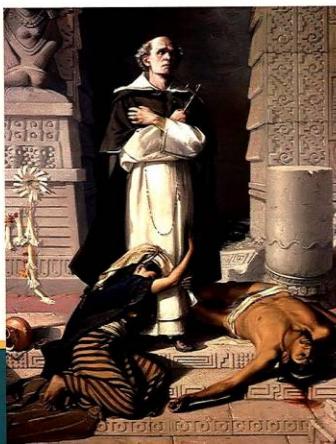
von denen sie und ihre Nachkommen profitierten. Und der Krieg gegen die Indios sei ein notwendiges Übel, das nur ihrer Bekehrung diene.

Diese Überzeugung teilen viele Zeitgenossen Sepúlvedas. Auch sie verlassen sich auf die Berichte von Konquistadoren, die nach ihrer Rückkehr das Bild von barbarischen Menschenfressern verbreiten, um so ihre Grausamkeiten zu rechtfertigen.

Doch Bartolomé de Las Casas weiß es besser. Er tritt am zweiten Sitzungstag vor den Gelehrtenrat. 45 Jahre hat der nun 65-jährige Kleriker in Amerika unter Eroberern, Siedlern und Indios gelebt.

Aufgewachsen in Sevilla, ist er 1502 bereits mit 17 Jahren nach Amerika gereist. Er folgte seinem Vater, der an der zweiten Expedition von Christoph Kolumbus teilgenommen und sich als einer der ersten Siedler auf der Karibikinsel Hispaniola niedergelassen hatte.

Auch Las Casas brach auf, sich ein Stück Neue Welt zu erobern. Der Student wurde Seefahrer und Soldat.



Einst war auch Bartolomé de Las Casas (1484–1566) ein Konquistador. Nun prangert er die Unterdrückung der Indios an (Gemälde aus dem 19. Jahrhundert)

Er kämpfte bei Feldzügen zur Unterwerfung der Einheimischen auf Hispaniola und beteiligte sich an Hetzjagden, bei denen Indios von Bluthunden zerfleischt wurden. Auch an der Eroberung Kubas nahm Las Casas teil: als Feldkaplan, der die Truppe segnete und Unterworfenen tauftete. Denn um 1507 hatte er sich zum Priester weihen lassen.

Das kirchliche Amt hielt ihn nicht davon ab, Land und Indios anzunehmen, die ihm der spanische Gouverneur für seine Verdienste im Krieg geschenkt hatte, und diese Indios wie Sklaven Gold schürfen und Felder bestellen zu lassen.

Doch dann kamen ihm Zweifel an seiner Lebensweise. Ein Priester verweigerte ihm die Beichte, weil er Ureinwohner als Zwangsarbeiter hielt. Nun erkannte Las Casas, wie die Indios in „schlimmster, unglaublicher Armut verharren“ – so eine spätere Petition Bartolomés an den Papst. Und wie sie durch Gewalt, Hunger und pausenlose Fronarbeit „jeden Tag elendig sterben“: Wurden 1508 auf Hispaniola noch 60 000 Indios gezählt, waren es acht Jahre später nur noch 11 000.

1514 konnte Bartolomé de Las Casas sein Sklavenhalterdasein nicht mehr ertragen; er gab dem Gouverneur Land und Indios zurück. Bald darauf beschloss er, sein Leben der Rettung der Einheimischen zu widmen: Er verfasste Petitionen, leitete friedliche Missionsprojekte in Venezuela und Guatemala, segelte mehrfach nach Spanien, beriet den König, stritt in Gerichts-

sälen und trat dem Dominikanerorden bei.

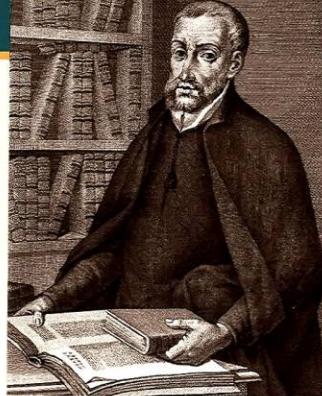
In Spanien waren seine Redegewandtheit und Überzeugungskraft bald legendär, bei den Grundbesitzern aber wurde er zum meist gehassten Mann Amerikas. Seine Weigerung, Sklavenhaltern Absolution zu erteilen, löste gewalttätige Proteste unter den Siedlern im mexikanischen Chiapas aus, wo er seit 1544 als Bischof vergebens versuchte, Reformen zum Schutz der Ureinwohner durchzusetzen.

Und so verließ Las Casas 1547 die Neue Welt für immer. In der Heimat, so nahm er an, könne er mehr für die Indios bewirken.

Las Casas erscheint am 16. August 1550 vor dem Rat der Fünfzehn. Er trägt die Kutte der Dominikanermönche – sein Bischofsamt hat er niedergelegt – und hält ein dickes Manuskript in den Händen. Mehr als 100 Bögen hat er auf Latein und Spanisch beschrieben, um die Gelehrten davon zu überzeugen, dass der Krieg gegen die Indios „nicht zweckmäßig, nicht einmal erlaubt, ja ruchlos“ sei und im Widerspruch zur christlichen Religion stehe.

Dieses Buch liest Las Casas der Kommission in den folgenden fünf Tagen vor. Wort für Wort.

„Skandalös und todbringend“ sei die Lehre Sepúlvedas. Sie liefere all jenen eine willkommene Entschuldigung, die sich auf Kosten dieser schutzlosen Völker bereichern wollten. Die Indios seien vernunftbegabte Menschen, „gutmütig, be-



Gegenspieler von Las Casas ist der Theologe Juan Ginés de Sepúlveda (ca. 1490–1573), für den die Indios »von Natur aus Sklaven« sind

scheiden und außerst sant und einfach“. Wie dazu geschaffen, den katholischen Glauben anzunehmen.

Denn die Bekehrung und Unterwerfung stellt auch Las Casas nicht infrage. Aber sie habe friedlich zu geschehen. Und die Einheimischen müssten ihr zustimmen, denn nur dann könne die Bekehrung erfolgreich sein. Amerikas Ureinwohner bräuchten keinem zu vertrauen, der gemeinsam mit „Tyrannen, Kriegern, Räubern und Mörtern“ auftrete.

Schließlich wendet er sich gegen das Argument, die Indios seien minderwertig, weil sie Menschen opferen, und führt aus: Die Spanier hätten ihrer „geliebten und angebeteten Götter Habgier“ in Amerika jährlich mehr Menschen geopfert als die Indios in 100 Jahren.

Doch seine Argumentation geht ins Leere. Die Gelehrten kommen zu keinem einheitlichen Urteil – auch ein Jahr später nicht, als Las Casas bei einer zweiten Sitzung noch einmal seine Position vorträgt. Einige Ratsmitglieder stimmen

dem Mönch zu, andere entscheiden sich für Sepúlveda, wieder andere reisen ab, ohne sich zu äußern.

Las Casas erkennt, dass sein Einsatz fruchtlos und der Schaden „an Seele und Körper“ der Indios irreparabel ist. Noch in seinem Testament beklagt er 1564 die Blindheit derer, „die Anspruch darauf erheben, die ganze Welt zu beherrschen“.

Zwei Jahre später ist der Verteidiger der Indios tot.

Da hat Philipp II., der Nachfolger Karls I., die Eroberungszüge in Amerika bereits wieder aufgenommen – so wie es sein Vater verfügt hatte und ganz im Sinne seines Erziehers Sepúlveda. Auch die Eignung der Indios und ihre Zwangsarbeit für spanische Siedler billigt der König.

Erst 1573 erklärt Philipp weitere Eroberungen für nicht zweckmäßig – als es in Lateinamerika nach der Zerstörung des Inka- und des Aztekenreichs sowie der Abschlachtung der jeweiligen Bevölkerung nichts mehr zu unterwerfen gibt. □



Kein Fürstensohn Europas ist besser
vorbereitet auf die Herrschaft über ein
Weltreich: Als Philipp 1556 mit 28 Jahren
das Königsamt antritt, vertritt er seinen
Vater bereits seit mehr als einem
Jahrzehnt als Regent des spanischen
Mutterlandes (Porträt von 1553)



PHILIPP

Bürokrat, Glaubenskrieger,
eigensinniger Weltenlenker

Er ist der mächtigste Mann der Christenheit – Gebieter über ein Reich, das den Erdball umspannt. Dank seiner Disziplin und einer neuartigen Verwaltung regiert Spaniens Monarch Philipp II. seine Besitzungen persönlich vom Arbeitszimmer aus. Bis die Probleme selbst ihn überwältigen

VON JENS-RAINER BERG

Die Tintenfeder kratzt auf dem Papier. Über Stunden. Das Kratzen verbindet den Mann mit dem weißen Bart und den vor Gicht geschwollenen Fingern mit der Welt.

Es lässt ihn über sie herrschen.

Denn ein unsichtbarer, geheimnisvoller Mechanismus verstärkt die kleinen Schreibbewegungen der Hand. Lässt sie weit weg, jenseits der Mauern des Zimmers, Kriege beginnen und Todesurteile vollstrecken. Länder besetzen und Gesetze verkünden. Gnade gewähren oder Hilfe verschaffen, wo niemand sonst noch helfen könnte.

Niemand außer dem König: Philipp II. von Spanien. Dem mächtigsten Mann der Christenheit. Dem Weltenlenker.

Den Papiermonarchen nennen sie ihn. Seit mehr als drei Jahrzehnten schon türmen sich jeden Tag aufs Neue die Depeschen. Petitionen und Memoranden auf seinem Schreibtisch – aus Lima und Brüssel, aus Mosambik und Goa, aus Sizilien und Mexiko, aus Spanien, dem Mutterland, oder aus irgendeinem anderen Winkel seines weltumspannenden Imperiums.

Und Philipp, Sisyphos der Macht, arbeitet fast jedes Dokument persönlich ab, entscheidet, unterzeichnet, kommentiert, ordnet an. Widmet sich verbissen jedem noch so kleinen Detail; setzt neue Papiere auf, mit denen er seine Räte und Beamten versorgt, seine Bürokratie, die er zu einem beträchtlichen Teil selbst geschaffen hat. Sie trägt seinen Willen sogar in die entlegensten Teile des Reichs, ohne dass der Monarch seine Kammer verlassen muss.

Nie zuvor hat ein einziger Herrscher ein solches Imperium – so ausgedehnt, so komplex, so verschiedenartig – zusammengehalten. Philipp gleicht einem Puppenspieler, der ein vielgediegenes hölzernes Monstrum steuert.

Aber das Spielen kostet Kraft – und es ist kein Spiel, kein Genuss. Immer neuen Problemen hat sich der König stellen müssen: der Rebellion in den Niederlanden, dem Aufstand in Andalusien, dem Vormarsch der Glaubensfeinde, der Korruption in der Neuen Welt, den Intrigen an seinem Hof. Bis tief in die Nacht oft sitzt der Monarch allein bei Kerzenschein, mit geröteten Augen, und martert sich – fromm und pflichtbewusst – zur richtigen, zur gottgefälligen Entscheidung. Bis ihn die Erschöpfung ins Bett zwingt.

Und nun, in seinem siebten Lebensjahrzehnt, zu Beginn der 1590er Jahre, droht dem Marionettenspieler das mühsam gehaltene Fadenbündel zu entgleiten, die Macht allmählich zu zerrinnen. Seine treuesten Untertanen in Kastilien wollen ihm Steuern versagen. In Aragón verbünden sich oppositionelle Adelige gegen ihn. Auf den Atlantikrouten setzen Freibeuter seinen Flotten zu. Die Soldaten der Krone nehmen unaufhörlich zu, für weitere Militäraktionen in der Neuen Welt fehlt das Geld. Und nördlich der Pyrenäen formieren sich die protestantischen Feinde.

Auch über seinen Körper scheint er die Macht zu verlieren. Malaria schübe schwächen den schon seit Langem fast zahnlosen Herrscher. Die Gicht frisst sich durch seine Gelenke, macht jede Bewegung schmerhaft, verlangsamt das Schreiben. Immer schwerer fällt es ihm, sich zu konzentrieren; immer mehr Papiere bleiben liegen.

Vielleicht ist dies die schlimmste Veränderung: dass ihm die Kraft versiegt, die Stärke, sein Weltreich persönlich zu lenken. Dass er auf dem Gipfel eines gewaltigen Regierungsgebildes steht, seiner Schöpfung, und ihn Ohnmacht befällt.

Was ihm noch bleibt, ist, seine Signatur unter Dokumente zu setzen, die ande-

re ihm vorlegen, ein letztes Zeugnis selbstgewisser Größe: *Yo, el Rey* – „Ich, der König“.

Zum ersten Mal hat Philipp diese Worte wohl um 1556 geschrieben, im Alter von knapp 30 Jahren. Da erbte er von seinem Vater, dem Kaiser Karl V. (als spanischer König: Karl I.), ein Reich, das alle anderen abendländischen Herrschaften seiner Zeit übertrifft. Obwohl Karl die Kaiserkrone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation an seinen Bruder abtritt, ist der große Rest beeindruckend: die Hälfte





von Italien, die Niederlande, die Freigrafschaft Burgund, ganz Spanien sowie die Weiten Amerikas vom Río Grande bis zu den Anden; dazu die Kanarischen Inseln und zahlreiche kleinere Besitzungen. 50 Millionen Untertanen huldigen dem neuen Herrscher.

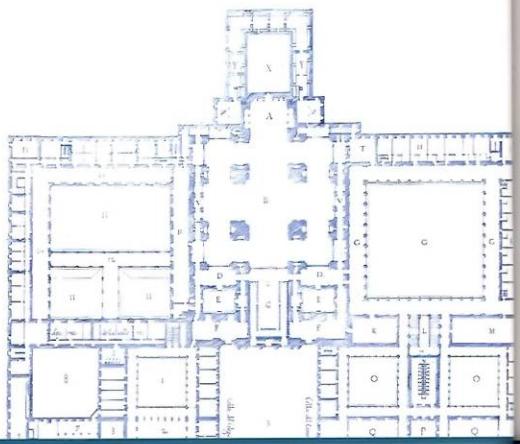
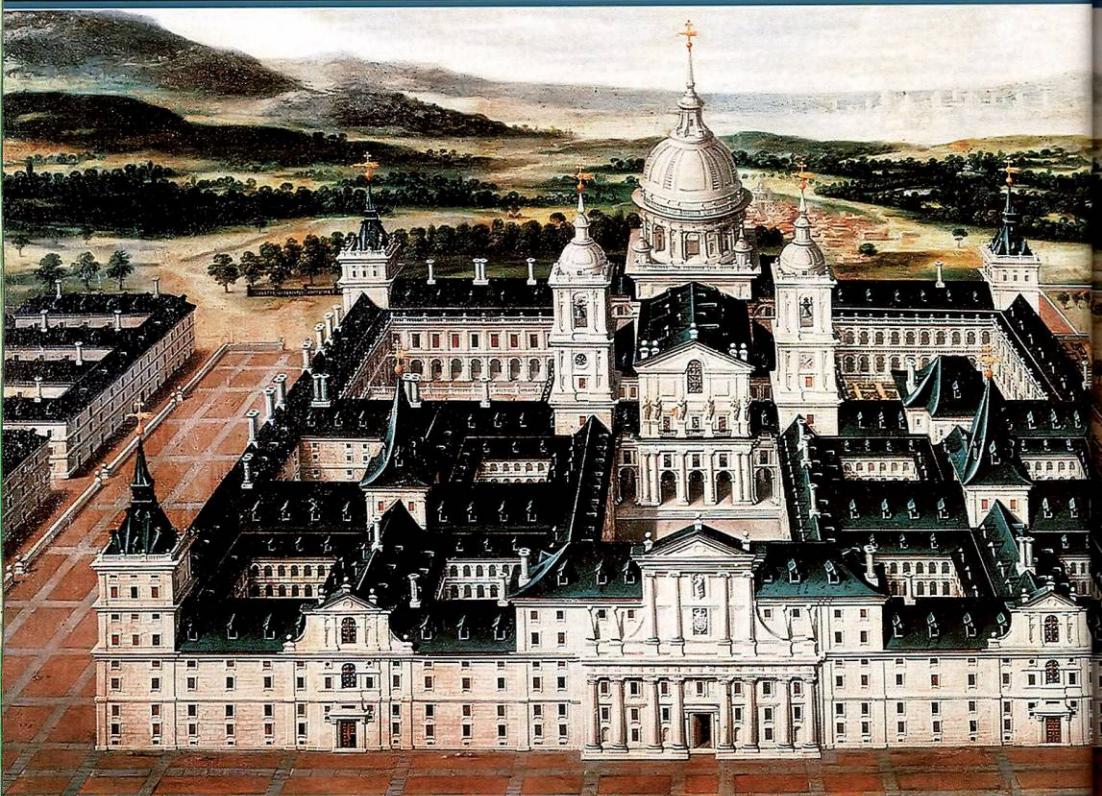
Der junge Habsburger, die klaren grauen Augen und die gerade Nase über einem energisch hervortretenden Kinn, ist besser vorbereitet als jeder andere Fürstensohn des Kontinents.

Mit nur 16 Jahren hat Philipp 1543 im Auftrag des abwesenden Vaters die Regentschaft über Spanien übernommen. Fünf Jahre später schickte ihn Karl auf

eine „Grand Tour“ durch Europa: eine politische Studienreise unter anderem nach Mailand und Mantua, an den Reichstag in Augsburg und nach Brüssel, die niederländische Hauptstadt.

Anschließend wird Philipp mit der englischen Königin Maria Tudor vermählt – ein heiratspolitischer Coup des Vaters, der den Einfluss der Habsburger auf Britannien sichern soll. Ein Jahr lang versucht Philipp in London vergebens, einen Nachkommen zu zeugen, dann ruft ihn Karl in die Niederlande, um ihm im Januar 1556 die spanische Krone zu übergeben. Auf die Iberische Halbinsel kann Philipp indes noch nicht zurück-

Als Habsburger ist Philipp Spross der wohl einflussreichsten europäischen Adelsdynastie. Sein Hofmaler Alonso Sánchez Coello entwirft dieses fiktive Bankett mit mehreren Generationen der Familie. Philipp (5. v. l.) steht bescheiden schräg hinter seinen Eltern, Kaiser Karl V. und Isabella von Portugal. Ein Neffe zeigt einen Kuchen mit dem kaiserlich-habsburgischen Wappen (vorn rechts)





Von 1563 an, sieben Jahre nach seiner Krönung, lässt Philipp den Escorial errichten, einen gewaltigen Kloster- und Palastbau im Herzen Spaniens. Der Grundriss gleicht einem Grillrost, nachempfunden jenem Gitter, auf dem einst der heilige Laurentius bei lebendigem Leib verbrannt worden ist. Ihm widmet der tiefgläubige König das Bauwerk. Ein Standbildnis auf dem Schreibtisch mahnt Philipp an dessen Marter (links außen) – und daran, stets gottgefällig zu handeln

kehren: Er muss einen Kriegszug gegen Frankreich organisieren. Erst 1559 erreicht er Spanien, nachdem erst Karl und kurz darauf Maria Tudor verstorben sind.

Auf seinen Reisen trägt Philipp wahrscheinlich jene Instruktionen bei sich, die Karl ihm persönlich geschrieben hat, vier insgesamt. Allgemeine Regeln stehen darin: Der Sohn solle sich als Herrscher von niemandem abhängig machen, solle niemandem trauen, immer und in allen Dingen Gerechtigkeit üben. Karl warnt zudem vor bestimmten, allzu ehrgeizigen Höflingen, listet detailliert Stärken und Schwächen einiger Berater auf.

Philipp nimmt die Worte ernst. Keiner könnte ihm bessere Handreichungen für seine Zukunft geben als der Vater, die Legende, das politische Monument.

Und doch: Zurück in der Heimat, revolutioniert Philipp die Monarchie.

Es ist weder nützlich noch ehrbar, in seinem Königreich herumzureisen.“ Philipp's Worte sind wie ein Affront an den toten Vater, den Reisekaiser, der zeitlebens scheinbar rastlos an der Spitze seiner Heere durch Europa und Nordafrika gezogen ist, ganz im Stile mittelalterlicher Fürsten. Auch die Katholischen Könige Isabella und Ferdinand, Philipp's Ur Großeltern, waren ja stets mit ihrem gesamten Hof auf der Iberischen Halbinsel von Residenz zu Residenz gereist.

Der Urenkel aber will anders regieren. Moderner, rationaler. Das heißt vor allem: von einem festen Ort aus. Die militärischen Expeditionen kann er gut seinen Generälen überlassen.

Ohnehin macht es die Ausdehnung des Reiches unmöglich, stets zur richtigen Zeit am richtigen Platz zu sein. Selbst ein schneller Kurier braucht aus dem Inneren Spaniens nach Brüssel oder Mailand zwei Wochen – und nach Mexiko zwei Monate; ein großer Hofstaat wäre noch deutlich länger unterwegs.

Eine Hauptstadt soll her, eine Kapitale, wie sie England und Frankreich längst haben. Philipp's Wahl fällt 1561

Vom Escorial aus
führt er seinen
Kampf gegen alle
Ungläubigen



Um 1550 porträtiert Tizian in Augsburg den zukünftigen König. Der junge Habsburger trägt die Prunkrüstung eines Renaissance-Fürsten. Nichts verrät das Bildnis von Philipp's tiefer Frömmigkeit



Die vier Frauen Philipps II. Mit 16 heiratet er 1543 die portugiesische Prinzessin Maria (oben links); zwei Jahre später stirbt sie im Kindbett. 1558 wird Philipp erneut Witwer, als seine zweite Gattin, Englands Königin Maria Tudor, nach vier Ehejahren möglicherweise einem Krebsleiden erliegt

auf Madrid. Was die unscheinbare Siedlung von 9000 Einwohnern im trockenen Herzen Kastiliens auszeichnet, ist vor allem ihre Nähe zu einigen königlichen Residenzen. Und hier gibt es den Alcázar, einen alten Festungspalast. Den lässt Philipp renovieren und vergrößern, um in ihm erstmals alle Regierungsinstitutionen dauerhaft zu vereinen. Schon bald lassen Höfflinge, Beamte und Diplomaten die Stadt auf fast das Doppelte ihrer einstigen Größe anschwellen.

Regelmäßig treten in der neuen spanischen Metropole nun die königlichen Räte zusammen; an bestimmten Tagen zu genau festgelegten Uhrzeiten, so will

es der König. Schon dessen Vorgänger haben mithilfe von Räten regiert, doch erst Philipp baut die Verwaltungsorgane zu einer systematischen Bürokratie aus.

Dazu gehören der „Kastilienrat“, eine Art Innenbehörde für das Stammland, der *Consejo de Hacienda*, der sich mit sämtlichen Finanzfragen beschäftigt, sowie der Kriegsrat. Bedeutend auch die Räte für die ferneren Reichsteile: Es gibt je ein eigenes Gremium für italienische Angelegenheiten, für Aragón, für Amerika und, später, für die Niederlande.

Das Personal für die Consejos rekrutiert Philipp aus den Absolventen der Eliteuniversitäten in Salamanca und Al-

calá de Henares – Juristen zumeist, oft auch Geistliche, fast immer ehrgeizige Vertreter des Bürgertums oder des niederen Adels. Die Sprösslinge der alteingesessenen Granden, jener gut 25 höchsten Adelsdynastien, die über einen beträchtlichen Teil der spanischen Provinz als Grundherren gebieten, hält der König aus der zentralen Verwaltung heraus. Er will unangefochten herrschen.

Und stets achtet Philipp darauf, dass niemand besser informiert ist als er. Äußerst misstrauisch, so wie es der Vater ihm geraten hat, verteilt er Kompetenzen und Informationen in säuberlich voneinander getrennten Portionen.



Philipps dritte Ehefrau wird 1559 die französische Prinzessin Elisabeth de Valois. Nach ihrem Tod 1568 dauert es zwei Jahre, ehe er seine Nichte Anna von Österreich (oben rechts) ehelicht. Sie gebiert ihm den lang erwarteten gesunden männlichen Thronfolger – und stirbt ebenfalls vor ihrem Gatten

Das Gesamtbild soll nur einer kennen. Und so wichtig die Räte auch sind: De facto besteht ihre Arbeit vor allem aus dem Vorbereiten der Entscheidungen. Das letzte Wort behält sich Philipp vor.

Nach jeder Ratssitzung trägt ein Bote ein Schriftstück – die *consulta* – zum Monarchen. Alle anliegenden Fragen und die Empfehlungen der Ratsmitglieder sind darauf verzeichnet. Hat der König das Dokument bearbeitet, schickt er es an den Rat zurück, der die gefassten Entschlüsse umzusetzen hat. Für besondere Aufgaben, einen Kriegszug etwa, richtet Philipp Sonderkomitees ein, *juntas*, die oft nur ein paar Wochen tagen.

Die Räte und ihre unzähligen Zuarbeiter – Buchhalter, Berater, kleine Beamte, Sekretäre – sind Philipps Verbindung zur Welt. Doch auch sie kämpfen mit den großen Entfernung innerhalb des Imperiums, vor allem nach Amerika. Auch um die Kommunikation zu verbessern, richtet der König deshalb Anfang der 1560er Jahre einen regelmäßigen Schiffsverkehr über den Atlantik ein.

Zwei Flotten von jeweils mehreren Dutzend Seglern pendeln zwischen Spanien und Veracruz (im heutigen Mexiko) sowie der Landenge von Panama. An Bord neben Handelswaren, Edelmetallen und Siedlern auch versiegelte Verwal-

tungsorder und Bulletins. Doch verlässt jede Flotte höchstens einmal pro Jahr Spanien – zu selten, um die Neue Welt wirklich zu kontrollieren.

Viel hängt davon ab, wie loyal Philipps Männer vor Ort sind. Vorbei immerhin sind die Zeiten, in denen rauhbeinige Konquistadoren wie Hernando Cortés, der Sieger über die Azteken, die von ihnen eroberten Gebiete wie Privatreiche zu beherrschen suchten.

Inzwischen untersteht sämtliches Land in Spanisch-Amerika der Krone, und Briefe des Königs gelangen selbst in die Dörfer an den zerklüfteten Hängen der Anden, wo sie ein spanischer Beam-

Philippe kümmert sich um Kriege, Festungen, Küchenhilfen



Der Niederländer Antonis Mor porträtiert Philipp II. gerüstet und mit Kommando-stab. Doch anders als sein Vater ist der Sohn kein Krieger, der selber mit den Armeen durch die Lande zieht

ter zu küssen und sich – als Zeichen der Unterwerfung – auf den Kopf zu legen hat, ehe er feierlich den Inhalt verliest.

An der Spitze der Hierarchie in Amerika stehen, wie auch in anderen Regionen des Reiches, Vizekönige: je einer für Neu-Spanien und Peru. Darunter fächert sich ein Geflecht aus Gerichten, Gouverneuren und Stadträten auf, insgesamt knapp 1000 Beamte, die für rund 125 000 Siedler und zehn Millionen Ureinwohner zuständig sind.

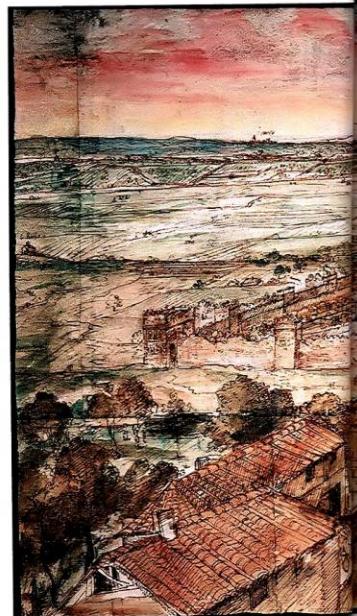
Wie fragil die Herrschaft in der Ferne tatsächlich ist, erfährt Philipp 1565: Da planen Nachkommen von Hernando Cortés, die höchsten königlichen Beamten zu töten und die Macht in Neu-Spanien zu übernehmen. Nur weil sich die Verschwörer vorzeitig mit ihrem Vorhaben brüsten, kann der Anschlag vereitelt werden. Doch Indios nutzen das Chaos und begegnen gegen die Spanier auf.

Der König ist beunruhigt. Er beauftragt Juan de Ovando, einen seiner fähigsten Ratsmänner, die Verwaltung der Neuen Welt eingehend zu überprüfen. Ovando stößt auf fast 1000 Probleme.

Und er weist auf ein Grundübel des gesamten Reiches hin: Niemand wisse genau, welche Gesetze, Vorschriften und Privilegien wo gültig seien.

Philippe begreift, dass er nur dann erfolgreich herrschen kann, wenn er seine Lande und Untertanen in all ihrer Vielfältigkeit kennt: die Fernhändler Antwerpens wie die Zuckerpflanzer auf Hispaniola, die Ureinwohner Panamas wie die Schäfhirten Kastiliens, die Bauern des Burgund wie die Weizenbarone auf Sizilien.

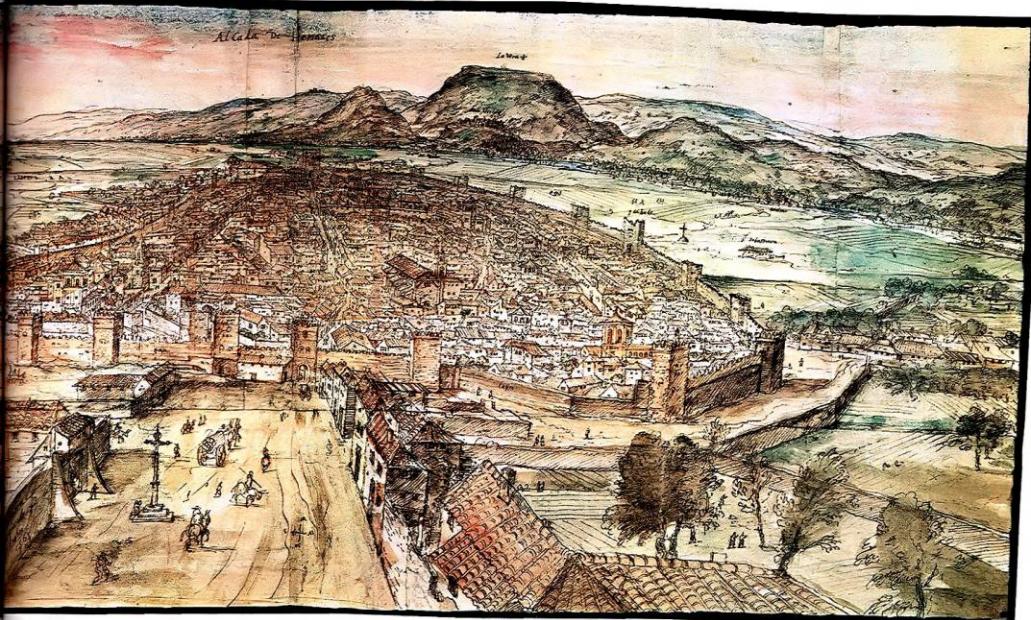
Und so lässt der König akribisch Wissen sammeln. Bittet Gelehrte um detaillierte naturkundliche Berichte aus Amerika. Bezahlt Chronisten dafür, dass sie ihm historische Abrisse seiner Länder verfassen, und die bekanntesten Kartographen Europas, dass sie erstmals um fassende, zuverlässige Orientierungshilfen liefern. Schickt in seine Räte Experten aus jenen



Regionen, für die eben diese Consejos zuständig sind.

Er lässt Bogen mit 49 Fragen – zu Botanik und Geographie, Bevölkerung, Religion und Wirtschaft – an jede Gemeinde in der Neuen Welt senden und Papiere mit 57 Fragen an die Bürger Kastiliens. Und er ordnet und speichert das wachsende Wissen. Richtet das erste offizielle Archiv der Monarchie ein.

Die Informationssammlung hilft ihm, alle Entscheidungen zu treffen, die weitreichenden und die scheinbar trivialen: Welchen der 117 Kandidaten werden die zwölf neuen Militärkommandanturen zugeteilt? Wie hoch sollen die Pensionen für Veteranen sein? Wann soll der nächste Feldzug in den Niederlanden beginnen? Muss die Hühnerhaltung in bestimmten Festungen verboten werden?



Welcher Priester soll welches frei gewordene Bistum besetzen und welcher Junge Küchenhilfe am Hof werden? Wo wird der für die Krone dringend nötige Kredit aufgenommen?

Im Arbeitszimmer des Herrschers bündeln sich die großen und kleinen Stränge des Imperiums, das nun zu Europas fortschrittlichsten gehört. Aber im Herbst 1568 sitzt dort, im Zentrum der Macht, plötzlich niemand mehr.

Denn am 3. Oktober jenes Jahres stirbt Elisabeth de Valois, Philipp's dritte Frau, nach einer Fehlgeburt. Der König hat ihre Hand gehalten in den Stunden des Todes. Schwermtüg zieht er sich in ein Kloster zum Gebet zurück. Weigert sich, Sekretäre und Diplomaten zu sehen, fasst keine Papiere mehr an. Die Regierung erstarrt. Zwei Wochen vergehen,

der herrscherliche Schreibtisch bleibt leer. Nur lang gediente Höflinge mögen ahnen, dass die Tragödie den König an weit zurückliegende Ereignisse erinnert.

Eines jedenfalls wird plötzlich klar: Das neue System der Regierung droht zu versagen, wenn der Mensch, der die Krone trägt, nicht funktioniert.

Vielleicht war es der frühe Tod Isabellas von Portugal, seiner strengen, aber fürsorglichen Mutter, der den jungen Philipp einst so nahe zu Gott gebracht hat. Mit gerade einmal elf Jahren musste der Königssohn 1539 den Leichenzug von Toledo, wo seine Mutter bei einer Niederkunft verstorben war, nach Granada zur Gruft der Vorfahren anführen. Auf der langen Reise, in

Um sein weit gespanntes Reich besser und effizienter kontrollieren zu können, lässt Philipp systematisch Wissen zusammentragen. 1570 beauftragt er den Flamen Anton van den Wyngaerde, Ansichten der bedeutendsten Städte Castiliens anzufertigen, etwa der Universitätsstadt Alcalá de Henares. Dort und in Salamanca graduiieren jene Theologen und Juristen, die der König für seine Bürokratie braucht



Eine der wenigen, denen der König traut, ist seine Tochter Isabella (hier mit ihrer kleinwüchsigen Diennerin). Verrat wirft Philipp dagegen seinem früheren Sekretär Antonio Pérez vor, der behauptet, der König habe ihm den Befehl zum Meuchelmord an einem Höfling gegeben. Doch Pérez hat womöglich recht

der Hitze des Sommers, verweste der Körper der Toten, bis selbst der Sohn sie kaum noch zu erkennen vermochte.

Sechs Jahre später stirbt Philipps erste Frau, die portugiesische Prinzessin Maria, im Wochenbett. Es ist nicht zu erkennen: Gott erlegt dem Thronfolger Prüfungen auf.

Der junge Prinz geht auf die Jagd, liest Rittergeschichten, tanzt, lauscht den Klängen von Orgel und Laute, erfreut sich an Ausflügen in die Natur – aber immer häufiger versenkt er sich in seiner kleinen Kapelle in die Stille des Gebets.

Philip erhält eine umfassende Bildung, ist offen und wissbegierig, kennt

die neuesten gelehrten Thesen, etwa den revolutionären Heliocentrismus des Kopernikus – und wächst doch zugleich zu einem ernsten, weltfern wirkenden, tiefgläubigen Mann heran.

Seine Tuteuren, strenge Theologen darunter, lassen ihn „Die Erziehung des Christlichen Fürsten“ von Erasmus studieren – jene humanistische Schrift, die religiös-moralische Grundsätze zur Handlungsmaxime eines Herrschers erklärt. Halten ihn wieder und wieder an. Mäßigung und Selbstkontrolle zu üben, seine Emotionen zu zügeln.

Nachdem er bereits den Thron bestiegen hat, steht in seinem Bettschrank un-

ter 42 Büchern nur eines, das kein religiöses Thema zum Inhalt hat (auch wenn seine Bibliothek mit mehreren Tausend Bänden viele nichtreligiöse Werke enthält). Jeden Tag besucht er die Messe, hört mindestens einmal pro Woche eine Predigt. Offenbar sich regelmäßig seinen zwei Beichtvätern.

Und er sammelt Reliquien. Aufkäufer besorgen überall in Europa heilige Überbleibsel: zwölf Körper, 144 Köpfe, 306 Gliedmaßen – insgesamt fast 7500 Objekte, die er zur Verehrung in genau festgelegter Abfolge aufstellen lässt. –

Auch Philipps Tag scheint einem religiösen Rhythmus zu gehorchen, dem

mönchischen Gebot des *ora et labora*, des Betens und Arbeitens.

Er erwacht gegen acht Uhr morgens und liest noch im Bett die ersten wichtigen Papiere. Etwa um 9.30 Uhr steht er auf, lässt sich balbieren und ankleiden, ehe er die Kapelle für die Messe betritt.

Nach den täglichen Audienzen nimmt er um Punkt zwölf Uhr sein Mittagessen ein, allein, und beginnt anschließend am Schreibtisch mit der Hauptarbeit.

Gegen 21 Uhr, oder später, wenn es die Geschäfte nötig machen, lässt er sich, wieder allein, zum Abendessen nieder. Oft kümmert er sich auch danach noch um die Regierungsgeschäfte.

Zwei Uhren in seinen Privaträumen schlagen dem Monarchen unentwegt den Takt. Seine Frauen – er heiratet nach Marias Tod noch dreimal – sieht Philipp am Tag nur für einige Minuten, vor der Messe, nach dem Abendessen und kurz bevor er nachts sein eigenes Schlafgemach aufsucht. Er sei froh, wenn er seinen ethelichen Pflichten nicht nachkommen müsse, heißt es am Hof.

ist er unterwegs, nimmt sich Philipp Arbeit für die Kutsche mit. Bei Segelausflügen signiert er an Bord Depeschen auf einem provisorischen Tischchen.

Wie ein Getriebener kämpft er sich durch die Papiere, die seine Räte ihm in nie versiegendem Strom zuliefern, manchmal bis zu 1250 Memoranden in einem Monat. Oft hat er die Dokumente schon am selben Tag erledigt, länger als zwei Tage braucht er fast nie.

Aber er leidet, beklagt sich bei seinem Privatsekretär über „schrecklichen Husten“, den ihm wahrscheinlich der staubige Sand für das Trocknen der Tinte bereitet, jammert über den „schlimmen Schmerz in meinen Augen“ – und macht dennoch weiter. Nur manchmal, selten, muss er ermattet aufgeben: „Ich habe keine Zeit und keinerlei Kraft mehr, mir diese Dokumente vor morgen anzusehen“, notiert er für den Sekretär.

Ein König sei nichts weiter als ein Sklave, der eine Krone trage, sagt Philipp. Allerdings ein Sklave in höch-

tem Auftrag. Denn der Monarch ist davon überzeugt, Medium des Allmächtigen zu sein. Daraus schöpft er seinen unablässigen Drang zur Pflichterfüllung.

Und es ist diese Disziplin, die es ihm überhaupt erlaubt, eigenhändig jene weit gespannte Bürokratie zu lenken, die er nach und nach ausbaut.

Das Brimborium am Hofe dagegen muss dem asketischen Herrschaftsarbeiter missfallen – jenes gekünstelte Zeremoniell, das noch Karl nach dem Vorbild des burgundischen Fürstentums eingeführt hat: die Entourage aus gut 1500 Dienern und Höflingen, von den 20 Jagdhundburschen bis zum adeligen Hofmeister, die Adeligen, die sich gegenseitig an Eitelkeit überbieten, die zahllosen Vorzimmer, durch die Besucher je nach Rang geschleust werden; die komplizierte Etikette bei jeder offiziellen Begegnung, die ritualisierten Festlichkeiten.

Wo es geht, übt Philipp Schlichtheit. Übergeht das Geplänkel von Gesprächspartnern, um schnell zur Sache zu kommen. Kleidet sich gern schwarz, geschmückt nur mit dem Goldenen Vlies der Habsburger. Lässt sich, später, nicht mehr als „Majestät“ anreden, sondern mit dem einfachen *Señor* – „Herr“.

Bei Audienzen irritiert er Diplomaten, die das lautstarke Schauspiel anderer europäischer Herrscher erwarten, mit Wortkargheit, sparsamen Gesten und einer leisen, vorsichtigen Stimme. Immer wieder kommt es vor, dass Besucher ihn nicht verstehen.

Ohnehin ist dem relativ kleinen, etwas blässlichen Monarchen, der sich stets gerade und würdevoll hält, das direkte Gespräch unangenehm. Selbst gegenüber Vertrauten verschlägt es ihm zuweilen die Sprache.

Am liebsten verkehrt er mit Menschen schriftlich, dann hat er genug Zeit, die Dinge zu durchdenken. Kann das Zaudern kaschieren, das ihn manchmal daran hindert, Entscheidungen sofort zu

treffen. Im Schreiben offenbart sich seine Entschlossenheit, seine Willensstärke. Resolut kommentiert er die ihm vorgelegten Dokumente mit Randnotizen, korrigiert grammatischen Fehler.

Vor allem aber: Das Schreiben erlaubt es Philipp, sich zurückzuziehen. „Alleinsein“, beobachtet ein venezianischer Botschafter, „ist sein größtes Vergnügen.“ Manchmal besteht der König im Morgengrauen sein Pferd, um – begleitet von nur wenigen Bediensteten – dem Treiben in Madrid für eine Weile zu entfliehen.

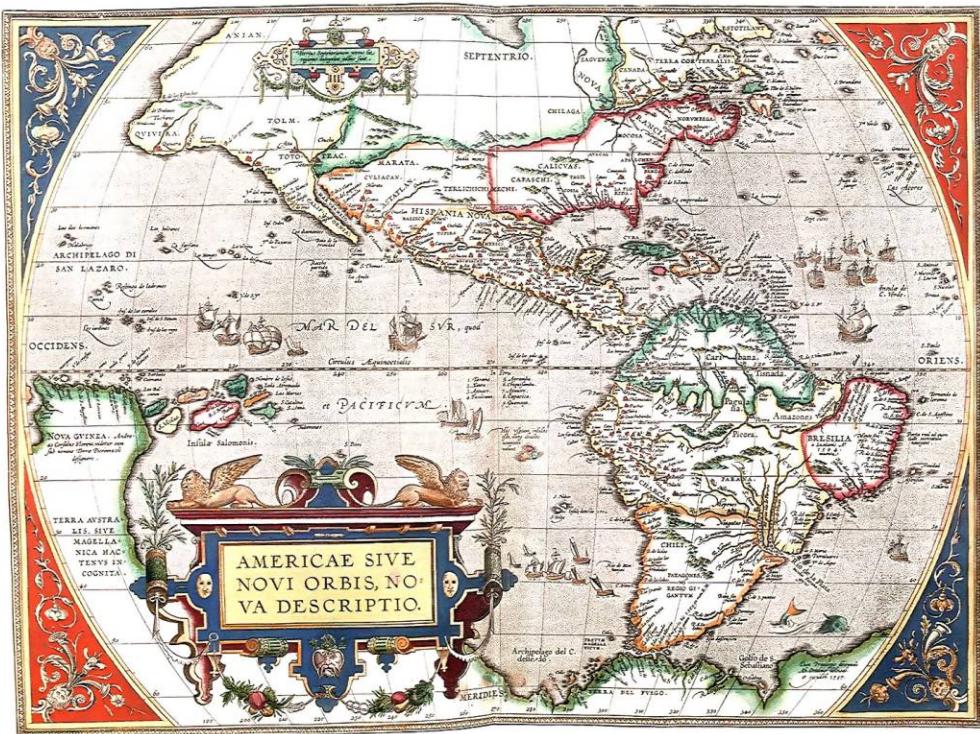
Acht Jahre nach seinem Machtantritt schafft er sich dann ein neues Refugium. Einen Ort, an dem seine Religiosität und seine zentralisierte Herrschaft eine perfekte Symbiose eingehen.

Schläge von Steinmetzen hallen im Jahr 1563 am staubigen Südhang des Guadarrama-Gebirges. Knapp 1000 Meter über dem Meer, 48 Kilometer nordwestlich der Hauptstadt, wächst ein Koloss aus grauem Granit empor – ein Palast, der zugleich Kloster und Mausoleum sein soll: eine kühne Kreuzung aus Glorie, Macht und Tradition. Der Escorial.

Bis heute gilt der Palast als größter Renaissance-Bau der Welt. Schon der mächtige Grundriss, ein Rechteck von 207 mal 162 Metern, ist spirituell-politisches Sinnbild. Die Mauern, Wände und Fluchten folgen dem Muster eines Grillrosts. Es soll an jenes eiserne Gitter gemahnen, auf dem der heilige Laurentius der Legende nach einst bei lebendigem Leib geröstet worden ist.

Philipp widmet ihm das neue Gebäude. Denn am Ehrentag des Märtyrers, dem 10. August, haben die spanischen Truppen sechs Jahre zuvor einen glänzenden Sieg gegen Frankreich errungen. Damit hat der König den stärksten Rivalen um die Vorherrschaft in Europa bis auf Weiteres ausgeschaltet.

Einen großen Teil des Klosterpalastes bewohnen Mönche des Hieronymus-Ordens, die dem Monarchen durch regelmäßige Gebete Gottes Beistand sichern



1570 widmet der Kartograph

Abraham Ortelius Spaniens König einen Weltatlas, hier eine Ansicht der Neuen Welt aus einer späteren Ausgabe des Werkes. Etwa 125000 spanische Siedler und 10 Millionen Ureinwohner unterstehen Philipp in Amerika. Gut 1000 Beamte sorgen dafür, dass seine Entscheidungen Tausende Kilometer entfernt in die Tat umgesetzt werden

sollen. Im Westen des riesigen Komplexes, den am Ende 160 Kilometer Gang durchziehen werden, lässt sich Philipp seine eigenen Gemächer herrichten. Mit einem Fenster, durch das er direkt auf den Hochaltar der Palastkirche blicken kann.

Hier wird er fortan arbeiten – unter der Ägide Gottes, in der Ruhe der Abgeschiedenheit, verbunden mit seiner Regierung durch Kuriere und Sekretäre.

Er wird, eingekapselt in dieses Bollwerk des rechten Glaubens, seinen Kampf gegen alle Fehlgeleiteten entfesseln.

Bereits 1566 verbringt der König Weihnachten im Escorial. Gemeinsam mit den Mönchen feiert er die Nacht-

wache im halb fertigen Chor der Kirche. Ohne Kopfbedeckung verharrt er in der Kälte der Winternacht, vor Ergriffenheit rinnen ihm Tränen über die Wangen.

Der Tod von Philipps Frau Elisabeth de Valois 1568 ist nicht das einzige dramatische Ereignis jenes Jahres. Im Dezember erheben sich im Süden des Landes die *moriscos* – jene Mauren, die nach der Reconquista unter Zwang zum Christentum übergetreten sind. Etwa 400000 dieser Konvertiten leben noch in Spanien, 150000 davon allein im andalusischen

Reichsteil um Granada, wo sie die Hälfte der Bevölkerung ausmachen.

Seit einiger Zeit bereits setzt Philipp seine Inquisitoren immer energetischer auf die Morisken an; per Gesetz hat er ihre Sprache, ihre Kleidung und Bräuche verboten. Er befürchtet, dass sie mit den Osmanen kollabieren, die im westlichen Mittelmeer ihre Macht weiter ausbauen. Vor allem aber widerspricht ihr christlich-muslimischer Mischglaube seiner Vision eines durch und durch katholischen Imperiums.

Soldaten schlagen die Unruhen nieder. Danach setzt Philipp seine unerbittliche Regierungsmaschinerie auf die Mauren an: Sie müssen Granada verlassen und an weit verstreuten Orten überall in Spanien siedeln. Viele von ihnen sterben auf den Gewaltmärschen dorthin.

Doch der Kampf gegen die Morisken ist nur ein kleiner Teil jenes Kreuzzugs, den Philipp gegen alle Ungläubigen, alle Nicht-Katholiken orchestriert.

1571 zieht Spanien im Bündnis mit Venedig und dem Papst gegen die osmanische Flotte und siegt bei Lepanto vor der griechischen Küste in der größten Galeeren Schlacht der Geschichte (siehe GEOEPOCHE Venedig).

In die Neue Welt schickt der König Befehle, alle „Götzentinder“ endgültig auszurotten. Die Indios seien als Menschen zu respektieren – aber dennoch mit aller Macht zu bekehren. Tausende Ureinwohner sollen sich in neuen, nach dem immer gleichen Schachbrettmuster geplanten Städten ansiedeln.

Am eisernen zeigt sich Philipp gegenüber den Niederlanden. Die durch Handel wohlhabend gewordenen Provinzen rebellieren bereits seit einigen Jahren gegen Spanien. Protestantische Adelige wehren sich gegen die politische Gängelung durch die Zentralmacht – und fordern zudem religiöse Freiheit. Doch gerade die ist für Philipp unerträglich.

Rigoros lässt er den Herzog von Alba, seinen Hofmeister und besten Feldherrn, als Statthalter in den Niederlanden die Aufständischen bekämpfen (siehe Sei-

te 98). Mit allen Mitteln will Philipp auch dort den alten Glauben bewahren, die Einheit und Unversehrtheit des Reiches hüten. Doch es gelingt ihm nicht, die Niederlande zu befrieden. Schlimmer noch: Ein Teil der Provinzen wird sich schließlich von Spanien lossagen.

Unterdessen allerdings erlebt Philipp seinen leuchtendsten Triumph.

Ende Juni 1580, Badajoz, an der Grenze zu Portugal: Entgegen seiner Gewohnheit steht der König diesmal gemeinsam mit seinen Truppen im Feld. 20.000 Fußsoldaten, 1500 Reiter, 136 Geschütze samt Mannschaft. Bereit, in das Nachbarland einzufallen. Philipp hat nicht gewollt, dass es so weit kommt.

Nach dem Tod des kinderlosen portugiesischen Monarchen Sebastian I. zwei Jahre zuvor in einer Schlacht in Marokko sowie der kurzen Regentschaft eines greisen, kürzlich verstorbenen Kardinals fordert Philipp nun Portugals Krone. Immerhin ist er, als Sohn Isabellas und Onkel Sebastians, der engste männliche Verwandte des verblichenen Königs.

Zudem ist es ihm gelungen, viele portugiesische Adelsfamilien mit Geldgeschenken für sich einzunehmen. Doch alle friedlichen Bemühungen waren vergebens: Am 18. Juni 1580, wenige Monate nach dem Tod des Regenten, hat sich Dom Antonio, ein portugiesischer Fürst, von einer Minderheit zum neuen König ausrufen lassen.

Philipp reagiert – wie immer, wenn seine Autorität herausgefordert wird – hart und kompromisslos. Er befiehlt seinen Truppen, mit dem Herzog von Alba an der Spitze, von Badajoz aus loszuschlagen. Binnen vier Monaten ist das Nachbarland unter spanischer Kontrolle. Im Juni 1581 wird Philipp in Lissabon feierlich zum König von Portugal gekrönt.

Mit 54 Jahren ist er nun im Zenit seiner Macht, als alleiniger Herrscher jener beiden Eroberer-Nationen, die keine 100 Jahre zuvor im Vertrag von Torde-sillas einen Großteil der Erde unter sich

Die Sicherung des Riesenreichs stürzt Philipp in den Bankrott



In den 1580er Jahren ist Philipp auf dem Höhepunkt seiner Macht. Er hat sich die Krone Portugals erkämpft – und damit dessen Kolonialreich in Afrika, Asien und Südamerika (Gemälde um 1587)

aufgeteilt hatten. Brasilien und Angola, Mombasa und Hormus, Goa und Ceylon, Malakka und Macau – die portugiesischen Besitzungen in Südamerika, Afrika und Asien sind die ideale Ergänzung zu Spaniens Kolonien.

Zudem haben Entdecker bereits in den 1560er Jahren auf Philipp's Befehl hin eine große Inselgruppe östlich des asiatischen Festlands annexiert, die seinen Namen trägt. Einschließlich dieser „Philippinen“ gebietet der König damit über eine Kette von Stützpunkten um den gesamten Erdball. Philipp, der zurückhaltende Habsburger, umfasst die Welt.

Klug und bedacht behandelt er den Zugewinn: Er reformiert die portugiesische Verwaltung nach spanischem Vorbild, aber beläßt, bis auf die Außenpolitik, so gut wie alles andere in den Händen der Portugiesen. Ein neu geschaffener „Portugalrat“ am spanischen Hof hilft ihm, die Doppelmonarchie zu führen.

Gut zwei Jahre residiert Philipp in Lissabon, um den Machtwechsel zu überwachen. In dieser Zeit schreibt er jeden Montag einen Brief an seine beiden ältesten Töchter Isabella und Katharina, die jetzt 16 und 15 Jahre alt sind.

Nur fünf von Philipp's elf Kindern leben noch. Sein erstgeborener Sohn Don Carlos, der offenbar behindert auf die Welt gekommen war und nach einem Sturz auf den Kopf aggressiv und unberechenbar wurde, ist bereits 1568 in dem von Philipp angeordneten Arrest gestorben. Auch seine vierte – und letzte – Frau, seine Nichte Anna von Österreich, hat der König inzwischen überlebt. Sie ist 1580 nach zehn Jahren Ehe gestorben.

So tragisch diese Verluste für ihn gewesen sind, so unnahbar der Monarch vielleicht gerade deswegen in den vergangenen Jahrzehnten seiner Familie gegenüber häufig war, so sehr scheint er nun von Lissabon aus den Kontakt zu den halbwüchsigen Töchtern zu suchen.

Seine Briefe verfasst er in einem lieblichen Plauderton. Erzählt vom Wetter, von Bootsausflügen, macht sich, mitunter selbstironisch, Gedanken über die Entwicklung der Kinder: „Ich höre, dass es Euch allen gut geht – das sind herrliche Nachrichten! Wenn Eurer kleinen Schwestern die ersten Milchzähne kommen, so scheint mir das etwas verfrüht: Das soll wohl ein Ersatz für die zwei Zähne sein, die ich im Begriff bin zu verlieren“, schreibt er am 15. Januar 1582.

Politisch fühlt sich Philipp, 1583 endlich nach Spanien zurückgekehrt, so sicher wie nie zuvor. Ist nicht sein Erfolg, seine wahrlich universale Herrschaft ein Zeichen göttlicher Fügung? Längst räumen sich die Menschen in Europa zu, der Allmächtige sei Spanier geworden.

Fast mehr noch als die Päpste, die er im Laufe seiner bereits 27-jährigen Amtszeit auf dem Heiligen Stuhl gesetzen hat, verkörpert nun er, Philipp, den Katholizismus.

Und ist es nicht deshalb seine Pflicht, noch mehr Länder in den Kreis des wahren christlichen Bekenntnisses zu holen?

Zum Beispiel England, seit neahu 25 Jahren nun schon Hort des verhassten Protestantismus, regiert von Elisabeth, einer vom Papst aus der römischen Kirche verbannten Königin. Einer Monarchin, die zudem die Unverschämtheit besitzt, die revoltierenden Niederländer zu unterstützen und Freibeuter auf spanische Handelsschiffe zu hetzen.

So sitzt Philipp voll missionarischen Eifers am Schreibtisch und stellt seinen Beamten und Militärs den Befehl aus, eine Invasionsflotte vorzubereiten, so groß, dass keine Macht der Welt sie schlagen könnte.

Und dann scheitern 1588 die Schiffe der „Unbesiegbaren Armada“ kläglich am Gegner und an den Naturgewalten (siehe Seite 100). Philipp, nach außen hin ungerührt, kann nicht fassen, weshalb der Herr einen solch schmachvollen Ausgang zugelassen hat.

Was nützt es, dass Zeitgenossen die fortschrittlichen Methoden der spani-

schen Regierung loben – jene alle anderen Monarchien übertreffenden Ressourcen, ohne die eine Flotte dieser Größe niemals hätte in See stechen können? Ein Unglück sei diese Niederlage, so bemerkt ein Mönch des Escorial, wert, ewig beweint zu werden.

Tatsächlich aber hat Philipp, außer Schiffen und Soldaten, wenig verloren – hat nur verpasst, viel zu gewinnen. Noch immer ist er der mächtigste Mann der Christenheit. Und dennoch markiert die Katastrophe den ersten Schritt auf dem Weg abwärts.

Zehn Millionen Dukaten hat die Armada gekostet. Eine gewaltige Summe, die die Finanzen des Königs weiter überstreckt. Seit Jahrzehnten überstreckt die Ausgaben für das Imperium, für Militär, Hof und Verwaltung, die Einnahmen der Krone beträchtlich.

Nur weil unablässige Gold- und Silberbarren aus den Minen Amerikas ins Mutterland gelangen (ein Fünftel geht stets an den König) und als Sicherheit herhalten können, geben die italienischen Bankiers und die Fugger in Augsburg noch Kredit. Doch allein die jährlichen Zinsen zehren die Hälfte seiner Einnahmen auf – und die Schulden nehmen unaufhaltsam zu.

Dreimal schon hat der Herrscher den Staatsbankrott ausgerufen und damit seine Gläubiger gezwungen, die kurzfristigen Anleihen in langfristige mit geringeren Zinsen umzuwandeln. Hat sich sogar für unfähig erklärt, seine Schulden überhaupt zurückzuzahlen. Das entlastet zwar vorübergehend den Haushalt, macht es aber immer schwerer, neue Geldverleiher für die Krone zu finden.

Bis jetzt haben vor allem die Einwohner Kastiliens das Reich mitgetragen. Um mehr als 300 Prozent hat Philipp die Steuern der Bauern und Bürger seit seinem Amtsantritt erhöht – und diese haben treu gezahlt (der Adel ist von direkten Abgaben befreit).

Aber zu Beginn der 1590er Jahre ist eine Grenze erreicht. Die Wirtschaft sta-

Der Monarch lenkt sein Reich zumeist vom Schreibtisch aus, wo er Tag für Tag stundenlang Papiere bearbeitet. So verfasst er etwa eigenhändig einen Brief an seinen Vetter Kaiser Maximilian II. (oben links) oder unterzeichnet ein Privileg für Markus Fugger, dessen Augsburger Bankiersfamilie ihm Geld lehnt

gniert, unter anderem, weil ein Großteil des Kapitals für Söldner und Waffen ins europäische Ausland fließt. Zudem erschüttern Missernten das Land. Und erstmalis verweigern die Vertreter der Städte in den *Cortes*, der Versammlung von Adel, Klerus und Bürgern, dem König eine weitere Steuererhöhung.

Seine kostspieligen Glaubenskämpfe will Philipp dennoch nicht aufgeben. „Religion hat Vorrang vor allem anderen“, erklärt er unnachgiebig und immer starrsinniger, entsendet nun Truppen gegen die französischen Protestanten, die ihrerseits von England und den aufständischen Niederländern unterstützt

werden – und verschärft damit die Finanzkrise weiter.

Dabei hat der König inzwischen genügend Probleme auf der Iberischen Halbinsel. Eine Gruppe Adeliger in Aragón widersetzt sich offen seiner Autorität. Als der Monarch einen kastilischen Kandidaten zum dortigen Vizekönig küren will, pochen sie auf das traditionelle Privileg, dass jeder Amtsträger Aragonier sein muss. Schon warnen Philipinos Berater vor einem Aufstand.

Ausgerechnet Antonio Pérez, einer seiner früheren Sekretäre, setzt den König zusätzlich von Aragón aus unter Druck. Er behauptet Dokumente zu be-

sitzen, die einwandfrei bewiesen, dass Philipp ihm einst den Befehl zum Mord an einem intriganter Höfling gegeben habe. Ein Mord, für den Pérez verurteilt worden ist, ehe er nach Aragón entkommen konnte. Ob die Anschuldigen stimmen, wird niemals endgültig geklärt. Gut möglich aber ist es.

Der König jedenfalls nimmt die Unruhen in Aragón so ernst, dass er Kastilien verlässt und persönlich mit seinen Kriegern ins Nachbarreich zieht. Die Aufständischen, die sich inzwischen mit Pérez verbündet haben, müssen geschlagen werden, der abtrünnige Sekretär muss nach Frankreich fliehen.

Wohl kein anderer Herrsscher prägt das Jahrhundert so wie er



Mit zunehmendem Alter peinigen den König Malaria, Typhus, Ruhr und vor allem die Gicht. Die Staatsgeschäfte muss Philipp II. nun immer häufiger unerledigt liegen lassen

Aber die Expedition kostet Philipp fast das Leben.

Die mühsame Reise von mehreren Hundert Kilometern, der traditionelle Einritt nach Aragón allein zu Pferd haben den 65-Jährigen zermürbt. Wie eine Leiche kommt er den Madrider Höflingen vor, als sie ihn zurückkehren sehen.

Seit fast 30 Jahren schon plagt den Herrscher die Gicht – einer der ersten Schübe fuhr in seinen Fuß, dann befiel die Krankheit immer mehr Gelenke. Dazu schwächen ihn dauernd Ruhr, Typhus und fiebrige Malaria. Sein alternder Körper hat dem nur noch wenig entgegenzusetzen.

Zunehmend seltener kann Philipp jetzt sein Arbeitspensum durchhalten. Vor einigen Jahren hat er zu seiner Entlastung das „Nachtkomitee“ eingerichtet, ein permanentes Gremium aus einer Handvoll verdienter Beamte.

Jeden Abend sichten sie alle Papiere, die tagsüber von den Räten gekommen sind, und versehen sie mit konkreten Empfehlungen. Immer häufiger aber fällt das Komitee inzwischen eigene Entscheidungen, wenn Philipp unpasslich ist.

Doch den treibt die Angst um, die Mitglieder könnten zu mächtig werden. Er wandelt das Nachtkomitee in die *Junta de Gobierno* um – das „Regierungskomitee“ –, in das er zusätzlich einen Verwandten, seinen Neffen Erzherzog Albert, entsendet. Zudem soll Prinz Philipp, der Sohn des Königs, jeder der täglichen dreistündigen Sitzungen beiwohnen.

Das neue Gremium arbeitet bald fast wie ein modernes Kabinett, trifft die meisten der von den Räten vorbereiteten Entscheidungen. Und der kranke Monarch unterzeichnet anschließend nur noch: „Yo, el Rey“.

Es muss Philipp zutiefst demütigen, dass er gezwungen ist, die Geschäfte seines Imperiums auf diese Weise aus der Hand zu geben. So wie er zuvor oft an der Macht gelitten hat, so leidet er jetzt am Machtverlust. Unerträglicher als diese Kränkung ist wahrscheinlich

nur der Schmerz, der bei jeder Bewegung seinen gichtgepeinigten Körper durchzuckt.

Von 1595 an verbringt der Herrscher seine Stunden fast nur noch in einem Spezialstuhl, den ihm ein Diener entworfen hat. Das hölzerne Möbel mit beweglichen Rücken- und Fußteilen lässt sich zu einer Liege von gut zwei Meter Länge aufklappen, gepolstert mit einer Matratze aus Pferdehaar. In diesem Stuhl sitzt, isst und schläft Philipp; seine Kleidung ist aus leichtem, weitem Stoff, um die entzündeten Gelenke nicht zu beschwirren.

Als brauchte es noch eines Beweises seiner wachsenden Machtlosigkeit, wird er eines Tages in einem Ausflugshäuschen nahe dem Escorial von einem Unwetter überrascht. Regenwasser überschwemmt den Raum, in dem der König sitzt, und den Trägern gelingt es nicht, den schweren Gichtstuhl hinauszuhieven. Vollkommen durchnässt, das Wasser bis zur Hüfte, muss Philipp warten, bis die Flut vorbei ist.

Und dann, im Herbst des Jahres 1598, endet sein Martyrium.

Ein paar Mal hat er sich noch aufgebäumt, hat Entscheidungen getroffen wie früher. Doch auch wenn sein Wirken der Ewigkeit verpflichtet ist – seine Kräfte sind endlich.

Im Sommer 1598 lässt sich Philipp von Madrid zum Escorial bringen. Ein Infekt hat zu allem anderen den Monarchen ergriffen. Kaum je bei Bewusstsein, liegt er bewegungslos auf einem Bett in seinem Arbeitszimmer. Der fiebrige Leib ist aufgedunsen, übersät von Eiterbeulen und Wunden. Peinlich genau hat der Monarch zeitlebens auf seine Sauberkeit geachtet. Nun stinkt er nach Vergänglichkeit und Tod.

In den wenigen wachen Momenten plant er sein Sterben, versucht, das Unausweichliche so zu steuern, wie er einst sein Reich gelenkt hat. Die Geißel seines Vaters, die noch Spuren dessen Blutes



Die letzten drei Jahre seines Lebens verbringt der kranke Monarch fast nur noch im Bett – hier sein Schlafgemach in der Residenz von Segovia – oder in einem gepolsterten Spezialstuhl, der seine entzündeten Gelenke entlasten soll

trägt, liegt neben der Bettstatt, so hat es Philipp befunden. Dazu das Kreuz, das Vater und Mutter beim Sterben gehalten haben. Neben das Bett lässt der Todgeweihte seinen Sarg stehen. Und seine wichtigsten Reliquien.

Am frühen Morgen des 13. September 1598, nach 53 Tagen auf dem Krankenlager, 71 Jahre nach seiner Geburt und gut vier Jahrzehnte nach der Krönung, erwacht der Monarch ein letztes Mal aus dem Koma. Er lächelt, nimmt das Kruzifix der Eltern fest in seine Hände und stirbt mit offenen Augen.

Und wahrscheinlich ist Philipp glücklich in diesem letzten Moment. Heilsgewiss kann er aufgehen in einer höheren Ordnung, einer Ordnung, die er auf Er-

den, in seinem Reich, trotz steter Mühen nie zu erreichen vermochte.

Sieben Wochen lang gehen seine Untertanen in Trauer. Und sogar die Pferde und Maultiere tragen schwarze Decken.

„Gott hat mir ausgedehnte Länder geschenkt, aber keinen Nachfolger“, soll Philipp am Ende seines Lebens gesagt haben. Und tatsächlich scheint sein Sohn Philipp III., der 1598 den Thron besteigt, das genaue Gegenteil des Vaters zu sein.

Er zieht höfische Vergnügungen dem Aktenstudium vor, verlustiert sich bei Jagd und Theater, statt den politischen Geschäften nachzugehen. Die Regierung lässt er von adeligen Günstlingen führen, die sich selbst bereichern.

Doch es ist etwas Paradoxes am Erbe Philipps II.: Zwar hat er seinem Sohn ein Weltreich überlassen, dass sich nur dann von einem einzigen Herrscher erfolgreich regieren lässt, wenn dieser ebenso diszipliniert und fleißig ist wie er selbst.

Literatur: Geoffrey Parker, „Philip II.“, Hutchinson; unter den oft sehr unterschiedlich urteilenden Werken über den spanischen Herrscher eine der besten und ausgewogensten Biografien (englischsprachig): Manfred Vasold, „Philip II.“, Rowohlt; liefert auf Deutsch einen guten und ebenfalls wohlausaturierten Überblick zu Philippis Leben und Wirken.

Doch ist es ihm gelungen, einen bürokratischen Apparat zu schaffen, der dem Imperium, trotz nie dagewesener Größe und Weite, eine Stabilität gibt, die zumindest vorerst selbst einen schwachen König erträgt.

Auch deshalb wohl erinnern die Spanier ihn nach seinem Tod voller Ehrerbietung als *El Prudente* – den „Klugen“. Andere aber, protestantische Chronisten vor allem, verübeln dem König seinen Kampf gegen die Glaubensfeinde, stellen ihn als grausamen Finsternling und scheinheiligen Tyrannen dar. Ein Bild, das bis heute nachwirkt.

Doch es tut dem bürokratischen Neuerer, dem frommen Religionskrieger Unrecht. Jenem emsigen Arbeiter am Schreibtisch der Macht, der die Geschichte Spaniens, Europas und großer Teile der Welt ein halbes Jahrhundert geprägt hat wie kein anderer. □

Jens-Rainer Berg, 34, ist *GEOPOCHE*-Redakteur. Keine Person, über die er je geschrieben hat, erscheint ihm so widersprüchlich zu sein wie Philipp II.



Der Henker des Königs

Auch die Niederlande gehören zum Imperium des spanischen Monarchen Philipp II. 1566 erheben sich dort Protestanten gegen den katholischen Herrscher. Der befiehlt, den Aufstand mit allen Mitteln niederzuschlagen

von Susanne Frömel

Nach sieben Monaten Widerstand ergibt sich die Stadt Haarlem am 12. Juli 1573 dem Heer des spanischen Statthalters der niederländischen Provinzen, Don Fernando Álvarez de Toledo, Herzog von Alba. Haarlems Bürgern verspricht der Herzog Gnade – die Soldaten der Stadt aber können nicht auf Milde hoffen.

Der spanische Feldherr lässt die Garnison wegen Hochverrats zum Tode verurteilen, insgesamt 2300 Mann. Den Glücklicheren wird die Kehle durchgeschnitten, doch als der Arm des Henkers müde wird, binden die Soldaten die verbleibenden Gefangenen Rücken an Rücken und ersäufen sie im Fluss.

Der Sieg über Haarlem ist für Spaniens König Philipp II. mit großen Hoffnungen verknüpft. Dessen Dynastie bestimmt seit knapp 100 Jahren über die 17 niederländischen Provinzen. Nun hat er mit Unabhängigkeitsbewegungen

in nahezu allen Landesteilen zu kämpfen. Es geht dem katholischen Monarchen darum, seine Herrscherposition in den Niederlanden zu sichern und den vordringenden Protestantismus zurückzuwerfen.

Die Siegesbotschaft erreicht den König im Krankenlager: „Die Nachricht“, berichtet sein Sekretär, „war ihm bessere Medizin als eine große Zahl von Doktoren.“

Was der König nicht weiß: Das Massaker von Haarlem ist der Anfang vom Ende der spanischen Herrschaft in den nördlichen Provinzen; denn die Aufstände lodern fort, die Politik der Gewalt ist gescheitert. Fortan werden die Niederländer umso enger zusammenrücken, je härter die Soldaten der Krone zuschlagen.

Die Provinzen – ungefähr das Gebiet der heutigen Niederlande und Belgiens, bevölkert von rund drei Millionen Menschen – sind reich und selbtsbewusst. Die Region mit der Residenzstadt Brüssel ist wirt-

schaftsstarke, der Hafen von Antwerpen wichtig für den internationalen Handel.

1477 ist ein großer Teil der Niederlande durch die Hochzeit Marias von Burgund mit Maximilian I. an das Haus Habsburg gefallen. Weitere Teile wurden während der Regierungszeit Karls I. annexiert. 1556, als die Habsburger ihr Riesenreich teilten, wurden die Provinzen der spanischen Linie zugeschlagen – und seither von Madrid aus regiert.

Die heterogenen Niederlande, ein Gebiet mit mehreren Sprachen, droht nun die Religionsfrage zu spalten. Bis 1530 sind mindestens 30 Werke von Martin Luther in niederländischer Übersetzung erschienen, auch der religiöse Erneuerer Johannes Calvin wird ab den 1560er Jahren populär. In den nördlichen Provinzen erstarken die Protestanten, der Süden dagegen bleibt weitgehend katholisch.

1566 gerät Philipp II. unter Druck: Seine Halbschwester Margarete von

Parma, Spaniens Statthalterin in den Niederlanden, verliert zusehends die Kontrolle über das Land.

Bereits ein Jahr zuvor hatte Graf Egmont, ein Mitglied des flämischen Hochadels, Philipp ein 15-seitiges Memorandum überreicht. Darin forderte der Adel größeres Mitbestimmungsrecht bei den Regierungsgeschäften in Brüssel und eine Lockerung der harten Gesetze gegen Häretiker. Margarete setzt auf Verhandlungen und Kompromisse. Diese Taktik aber zahlt sich nicht aus.

Im April 1566 dringen calvinistisch gesinnte Adelige mit rund 300 Bewaffneten in den Regierungssitz vor und verlangen die Tolerierung der neuen Religion sowie ein Ende der Verfolgung von Protestanten. Zudem drohen protestantische Aristokraten damit, aus dem Staatsrat, dem obersten Verwaltungsorgan der Provinz, auszuscheiden.

Die Forderungen sind ein Affront gegen den König und die römische Kirche. Die Krone verliert an Autorität. Protestantische Bilderstürmer zerstören in den katholischen Kirchen Heiligenfiguren und Gemälde und finden viel Zuspruch in der Bevölkerung.

Philipps beschließt zurückzuschlagen: Am 1. Dezember 1566 erhält der Herzog von Alba den Befehl, den Aufruhr mit 10 000 Soldaten zu unterdrücken. Margarete von Parma reicht bald darauf ihren Rücktritt ein.

Der 59-jährige Alba ist erzkatholisch und als rücksichtsloser Feldherr bekannt. Am 5. September

1567 lässt er in Brüssel den „Conseil des troubles“ einsetzen, den „Rat der Unruhen“, den die Niederländer schon bald „Blutrat“ nennen – bis zum Ende von Albas Herrschaft überprüft der Conseil gut 12 000 der protestantischen Ketzer. Verdächtige, lässt mehr als 1000 hinrichten und etwa 9000 enteignen.

Schnell formiert sich gegen Alba Widerstand. An dessen Spitze steht Wilhelm Prinz von Oranien, der im deutschen Exil lebt und wegen seiner Unterstützung des Aufstands zum Verlust sämtlicher Besitzungen in den Niederlanden verurteilt worden ist. Immer wieder fallen seine Söldnertruppen in die Niederlande ein, um die Provinzen zu befreien und die Protestantischen zu unterstützen. Die 3000 Mann starke Hugenottenarmee des französischen Seigneur de Coquerville kämpft für die gleiche Sache.

Die hohen Militärausgaben drohen den spanischen Haushalt zu überfordern. Der Konflikt in den Niederlanden kostet Madrid schon bald 1,5 Millionen Dukaten jährlich und macht den größten Posten des Kriegsbudgets aus.

Albas Regime versetzt die Provinzen in Schrecken. 60 000 Menschen flüchten bis 1573 ins Ausland. „Wir kreisen die Vandalen ein, die Pfaffen der Häretiker und jene, die Waffen gegen Eure Majestät erheben haben“, berichtet Alba dem König. „Ich habe Anweisung gegeben, sie alle hinzurichten.“ Philipp geht davon aus, dass der



Sein Leben lang dient der Herzog von Alba (Porträt um 1549) spanischen Königen als Feldherr und Diplomat. Doch sein brutales Vorgehen stärkt nur den Widerstand der Niederländer

Aufstand bald niederge- schlagen sein wird.

Um die hohen Kriegskosten zu decken, erlegt Alba den Niederländern im März 1569 zusätzliche Steuern auf. Vor allem der „Zehnte Pfennig“, eine Mehrwertsteuer auf Handelsgüter, stößt auf Widerstand. Händler treten in den Aufstand.

Gleichzeitig gehen die spanischen Truppen zunehmend brutal vor. In der Stadt Naarden schlitzen sie allen Bürgern und Soldaten die Kehlen auf und brennen sämtliche Häuser nieder. Daraufhin stellen sich immer mehr Städte, vor allem im Norden, auf die Seite der Rebellen. Bis zum Sommer sind die meisten Ortschaften der Provinzen Holland und Seeland in der Hand der Truppen Wilhelms von Oranien.

Und dann Haarlem: Trotz des Sieges am 12. Juli 1573 über die Rebellen quält Alba die Einsicht, dass ihm eine Befriedung der Region nicht gelungen ist. Zudem macht dem 66-Jährigen das feuchtkalte Wetter zu schaffen. „Um Gottes Willen“, schreibt er in einem Brief, „löst mich von diesem Posten ab und schafft mich von hier fort, und wenn das nicht möglich ist, so lasst mich erschießen und schafft mich auf diese Weise fort.“

Der Rückhalt für sein Vorgehen schwindet nun auch in Madrid: Zu teuer ist Albas Politik, zu gering ihr dauerhafter Erfolg.

Der Herzog wird aus den Niederlanden abberufen und verlässt Brüssel im Dezember 1573; sein Nachfolger wird der etwas liberalere Statthalter Don Luis de

Requesens. Der bietet den Aufständischen eine Amnestie an, welche die Rebellen aber ablehnen. Das nahende Ende der spanischen Herrschaft in den nördlichen Niederlanden kann auch Requesens nicht aufhalten.

Alba erhält trotz seiner Demission ein neues Kommando und besiegt 1580 im königlichen Auftrag die Truppen eines Rivalen Philipps II. um die Thronfolge in Portugal. Zwei Jahre später stirbt der Herzog in Lissabon.

In den Niederlanden wird da noch immer gekämpft: Am 6. Januar 1579 haben sich die südlichen, überwiegend katholischen Provinzen Artois und Hennegau zur „Union von Arras“ vereint (der sich Wallonisch-Flandern kurz darauf anschließt) und sich zum spanischen König bekannt. Flandern und Brabant bleiben zunächst umkämpft. Die sieben nördlichen, calvinistisch orientierten Provinzen gründen daraufhin die „Union von Utrecht“: in etwa die heutigen Niederlande.

Deren Konflikt mit Madrid wird noch Jahrzehnte währen, bis Spanien wirtschaftlich und militärisch zermürbt ist und aufgibt: Erst am 30. Januar 1648 besiegt der Frieden von Münster die Unabhängigkeit der nördlichen Niederlande von der spanischen Krone, rund 80 Jahre nach Ausbruch der Feindseligkeiten.

Weder Diplomatie noch Repression konnten den Aufstand beenden – ein kostspieliger Prestigeverlust. Spanien büßt seine Hegemonie in Europa ein. □



Die Reformation hat Europa in zwei Konfessionen gespalten. 1588 sendet Philipp II. von Spanien eine

DUELL IM



Der Hofmaler Nicholas Hilliard zeigt Königin Elisabeth (links am Bildrand), die den Kampf ihrer Flotte mit der Armada vom Ufer aus beobachtet. In Wirklichkeit jedoch wartet die Herrscherin in London auf Nachrichten von dem Gefecht, das über ihr Schicksal entscheiden wird

gewaltige Invasionsflotte gegen England – zum Kreuzzug gegen die ketzerischen Protestanten

ATLANTIK

Der Wind dreht, kommt wieder direkt von vorn, und dann schwellt er an. Die „Juliana“, die „Lavia“ und die „Santa María de Visón“ suchen Schutz in der Donegalbucht. Am 17. September 1588 ankern die massigen spanischen Dreimaster drei Kilometer vor Streedagh Beach, Nordwestirland.

Vor Feindesland.

Mehr als 1300 ausgelaugte, hungrige Seeleute und Soldaten liegen fest. Um zurück auf den Atlantik zu gelangen, brauchen sie Ostwind. Doch der Sturm, der sie am 21. September erreicht, kommt abermals aus Westen.

Er trifft die Spanier mit voller Wucht. Die Wellen scheinen bis zum Himmel zu schlagen, die Anker halten nicht im sandigen Grund, die Segel sind nutzlos – und der Wind treibt die Schiffe aufs Ufer zu.

Plötzlich laufen die Kiele auf Grund. Welle auf Welle donnert gegen die festgerammten Rümpfe, spülpt über sie hinweg, rüttelt an den Planken. Es kann nicht lange dauern, bis die Schiffe auseinanderbrechen werden.

Vielleicht 200 Meter sind es bis zum Strand – doch selbst denen, die schwimmen können, muss die krachende, gisch-

tende Brandung unüberwindlich erscheinen. Einige versuchen es dennoch.

Der bucklige Offizier Diego Enríquez und einige andere Adelige schaffen Gold und Juwelen im Wert von mehreren Tausend Dukaten ins Innere eines großen Beibootes. Enríquez gibt Befehl, hinter ihnen die Luke fest zu verschließen, dann abzulegen. Im letzten Moment springen 70 Verzweifelte auf das Boot.

Sie steuern Richtung Ufer, da wirft eine riesige Welle das Gefährt um. Die Männer verschwinden in der Flut. Das Boot wird hin und her geschleudert, kreist, schlingert, schließlich schlägt es kieloben an den Strand.

Auf den Schiffen ertrinken zur gleichen Zeit Seeleute und Soldaten unter Deck oder werden herausgespült, andere springen über Bord und tauchen nie wieder auf. Im schäumenden Wasser klammern sich Verzweifelte an Fässer und Planken. Manchen zerschlägt herumwirbelndes Treibgut die Beine.

Kapitäne werfen ihre schweren, am Leib getragenen Goldketten und Geldbeutel ab; ein hoher Würdenträger, der sich nicht rechtzeitig von seinem Wams voller eingenähter Münzen trennen kann, ertrinkt mit dem Namen Gottes auf den Lippen. Durch das Tosen dringen Kreischen und geschriene Gebete.

Unterdessen versammeln sich am Ufer Bewohner der Küste und Soldaten

der englischen Königin, die auch über Irland herrscht. Einige tanzen vor Freude über den Untergang der Spanier. Wo das Meer Überlebende an Land wirft, laufen sie herbei, plündern und misshandeln die Schiffbrüchigen. Die noch an Bord sind, sehen es mit Grausen.

Dann bersten die Rümpfe.

Am darauffolgenden Tag durchkämmen Strandräuber den mit Leichen und Schiffstrümmern übersäten Strand. Sie brechen das angespülte Beiboot auf. Die Eingesperrten sind tot – nur Don Diego sieht noch ein letztes Mal das Tageslicht, dann stirbt auch er. Die Plünderer nehmen Gold, Juwelen, sogar die Kleidung der Toten und lassen sie unbeerdigt auf dem Strand zurück.

Mehr als 1000 Mann sind umgekommen. Knapp 300 haben überlebt, viele von ihnen werden gefangen genommen.

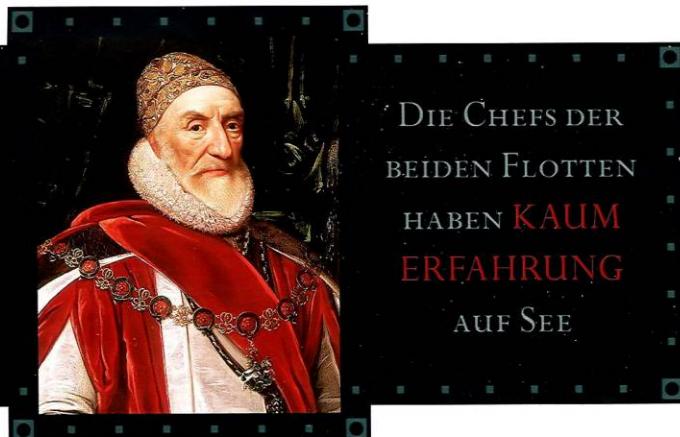
Insgesamt gehen etwa 30 spanische Schiffe in den Stürmen vor Irland und Schottland unter. Sie waren Teil des ehrgeizigsten Seekriegsunternehmens der spanischen Geschichte: der Invasion Englands.

Und die Katastrophe der Armada im Herbst des Jahres 1588 markiert das Ende der spanischen Expansion, den Beginn der Stagnation eines Weltreichs.

Eine Generation zuvor schien es ausgeschlossen, dass Spanien und England überhaupt gegeneinander Krieg führen würden. Denn die spanische Flotte, die im Jahr 1554 den Ärmelkanal hinaufsegelte, kam in friedlichster Absicht: Sie brachte einen Bräutigam.

Philip, der spanische Thronfolger, künftige Herrscher über Teile Italiens, die Niederlande und ein riesiges Kolonialreich in Übersee, heiratete in Winchester Englands Königin Maria aus dem Hause Tudor (siehe Seite 80).

Doch die Ehe blieb kinderlos, und als Maria 1558 starb, mögli-



cherweise an Krebs, endete die Union zwischen den beiden Königshäusern. In London wurde Marias Halbschwester zur Königin gekrönt: Elisabeth.

Sie führte erneut die protestantische Staatskirche ein, die ihr Vater Heinrich VIII. begründet und die ihre katholisch gebliebene Vorgängerin wieder be seitigt hatte. Marias Gemahl aber, 1556 als Philipp II. zum König von Spanien gekrönt, verlor mit dem Tod seiner Frau alle Titel und Ansprüche in England.

In den folgenden Jahren wagten sich englische Kaufleute immer weiter aufs Meer, angelockt von guten Geschäften in Spaniens Kolonien.

Die See sei frei, sagten sie. Die See sei spanisch, antwortete das Imperium und wehrte den Zugang.

Ein unerklärter Kleinkrieg begann, in dem Kaufleute, staatlich gedeckte Freibeuter und gesetzlose Seeräuber schon bald kaum mehr voneinander zu unterscheiden waren. Die Königin duldet die Kaperfahrten ihrer Untertanen, unterstützte sie sogar – und profitierte davon, indem sie einen Teil der Beute erhielt.

Spaniens Kräfte waren durch einen Aufstand in den Niederlanden gebunden (siehe Seite 98), den Elisabeth erst heimlich, dann immer offener unterstützte.

1580 unternahm Philipp einen halbherzigen Gegenschlag: Katholische Freiwillige und spanische Soldaten segelten nach Irland, um sich einer Rebellion gegen die englische Herrschaft auf der Insel anzuschließen. Aber das viel zu kleine Kontingent blieb isoliert: Elisabeths Truppen machten die Kämpfer nieder.

Doch im selben Jahr fiel Portugal samt den Besitzungen in Brasilien, Afrika und Asien an Philipp. Und als Spaniens Kapitäne auf den Azoren letzte Widersacher um den portugiesischen Thron besiegt, entwickelten sie Allmachtfantasien: Nun sei auch England so gut wie ausgeschaltet.

1583 schrieb Philipp an seinen Neffen und Statthalter in den Niederlanden, Alessandro Farnese, den Herzog von Parma: Wenn Spanien England direkt angriffe, Elisabeth absetzte und deren katholische Nichte Maria Stuart auf den Thron brächte – würde dann nicht der Aufstand der Niederländer zusammenbrechen?

Parma zögerte.

Schließlich provozierten die Engländer selbst die Entscheidung. Im Oktober 1585 fiel der berüchtigte Freibeuter Francis Drake mit einer Kaperflotte über die Küste Galiciens her. Tagelang plünderten und raubten seine Männer auf spanischem Boden, schändeten und zerstörten Kirchen, misshandelten Priester.

Philipp beschließt, das englische Problem zu lösen. Elisabeth muss stürzen, weil das Imperium nicht mehr sicher ist, so lange Drake und seinesgleichen auf dem Meer sind – und weil Gott es will.

Ende Juli 1586 ist ein Plan gefasst. In Lissabon soll eine mächtige Invasionsflotte versammelt werden: mehr als 100 Schiffe, 30.000 Soldaten. Zugleich wird der Herzog von Parma noch einmal 30.000 Mann in Flandern bereitstellen, außerdem Landungsboote, um sie nach England überzusetzen. Die Truppen sollen auf London marschieren, Elisabeth

entthronen und so Frieden und Katholizismus wiederherstellen.

Spanische und portugiesische Kriegsgeleonen segeln gen Lissabon. Beamte der Krone beschlagnahmen wuchtige Kauffahrer und lassen sie zu Kampfschiffen umrüsten. Zudem mieten sie hanseatische Transporter an. Und der Vizekönig von Neapel schickt vier Galeassen: schwer bewaffnete Kampfschiffe mit Segeln und bis zu 300 Ruderern.

Um die Schiffe mit Kanonen und Munition bestücken zu können, arbeitet die Bronzegießerei von Lissabon Tag und Nacht. Selbst französische und türkische Beutestücke, Trophäen früherer Feldzüge, werden für den Einsatz vorbereitet.

Aus allen Regionen der mediterranen Welt treffen Soldaten in den Häfen ein. Um sie zu versorgen, entstehen allein in Malaga 40 neue Öfen für Schiffszwieback. Mailand liefert Reis, Hamburger Kaufleute schaffen fast 200 Tonnen Käse aus dem Ostseeraum heran.

Pech, Seilwerk, Holz und Segeltuch kommen auf der Nordroute um Schottland. In den Niederlanden zimmern Handwerker Invasionsbarken. Von der Lombardei ziehen Söldner über Luxemburg hinauf nach Flandern.

Der englische Kommandant Lord Charles Howard (links) und der Herzog von Medina Sidonia, der die Armada befehligt, sind keine Seekriegsexperten, aber begabte Organisatoren: Es gelingt ihnen, für ihre jeweiligen Flotten Hunderte von Schiffen aufzutreiben sowie Tausende Soldaten und Seeleute zu verpflichten



Das Silber, sie zu bezahlen, kommt aus Amerika. Als es nicht mehr ausreicht, verkauft Philipp II. Land aus dem Gemeinbesitz, vergibt Ämter und Adelstitel gegen Geld, verscherbelt sogar die königliche Gerichtsbarkeit an den Adel.

Ein Amt verkauft der König jedoch nicht: das des Oberbefehlshabers der *Grande y Felicísima Armada*, der „Großen und allglücklichsten Kriegsflotte“. Anfang 1588 stirbt der designierte Anführer. Da bestellt Philipp den 38-jährigen Alonso Pérez de Guzmán, siebter Herzog von Medina Sidonia, zum neuen Admiral. Einen bewährten Organisator und Strategen – aber ohne jede Erfahrung als Kommandant zur See.

Es ist dennoch keine falsche Wahl: Spaniens Offiziere sind ehrgeizig und von maßlosem Standesdünkel getrieben – gerade deshalb werden sie sich Medina Sidonia unterordnen, so hofft der Monarch, denn es wird niemanden kränken, unter dem Haupt eines der ältesten und höchstrangigen Adelsfamilien Spaniens zu dienen.

Der Herzog hat die Invasion von Beginn an mitgeplant und mit großer Umsicht Schiffe aus dem Mittelmeer nach Lissabon geführt. Mögen viele Kapitäne schlachterprobte Veteranen sein, die ein Schiff zu führen verstehen – Medina Sidonia hat dem König bereits bewiesen, dass er sich auf die Organisation einer so gewaltigen Flotte versteht.

Er kommandiert am Ende rund 130 Schiffe mit mehr als 2400 Kanonen, etwa 19 000 überwiegend mit Gewehren bewaffnete Soldaten sowie gut 7000 Seeleute.

Die Spanier werden im zukünftigen Kampf bei ihrer bewährten Taktik des Nahgefechts bleiben: versuchen, nah an den Feind heranzusegeln, um dann mit schwer bewaffneten Enterkommandos dessen Schiffe zu stürmen.

Doch der König und sein Admiral wissen, dass die Engländer bestrebt sein werden, genau dies zu verhindern und mit ihren weiter reichenden Geschützen zum Erfolg zu kommen.





Um 1590 fertigt der Engländer Robert Adams eine Kartenserie über den Kriegszug der Armada. Während seine Zeichnungen der Gefechte im Ärmelkanal präzise sind, ist Adams für den Weg der Spanier um Schottland und Irland auf Vermutungen angewiesen. Deshalb zeigt der Plan links den heutigen Wissenstand über die Fahrt durch die Stürme des Nordatlantiks, in denen viele spanische Segler untergehen

Am 25. April weicht der Erzbischof von Lissabon die königliche Standarte. Der Papst gewährt den Invasoren einen Generalablass – auch denen, die nur für das Gelingen des Unternehmens beten, dieses Kreuzzugs gegen das ketzerische England. Am 28. April verlässt die Armada Lissabon.

Den Engländern ist die Ausrüstung nicht verborgen geblieben. Aber was genau die Spanier vorhaben, weiß die Regierung in London nicht. Eine vermeintlich zuverlässige Quelle, der englische Botschafter in Paris, nennt Algier oder Amerika als Ziel der Armada, doch der Diplomat ist von den Spaniern bestochen worden.

Erst wenige Wochen vor dem Auslaufen der Armada wird den Verantwortlichen in London klar, dass ihr Land wohl Ziel der Riesenflotte ist.

Die Lage ist prekär, denn in England sind nur wenige ausgebildete Soldaten bereit zum Landkampf. Zwar stellen die Bürger der Städte und Dörfer Milizen auf, aber die sind schlecht bewaffnet und kümmern sich lieber um die Ernte als um die Sache ihrer Königin.

Nur Englands Flotte steht jetzt noch zwischen Elisabeth und ihrer Enthronung. In der segeln allerdings die besten Kriegsschiffe ihrer Zeit. Die Galeonen sind schnell, wendig und feuerstark. Ihre komplexe Takelung ermöglicht rasche Manöver, der Rumpf ist schlank, ihre Hauptwaffe sind Kanonen.

Doch bieten die Schiffe nur wenig Platz für Kampftruppen. Die schwimmenden Artillerieplattformen wären verloren, sollten spanische Enterkommandos sie stürmen.

Den Oberbefehl führt Lord High Admiral Charles Howard, Baron of Effingham: ein Cousin der Königin. Und wie Medina Sidonia kein erprobter Seeoфицер, sondern ein Organisator.

Aber auch Howard hat erfahrene Kommandanten unter sich: Männer wie den raubeinigen Schiffskonstrukteur und

ehemaligen Sklavenhändler John Hawkins. Oder den unberechenbaren Francis Drake, rücksichtslos, beutegierig und nach vielen Kaperfahrten bei den Spaniern gefürchtet wie kein Zweiter.

Von Beginn an kämpft die Armada mit ungünstigen Winden – sie kommt kaum voran. In den Fässern wird das Wasser faul. Fisch und Fleisch sind ungenehmbar. Unter den Männern verbreitet sich die Ruhr. Medina Sidonia muss La Coruña im Nordwesten Spaniens ansteuern, um frischen Proviant aufzunehmen.

Zweifel am Erfolg des Unternehmens, die der Admiral vermutlich schon länger hegt, erweisen sich nun als berechtigt: Zu groß sind die logistischen Probleme, vor allem sind viele der Schiffe zu langsam und schwerfällig, für einen Einsatz im Seekrieg nicht geeignet – Medina Sidonia plädiert für Abbruch.

„Ich habe dieses Unternehmen Gott gewidmet“, antwortet sein König: Der Herzog solle sich zusammenreißen und seinen Teil der Aufgabe erfüllen.

Am 21. Juli lichtet die Armada erneut die Anker, vier Tage später schickt Medina Sidonia einen Kurier mit einem schnellen Boot in die Niederlande, um

Parma zu verkündigen, er möge sein Invasionssheer bereithalten.

Im Morgengrauen des 30. Juli geht auf einem Kliff in Cornwall ein pechgeränkter Holzstapel in Flammen auf: Alarm! Durch Regen und Nebel ist die Armada gesichtet worden.

Minuten später signalisiert ein Aufiöder weiter im Osten, dass die Nachricht unterwegs ist.

Von Leuchfeuer zu Leuchfeuer springt der Alarm nun die englische Küste entlang, erreicht in Plymouth die wartende Flotte, dann verbreitet sich das Signal weiter in das Königreich: Die Spanier sind da.

Doch Wind und Gezeiten sind ungünstig, die englische Flotte kann nicht aus der Bucht von Plymouth segeln.

Howard und Drake lassen daraufhin den Großteil ihrer rund 90 Schiffe aus dem Hafen schleppen: Von jedem Segler wird ein Beiboot entsandt, das den Anker trägt. Der wird möglichst weit draußen zu Grund gelassen, und die Besatzungen ziehen dann ihre Galeonen an den Hunderten von Metern langen Ankertrossen Richtung offenes Meer; anschließend wird der Vorgang wiederholt. Im freien Wasser haben die Engländer endlich Platz für Segelmanöver.

Noch am Abend des gleichen Tages sichten Howard und Drake erstmals die Spanier – und manövriren ihre wen-

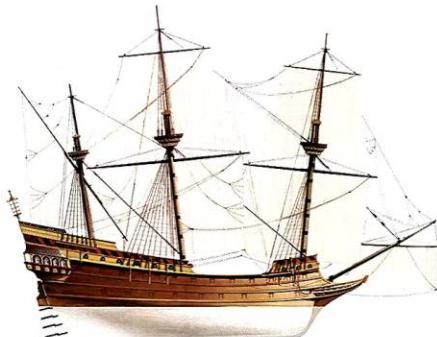
digen Galeonen gegen den Wind nach Westen, an der Armada vorbei. So können sie sich nun jederzeit mit Rückenwind dem Feind nähern, um Kanonen salven abzufeuern.

Wollen die Spanier den Nahkampf suchen, müssen sie jetzt gegen den Wind kreuzen – ein ungünstiger Kurs, auf dem ihre schwerfälligeren Schiffe so langsam sind, dass ihnen Howard und Drake leicht ausweichen könnten. Solange der Wind also seine Richtung nicht wechselt, hat die Armada keine Chance, ihre wichtigste Kampftaktik anzuwenden.

Der Anblick, der sich den Engländern im aufsteigenden Frühnebel des 31. Juli 1588 gut 20 Kilometer südwestlich von Plymouth bietet, ist gleichwohl Furcht einflößend: eine Wand von fast 130 Schiffen, über drei Kilometer breit, dicht formiert, schwer bewaffnet.

Medina Sidonias Seeleute warten einsatzbereit bei den Seilen. Die Schiffsärzte haben ihre Instrumente zurechtgelegt. An Deck stehen Keramikkrüge mit einer Füllung aus Schießpulver, Alkohol und Harz, die als Brandbomben auf den Feind geschleudert werden.

Die Kanonendecks sind vier Finger hoch unter Wasser gesetzt, um Brände zu verhindern. Geschützmeister bringen



Galeonen (links) sind die wichtigsten Kriegsschiffe des 16. Jahrhunderts: Die englischen sind schnell, wendig und feuerstark, die größeren spanischen bieten weit mehr Platz für Kampftruppen. Eine Besonderheit sind die Galeassen der Armada (rechts). Die schwer bewaffneten Großgaleeren werden von bis zu 300 Ruderern angetrieben und können im Gefecht unabhängig von den Windverhältnissen agieren

die Kanonen in Position und prüfen die Befestigungen.

Auf dem Flaggschiff, der „San Martin“, besetzen 300 Gewehrschützen die Kastelle, Längsseiten und Masten. Taunder bereiten sich vor, in ihre per Handpumpe beatmeten Lederanzüge zu steigen, um Lecks zu flicken.

Gegen neun Uhr fährt ein englisches Schiff auf die Spanier zu. Die „Disdain“ („Verachtung“) gibt einen Schuss ab und dreht dann eilig bei, um in die eigenen Reihen zurückzufahren – die formelle Herausforderung zur Seeschlacht.

Kurz darauf krachen die ersten Salven, die See spritzt von den Einschlägen auf. Holz splittert, Kugeln zerfetzen die Takelage der „San Juan“, hämmern in ihren Vormast: Das Schiff des Vizeadmirals der Armada steht im Zentrum der englischen Angriffe.

Auf den Seglern dieses Geschwaders bricht Panik aus, doch Medina Sidonia schickt Verstärkung – darunter die von mehr als 200 Ruderern getriebenen Galeassen. Die Engländer weichen aus.

Gegen Mittag lassen die Flotten voneinander ab.

Trotz fast 3000 verschossener Kugeln gibt es auf beiden Seiten keine ernsthaften Verluste. Das englische Feuer hat

weder die starken Bordwände der spanischen Galeonen durchschlagen noch deren Formation aufreißen können – während die Spanier keine Gelegenheit hatten, einen Enterkampf zu erzwingen. Doch ihr Verband hat gehalten, der Angriff ist abgeschüttelt.

Die Armada segelt tiefer in den Ärmelkanal hinein. Die Engländer folgen.

Vor Portland Bill, einer Landzunge südlich der Stadt Weymouth, sowie vor der Isle of Wight flammen erneut schwere Gefechte auf. Mit Disziplin und seemannischem Geschick verteidigen Medina Sidonias Kapitäne ihre Phalanx, kommen aber nicht zum Entern.

Auf der anderen Seite macht Howard die Eigenmächtigkeit insbesondere Drakes zu schaffen, der Befehle ignoriert, aus der Formation verschwindet und sich offenkundig nicht für taktische Vorgaben interessiert.

Je weiter die Armada vordringt, desto nervöser werden die Engländer. Aber auch Medina Sidonia ist unruhig: Seine Instruktionen sehen vor, ohne Aufenthalt zu Parma durchzustoßen und dessen Truppen an die englische Küste zu geleiten – aber ist Parma bereit?

Mehrere Kuriere hat der Admiral losgesandt, keiner ist bislang zurückgekehrt. Der Herzog hat die Geschwindigkeit überschätzt, mit der ein Bote nach Brüssel und zurück gelangen kann.

Am 6. August kommt die französische Küste in Sicht. Damit steht Medina Sidonia vor einer schweren Entscheidung. Seine Lotsen warnen ihn: Wenn die Flotte die Straße von Dover passiert, ohne dass Parmas Truppen zur Stelle sind, wären Strömung und Wind möglicherweise so stark, dass die Armada nicht lange vor den Niederlanden warten könnte. Die Schiffe würden auf die Nordsee hinaustreiben, ohne die Invasionssarmee erreicht zu haben.

Soll er dennoch weitersegeln – oder die letzte Chance zum Anker nutzen?

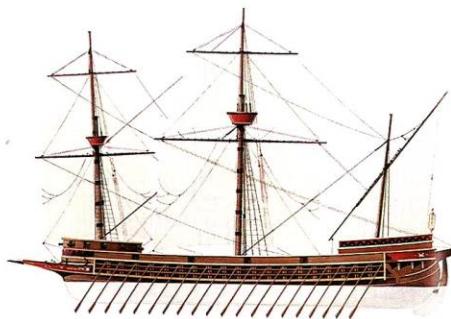
Medina Sidonia wählt die Verzögerung. Um vier Uhr nachmittags wirft die Armada vor Calais Anker.

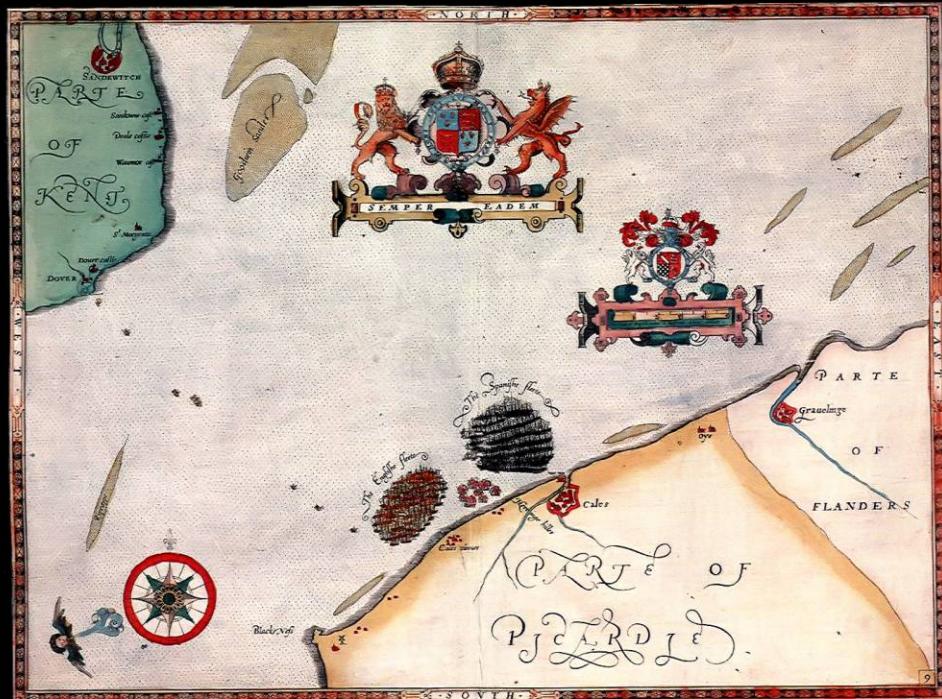
Doch dies ist ein gefährlicher Liegeplatz: offen zur See, von starken Strömungen beherrscht, von gefährlichen Untiefen umgeben. In beunruhigender Nähe stoppen auch die Engländer.

Howard hat immer noch den Wind im Rücken, kann jederzeit angreifen. Und er erhält Verstärkung: ein Geschwader von 36 Schiffen, das bisher die Straße von Dover bewacht hat. Nach Zahl der Segler sind beide Flotten jetzt gleich stark.

Am Morgen des 7. August erreicht eines der von Medina Sidonia dringend erwarteten Kurierboote endlich die Ar-

STRÖMUNG
UND WIND SIND
DIE GRÖSSTEN
GEFAHREN FÜR
DIE ARMADA





7. August 1588: Vor Calais ankern beide Flotten. Links, mit dem Wind im Rücken, die Engländer; wenige Kilometer östlich die Armada. Noch hält deren geschlossene Formation. Doch gegen Mitternacht

setzen die Briten brennende Schiffe ein (von Robert Adams zwischen den Flotten eingezeichnet). Aus Angst vor den schwimmenden Bomben kappen die Spanier verzweifelt ihre Ankertäue

mada. Die ersehnten Nachrichten aus Brüssel sind ernüchternd. Parma habe erst spät von der Ankunft der Spanier im Ärmelkanal erfahren, nach eigener Einschätzung werde er aber in einigen Tagen bereit sein. Der Kurier hält dagegen eher einen Zeitraum von zwei Wochen für realistisch: Die Invasionsflotte sei noch weit davon entfernt, in See stechen zu können. Zwei weitere Boten, die am Abend eintreffen, bringen ähnliche Kunde.

Doch sie liegen falsch.

Tatsächlich hat der Herzog von Parma, ein geschickter Feldherr, in den vorangegangenen Monaten seine Truppen hin und her geschoben, im Binnenland Kanäle ziehen lassen, um die Landungsboote zu verlegen, und schon auf Gerüchte von der Armada hin die Alarmbereitschaft erhöht.

Während die Kuriere dem konsternierten Medina Sidonia ihre Zweifel an Parmas Logistik vortragen, bestiegt die Flandern Kompanie auf Kompanie die Boote. Ruhige See und funktionierende Kommunikation zwischen den beiden Herzögen vorausgesetzt, könnte die In-

vasion in drei Tagen beginnen – sollten die Engländer nichts unternehmen.

Damit aber können die Spanier nicht rechnen. Im Gegenteil, Medina Sidonia befürchtet einen Branderangriff: Dabei treiben schwelende, mit Pulver vollgepackte Schiffe unbemannt in den Feind, um dort zu explodieren. Bei Antwerpen haben die Niederländer damit 800 Spanier getötet.



8. August, die entscheidende Schlacht. Im Laufe des Tages kann sich die in der Nacht zerstreute Armada wieder zu einer halbmondförmigen Kampfformation zusammenschließen; etwa 30 ihrer Großkampf-

schiffe liegen ebenso vielen der Engländer gegenüber. Nach sechsstündigem Artilleriegefecht trennt aufkommender Sturm die Gegner. Die schwer getroffenen Spanier treiben in die Nordsee hinaus

Als es Nacht wird, hält der spanische Admiral deshalb Abfangboote bereit. Mit Stangen, Haken und Enterkabeln sollen ihre Besatzungen im Ernstfall die lodernden Angreifer wegschleppen.

Gegen Mitternacht flackert es tatsächlich in der englischen Flotte auf. Zwei mit brennbaren Materialien aller Art gefüllte, mit Teer und Pech bestrichene Schiffe haben zu früh Feuer gefangen.

Kurz darauf lösen sich weitere Segler. Insgesamt sind es nun acht Brander,

die bald allesamt in Flammen stehen. Strömung und Wind treiben die Feuerschiffe auf die Spanier zu. In spätestens 20 Minuten werden sie die Armada erreicht haben.

Die Abfangmannschaften kämpfen sich heran. Sie bringen zwei der Brander unter Kontrolle, ziehen sie an das Ufer. Doch die übrigen kommen rasch näher.

Eilig gibt der Admiral seinen Kapitänen den Befehl, den Feuerschiffen auszuweichen, anschließend ihren Platz aber unbedingt wieder einzunehmen. Denn der beste Schutz der Armada ist ihre fest gefügte Formation.

Plötzlich zünden auf einem der Brander die Kanonen. Unter den Spaniern bricht Panik aus. Ankerleinen werden hastig gekappt, zwei Galeassen kollidieren miteinander, eine treibt mit beschädigtem Ruder ab. Andere Kapitäne weichen mit mehr Bedacht aus, bringen Bojen an die Leinen, um die wertvollen Anker später bergen zu können.

Doch als die Gefahr gebannt ist und die Brander harmlos am Ufer ausglommen, gelingt den Spaniern nicht mehr die



Englands Königin Elisabeth weiß die Niederlage der Armada für sich zu nutzen. Sie überhöht die Katastrophe der Spanier zum Triumph Englands und des protestantischen Glaubens über die verhasste Führungsmacht der Katholiken. Dieses Porträt (wohl von 1588) zeigt den Untergang spanischer Schiffe im Hintergrund und die Hand der Monarchin auf dem Globus – Symbol für ihren Anspruch auf die Herrschaft über die Weltmeere

Rückkehr auf ihre alten Positionen: In der Dunkelheit drängen Wind, Strömung und Gezeiten die Armada in Richtung Nordsee ab.

Bei Morgengrauen ist die Formation über mehrere Kilometer zerstreut. Nur die „San Martín“ und vier weitere Galeonen haben wieder Anker gefasst.

Dieser kleinen Gruppe steht schon bald fast die komplette feindliche Flotte gegenüber. Ein mörderisches Feuergefecht auf kürzeste Distanz beginnt: Die Engländer haben gelernt, dass sie sich bis auf 100 Meter nähern müssen, damit ihre Geschütze wirken.

Doch das spanische Flaggschiff ist siebenfach geplankt und schießt aus 48 Kanonen zurück – zeitweise gegen 20 Angreifer und mehr.

Bald ist das Deck der „San Martín“ mit Toten und Verwundeten übersät. Mehr als 100 Treffer zerreißen die Segel, durchlöchern den Rumpf, die Masten. Taucher dichten Lecks mit Werg und Bleiplatten notdürftig ab.

Stück für Stück verlagert sich das Gefecht nach Nordosten, auf die Höhe des flämischen Ortes Grevelingen (heute Gravelines in Frankreich). Dort kommen den bedrängten Spaniern weitere Teile der Armada zu Hilfe. 30 große Kampf-

schiffe – etwas weniger, als die Engländer zur Verfügung haben.

Es ist der 8. August, zehn Uhr früh. Die Entscheidungsschlacht hat begonnen.

Während zusätzliche Schiffe der Armada ihre Positionen einnehmen, wird das Donnern der Geschütze immer lauter. Die Engländer segeln bis auf ein paar Dutzend Meter, bis auf Rufweite, heran, feuern – setzen sich ab, laden nach, attackieren neu. Stets darauf bedacht, es nicht auf ein Handgemenge mit der spanischen Infanterie ankommen zu lassen.

Trotzdem geraten die Schiffe wiederholt so nah aneinander, dass ein Enterkampf bevorzustehen scheint: Ein Engländer, der im Gefechtsrausch auf die „San Mateo“ springt, wird in Stücke gehauen. Aber jedes Mal können sich die Briten wieder freisegeln. Die spanischen Soldaten schimpfen sie dafür als Feiglinge und „lutherische Hühner“.

Die Kanonen der Armada erwiedern das Feuer. Doch die Geschütze liegen auf sperrigen Gestellen, die in der Enge unter Deck das Einholen zu einer langwierigen, mühseligen Prozedur machen.

Bedient werden sie zudem von Soldaten, die für das komplexe Nachladen nur schlecht ausgebildet sind – die Taktik der Spanier sieht die Kanonen nur zur Vorbereitung eines Enterangriffs

vor, nicht für ein fortdauerndes Artilleriegefecht.

Genau darin liegt die Stärke der Engländer: Ihre Kanonen liegen auf kompakten, vierrädrigen Geschützwagen, speziell für den Einsatz auf See konstruiert. Die daran gedrillten Mannschaften holen sie so schnell ein, laden nach und richten neu aus, dass sie auf jeden Schuss der Spanier drei abgeben.

Bald können die Spanier in ihrer ungünstigen Position zum Wind im Rauch kaum noch die nächstliegenden Schiffe erkennen. Medina Sidonia klettert persönlich die Wanten der „San Martín“ hinauf, um sich einen Überblick zu verschaffen – vergebens.

Masten brechen, Segel kommen herab, unter dem Rückstoß der Kanonen lockern sich Bordwände. Kugeln zerfetzen Beine, reißen Hände ab, auf der „San Marcos“ spritzt das Gehirn eines Offiziers auf die Umstehenden. Blutströme rinnen vom Deck der „Regazona“, niemand bedient mehr die Kanonen, nur die Gewehrschützen feuern weiter. Die „María Juan“ sinkt, mehr als 200 Männer ertrinken.

Gegen 16 Uhr schlägt das Wetter in einen Regensturm um, der die Gegner allmählich trennt. Übel zugerichtet, ent-

fernen sich die spanischen Schiffe weiter in Richtung Nordsee.

Wohl gut 1000 Mann sind gefallen, 800 verwundet. Aber die meisten Rümpfe halten. Die Männer an den Pumpen gewinnen den Kampf gegen das eindringende Wasser. Neben dem gesunkenen Großschiff und einer Galeasse müssen nur zwei Galeonen aufgegeben werden.

Doch nun drücken die Strömung und der Wind von Nordwesten die Invasoren auf die Sandbänke zwischen Dünkirchen und Nieuwpoort zu. Am 9. August melden die Lotsen der „San Martin“ morgens um zehn Uhr sechs Faden Wassertiefe – eben noch genug. Aber ganz in der Nähe brechen sich schon die Wellen: Geraten sie dorthin, ist es das Ende.

Da dreht der Wind auf Südwest.

Langsam gewinnen die Schiffe Abstand von den Untiefen und gelangen in die offene See. Am Spätnachmittag dieses 9. August versammelt Medina Sidonia seinen Kriegsrat. Die Kommandanten erwägen die Lage: Etliche Schiffe müssen dringend repariert werden, die Munition geht zur Neige, die Vorräte schwinden. Die Anzeichen mehrern sich, dass die Moral der Mannschaften wankt.

Und die gegnerische Flotte, vor allem aber der Wind, der sie gerade noch vor den Sandbänken gerettet hat, verhindern eine Rückkehr zur flandrischen Küste: Die Vereinigung mit den Invasionstruppen des Herzogs von Parma ist endgültig gescheitert.

Der Rat beschließt, das Unternehmen abzubrechen.

Die Armada hat sich ehrenhaft geschlagen, sie ist ramponiert, aber noch seetüchtig. Jetzt gilt es, sie nach Spanien zurückzubringen – auf dem langen Weg um Schottland und Irland herum.

Erschöpft und niedergeschlagen zieht sich Medina Sidonia in seine Kabine zurück. Auf den zwei Lazarettschiffen kämpfen die Ärzte um das Leben der Verwundeten.

Am folgenden Tag berichtet John Hawkins sorgenvoll nach London: Die Armada segle wieder geschlossen, „sie

Der beste Kurs für Ihr Vermögen: FT Navigator

FT NAVIGATOR
SIEGEL GUT
Euro Euro Euro
Für den Navigator 40.
Kategorie Dachfond (Bewer-
gungsfond/Reitfond), 1 Jahr.
Geringe Rentabilität, 1 Jahr.
und zu den erfolgreichsten. Bringen Sie Ihr Vermögen
jetzt auf Kurs! Mehr Infos und die aktuellen Verkaufs-
prospekte erhalten Sie bei Ihrem Berater. Oder unter
069/9 20 50 200 und „www.frankfurt-trust.de“.

FRANKFURT-TRUST ASSET MANAGEMENT



ist immer noch hier und sehr stark“. Werder er noch Drake oder der Oberbefehlshaber Howard kennen die Absichten der Spanier oder deren Zustand – wohl aber den ihrer eigenen Flotte.

Die farbenprächtigen Aufbauten von Hawkins' „Victory“ etwa sind verrüft, die Flagge mit dem Georgskreuz hängt in Fetzen, Bugsprit und Besanmast sind beschädigt. Das Beiboot fehlt, die Take-lage ist notdürftig geflickt.

Gleichwohl: Die Schäden an den Schiffen sind vergleichsweise gering, der Verlust an Männern ist minimal.

Doch die Munitionskammern sind leer. Die Flotte hat ihr Pulver und ihre Kugeln verschossen, verfügt zudem kaum mehr über Proviant. Zwar bleibt sie ihren Gegnern auf den Fersen, ein Angriff aber wäre unmöglich: Die Verfolgung der Armada ist ein Bluff.

Als die Spanier am schottischen Firth of Forth vorbeisegeln, drehen die englischen Kapitäne schließlich ab.

Langsam wird den Kommandanten der Flotte und den Ministern in London klar: Die Armada ist vertrieben, die Invasion abgewendet, Königin Elisabeths Thron gerettet.

Unterdessen sind an Bord der spanischen Schiffe die Tagesrationen auf ein halbes Pfund Zwieback, einen Viertelliter Wein und gut einen halben Liter brackiges Wasser pro Mann gekürzt worden. Pferde und Maultiere werfen die Spanier über Bord. Reparaturen lässt Medina Sidonia aufschieben, um Zeit zu sparen.

Am 20. August sichten schottische Fischer etwa 100 Schiffe, die die Orkney-Inseln passieren. War das Wetter mit dauernd wechselnden, häufig stürmischen Winden in der Nordsee schon schwierig genug, wird es im Atlantik bedrohlich. Die Lecks in den zerschossenen Bordwänden öffnen sich immer weiter. Einige Schiffe sinken, andere bleiben zurück. Die Vorräte gehen aus, die Kälte greift die geschwächten Männer an, sie werden krank, viele sterben.

Nur mühsam kommen die Spanier nach Süden voran, immer wieder werden sie zurückgeworfen.

Weitere Stürme zerreißen schließlich den Verband. Mitte September ist die Armada über Hunderte von Seemeilen verstreut: Eine große Gruppe um Medina Sidonia Flaggschiff steuert bereits auf den Golf von Biskaya zu, viele Segler liegen aber noch vor der irischen Küste.

Und hier trifft sie jener Sturm, der alle bisherigen noch übertrifft und Schiff auf Schiff gegen die Küste wirft – auch jene drei Segler, die am Streedagh Beach in der Donegalbucht ihr grausiges Ende finden.

Tausende Männer ertrinken. Geplünderte Schiffbrüchige irren nackt und desorientiert durch die Kälte, sterben unter irgendeinem Gebüsch. Englische Jagdkommandos schwärmen aus und massakrieren die Überlebenden. Andere nehmen sie gefangen und richten sie später hin.

Elisabeths Truppen geben kein Pardon: Zu groß ist die Furcht der Besatzungsmacht, die Spanier könnten sich mit unzufriedenen Iren zu einem Aufstand verbünden. Manchem Schiffbrüchigen gelingt dennoch die Flucht zu einem der katholischen Rebellenführer, die den verhassten Engländern Widerstand leisten.

Am 21. September, während der Sturm vor Irlands Küste gerade am heftigsten tobt – und genau zwei Monate nachdem die Armada Spanien endgültig verlassen hat –, erreicht die „San Martín“ die Bucht von Santander.

In den folgenden Tagen und Wochen treffen weitere Schiffe in den nordspanischen Häfen ein – und es wird klar, dass insgesamt mindestens ein Drittel,



Sir Francis Drake (um 1540–1596) ist der gefährlichste Freibeuter Englands. Immer wieder greift er spanische Schiffe und Städte an. 1588 bekämpft er als Geschwaderkommandant die Armada von Bord der Galeone »Revenge«

vielleicht mehr als die Hälfte der Schiffe untergegangen ist: Im Oktober listen königliche Beamte nicht mehr als 60 zurückgekehrte Segler auf.

Zahllose Gewehre und Kanonen sind verloren gegangen, erfahrene Seeleute, kampferprobte Offiziere, einige der besten Kommandanten umgekommen.

Tausende kranke, ausgehungerte Seeleute und Soldaten gehen von Bord. Nur etwa die Hälfte derjenigen, die im April in Lissabon losgesegelt sind, hat überlebt. Doch mancher kommt nur noch zum Sterben an Land.

Medina Sidonia, obwohl selbst bettlägerig, organisiert die Versorgung der Überlebenden. Der tief getroffene König lässt ihnen alle Unterstützung zukommen; und er sorgt dafür, dass jeder Mann seinen ausstehenden Sold erhält.

Anders in England: Elisabeth interessiert sich wenig für die Seeleute, die für sie gefochten haben. Auf ihren Schiffen zusammengepfercht, schlecht ernährt und schlecht versorgt, siechen sie dahin und sterben zu Tausenden.

Der entsetzte Admiral Howard schreibt an die Berater der Königin. Er bekommt zur Antwort: Tote und als krank entlassene Seeleute schonten immerhin die öffentlichen Kassen.

Am Ende sind es die Kommandanten selbst, die Geld zusammenlegen, um das Elend zu lindern. Trotzdem erlebt die Hälfte der Männer, die gegen die Armada gekämpft haben, nicht das Weihnachtsfest 1588.

Dennnoch verstehen es Elisabeth und ihre Untertanen, das Desaster der Spanier und den Reputationsverlust ihres Königs zu einem mythischen Triumph zu überhöhen. Protestant und andere Gegner Spaniens überall in Europa wollen es gern glauben. Und schon 1589 taucht Francis Drake wieder vor La Coruña und Lissabon auf, Jahr für Jahr bedrohen englische Freibeuter nun die amerikanischen Silberfleotten.

All das bestärkt Philipp II., nachdem er den Schock überwunden hat, darin, einen zweiten Invasionsversuch zu befehlen.

Also werden neue Schiffe gebaut, manche nach englischem Vorbild. Doch so gewaltig Spaniens Macht auch nach wie vor sein mag – sie vermag die Grenze, an die sie 1588 gestoßen ist, nicht zu überschreiten: Sowohl 1596 als auch 1597 stechen weitere, stärkere Invasionsschiffe gegen England in See, aber auch sie werden von schweren Stürmen auseinandergetrieben.

Das Inselreich bleibt protestantisch, seine räuberischen Kapitäne segeln weiter auf den Weltmeeren. Und seine hochfahrende Königin unterstützt auch künftig den niederländischen Aufstand – der allerdings bald eine neue Seemacht her vorbringt, die im folgenden Jahrhundert zu Englands größtem Konkurrenten auf den Weltmeeren heranwachsen wird.

Als Philipp II. 1598 stirbt, gilt ihm das Scheitern der Armada von 1588 vielleicht nur als eine Episode eines langen, an Höhen und Tiefen reichen Herrscherlebens. Die Nachwelt jedoch sieht in der Niederlage den Abschluss einer jahrhundertelangen Expansionsgeschichte: den Anfang vom Ende der spanischen Weltmacht. □

Literatur: John Barratt, „Armada 1588“, Pen & Sword Military; stellt den Kriegszug der spanischen Flotte tag für Tag und mit vielen Details dar. Colin Martin/Geoffrey Parker, „The Spanish Armada“, Manchester University Press, das Standardwerk zum Thema, zeigt auch die sonst meist vernachlässigte spanische Sicht der Ereignisse.

Mathias Mesenhöller, 38, ist Historiker an der Universität Leipzig. Für GEOEPOCHE hat er bereits den Verlust der spanischen Silberflotte 1628 beschrieben.



GEO berichtet in exklusiven und aktuellen Reportagen über die wichtigen Themen unserer Zeit. 12x im Jahr.



GEO WISSEN informiert Sie verständlich über die neuesten Erkenntnisse aus Wissenschaft und Gesellschaft. 2x im Jahr.



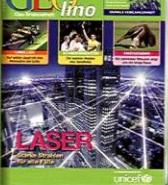
GEO SAISON zeigt die schönsten Reiseziele rund um den Globus. 12x im Jahr.



GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. 6x im Jahr.



GEO Special berichtet jeweils über ein Land, eine Region oder eine Stadt. 6x im Jahr.



GEO lino ist das Erlebnisheft für Kinder von 8 bis 14 Jahren. 12x im Jahr.



GEO kompakt ist monothematisch und widmet sich den großen Fragen der Allgemeinbildung in außergewöhnlicher visueller Opulenz. 4x im Jahr.

Sudoku-Spiel
»Sudo-Q-Mate«

Der beliebte Rätselspaß – jetzt elektronisch für überall! Mit mehr als 2.000.000 Varianten in 8 Schwierigkeitsstufen. Einfach bedienbar per mitgeliefertem Stift. Integrierte Uhr mit Wecker. Maße LC-Display: ca. 5,2x7,1 cm.

GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. 6x im Jahr.



Rosenweitz & Schwarz, Hamburg

Lesen Sie Ihren Lieblingstitel frei Haus – Sie sparen bis zu 14% und erhalten ein Geschenk!

Ihre Vorteile:

- Bis zu 14% sparen!
- Sudo-Q-Mate gratis!
- Lieferung frei Haus!
- Nach der Bezugsdauer jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

So einfach erreichen Sie uns:

in Österreich per
Tel.: 08200 10 85
E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

in der Schweiz per
Tel.: 041/329 22 20
E-Mail: Geo-Epoche@leserservice.ch
Bitte Bestellnummer aus dem Vorteilscoupon angeben.

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG, Dr. Gerd Brüne, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, AG Hamburg, HRA 10257, Vertrieb: DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH, Dr. Olaf Conrad, Dürrenstr. 1, 20355 Hamburg, HRB 95 752.

GEO-Familienangebot

Meine Adresse: (Bitte auf jeden Fall ausfüllen.)

Name _____ 19 _____
Vorname _____ Geburtsdatum _____

Straße/Nr. _____

PLZ _____ Wohnort _____

Telefon-Nr. _____ E-Mail-Adresse _____

Ich zahle bequem per Bankeinzug. _____

Bankleitzahl _____ Kontonummer _____

Geldinstitut _____

Anschrift des Geschenkempfängers: (Nur ausfüllen, wenn Sie einen GEO-Titel verschenken möchten.)

Name _____ 19 _____
Vorname _____ Geburtsdatum _____

Straße/Nr. _____

PLZ _____ Wohnort _____

Dauer der Geschenklieferung:
□ unbefristet (mindestens 1 Jahr*) □ 1 Jahr** □ GEO WISSEN 2 Jahre.

Ja, ich bestelle die angekündigten Zeitschriften. Zum Dank für meine Bestellung erhalten Sie das Sudo-Q-Mate nach Zahlungseingang gratis. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich übernehme das Risiko ein, denn ich kann nach den unten angegebenen Mindestbezugsdauer jederzeit kündigen. Die Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhält ich zurück. Die Preise gelten in Deutschland und Österreich. Auslandspreise auf Anfrage.

GEO EPOCHE (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 588629, als Geschenk 588630
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D) / € 8,15 (A) pro Heft.

GEO (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 588635, als Geschenk 588636
Erscheint 12x jährlich zum Preis von € 5,30 (D) / € 6,- (A) pro Heft.

GEO WISSEN (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 588643, als Geschenk 588644
Erscheint 2x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D) / € 8,15 (A) pro Heft.

GEO SAISON (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 588637, als Geschenk 588638
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 4,20 (D) / € 4,90 (A) pro Heft.

GEO lino (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 588639, als Geschenk 588640
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 6,95 (D) / € 8,10 (A) pro Heft.

GEO kompakt (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 588645, als Geschenk 588646
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 2,75 (D) / € 3,05 (A) pro Heft.

GEOline (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 588641, als Geschenk 588642
Erscheint 4x jährlich zum Preis von zzt. € 7,25 (D) / € 8,15 (A) pro Heft.

Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO und Gruner+Jahr mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung bei GEOPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

X
Datum _____ Unterschrift: _____

Vorteilscoupon einsenden an:
GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

oder anrufen unter: 0180/851 60 80 **

oder anrufen unter: 0180/851 60 80 **

Einfach per E-Mail: Geo-Epoche-Service@guj.de

14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz. Mobilfunkpreise können abweichen.

Triumph eines Verlierers

1605 veröffentlicht Miguel de Cervantes einen Roman über einen Mann, der ist wie er selbst: adelig und verarmt. »Don Quijote«, realistisch und voll derselben Humor, wird ein Welterfolg und gilt heute als erster Roman der Moderne

von JOHANNES STREMPFEL

Es ist ein prächtiges Fronleichnamsfest, das die Residenzstadt Valladolid am 10. Juni 1605 feiert. Tags zuvor hat der englische Gesandte einen Friedensvertrag zwischen London und Madrid unterzeichnet. Nun strömen die Bürger ins Zentrum, um die Paraden und Stierkämpfe zu seinen Ehren zu verfolgen.

In einer Pause hält ein Schauspieler auf der Plaza Mayor Einzug, dessen Aufmachung so gar nicht zu den eleganten Toreros passt: ein hagerer Mann mit Plüschhosen und nach oben gewirbeltem Bart, der einem abgemagerten Klepper die Sporen gibt und von einem rundlichen Knappen begleitet wird. Die Menge jubelt.

Vor gerade einmal fünf Monaten ist die Geschichte des glücklosen „Don Quijote“ in Madrid in kleiner Auflage erschienen, aber längst hat der „Ritter von der traurigen Gestalt“ ein Eigenleben jenseits des Buches begonnen. Bald wird man seiner

Silhouette auf allen Karnevalsumzügen Spaniens begegnen, flankiert von der seines Freundes und Dieners Sancho Pansa.

Die Spanier schließen den verwirrten Junker auf Anhieb in ihr Herz. Niemand hat damit vermutlich weniger gerechnet als sein Schöpfer: Miguel de Cervantes Saavedra, ein 57-jähriger Exsträfling, Steuereintreiber und Gelegenheitsdichter.

Denn Armut und Schicksalsschläge sind die Leitmotive seines Lebens. Zwar stammt Cervantes aus einer aristokratischen Familie, aber das heißt nicht viel in einem Land, in dem sich zehn Prozent der Bevölkerung zum Adel rechnen – mehr als irgendwo sonst auf der Welt.

Ganz unten in dieser Hierarchie stehen die *hidalgos*, die „Söhne von jemand Bedeutendem“. Zu ihnen zählt auch Cervantes – und Don Quijote. König Ferdinand und seine Gattin Isabella haben den Titel im späten 15. Jahrhundert eingeführt, um die

Krieger der Reconquista zu ehren. Doch das ist lange her. Inzwischen gibt es kaum noch Helden zu vollenbringen, und den Hidalgos bleibt nicht viel mehr vorzuweisen als ihr sorgsam gehüteter Adelsbrief und das steinerne Wappen an der Hausfassade.

Die meisten leben verarmt auf ihren kleinen Ländereien oder in den Städten. Und sie leben im Müßiggang: Denn richtig zu arbeiten ist für einen Hidalgo mit seiner Ehre unvereinbar.

Dieses bis zum Grotesken gesteigerte Ehrgefühl

unterscheidet den Hidalgo vom Bauern – sowie das Privileg, keine Steuern zu zahlen müssen (dass es mit Spaniens Macht und Reichtum allmählich bergab geht, liegt nicht zuletzt an den selbstzufriedenen Hidalgos).

Auch der junge Cervantes führt zunächst das richtungslose Leben eines Kleinadeligen. Aus Geldnot zieht die Familie häufig um, Cervantes besucht unregelmäßig die Schule und verfasst ungeliebte Sonette.

Als er in einem Duell einen Mann verwundet, setzt er sich 1569 nach Italien ab. Dort wird aus dem Verseschmied ein Soldat: Er kämpft 1571 in der Seeschlacht von Lepanto gegen die Osmanen, wird zweimal in den Oberkörper getroffen, eine dritte Kugel zerschmettert seine Hand.

Als Cervantes vier Jahre später heimkehren will, kapern nordafrikanische Korsaren das Schiff und verschleppen die Besatzung nach Algier. Dort hat sich eine Geisellandschaft etabliert: Gut 25 000 christliche Sklaven warten darauf, dass ihre Familien oder die Kirche sie freikaufen.

Ehe die Abenteuer Don Quijotes ihn berühmt machen, kämpft Miguel de Cervantes (1547–1616) gegen die Türken, arbeitet als Steuereintreiber und verbringt Jahre in afrikanischer Gefangenschaft



Nach acht Monaten erhalten Cervantes' Angehörige einen Brief, in dem er von seiner Gefangenschaft berichtet, doch können sie das geforderte Lösegeld nicht aufbringen. So bleibt er weiterhin gefangen, wagt in den nächsten fünf Jahren mehrere Fluchtversuche, wird stets verraten und gefasst, in Ketten gelegt, oft gefoltert.

Im September 1580, Cervantes sitzt schon gefesselt auf der Ruderbank einer Sklavengaleere mit dem Ziel Konstantinopel, übergibt ein Mönch des Trinitarierordens den Entführern die geforderte Summe von 500 Escudos.

Zurück in Spanien, hofft Cervantes als verdienter Kriegsveteran auf eine Stellung am Hof. Vergebens. Er bewirbt sich um Posten in den Kolonien, erhält aber nur Absagen. Er versucht sich als Stückeschreiber am Theater – der Erfolg bleibt aus. Schließlich requirierte er im Auftrag der Armada Öl und Getreide bei andalusischen Bauern, treibt später auch Steuern ein.

Die Arbeit ist mühsam, unerfreulich und schlecht bezahlt. Doch auf seinen Reisen über die staubigen Landstraßen der Provinz, bei seinen Aufenthalten in armseligen Herbergen und Schenken sammelt er jene Eindrücke, die den Roman „Der sinnreiche Junker Don Quijote de la Mancha“ später so lebendig machen werden.

Zunächst hat Cervantes möglicherweise nur eine kurze Novelle im Sinn, eine Satire über einen verarmten, wirrköpfigen Hidalgo, der zu viele Ritterromane gelesen hat und sich nun selbst für



»Ritter von der traurigen Gestalt« nennt sich Don Quijote selbst. Gemeinsam mit seinem Knappe Sancho Panza zieht er durch La Mancha. Die Leser lieben ihn als verwirrt-lächerlichen Helden

einen Ritter hält. Eine einfache Bauernmagd wird ihm zur angebeten Prinzessin Dulcinea, Gasthäuser werden zu Burgen, Schafherden zu Armeen. In der berühmtesten Szene galoppiert er mit gesenkter Lanze auf eine Gruppe Windmühlen zu, die ihm als feindliche Riesen erscheinen.

Doch der Stoff gibt viel mehr her als eine bloße Satire. Cervantes gelingt der erste Roman der Moderne. Denn er beschreibt keine idealisierte höfische Welt, keine edlen Helden, keine keuschen Fräulein, sondern den Alltag, den er erlebt: pöbelnde Zecher, Bauern auf dem Feld, Schäfer – und einen durch eine rauhe Wirklichkeit irrenden Träumer. Die Dialoge klingen realistischer und lebendiger als alles, was je zuvor geschrieben worden ist.

Die Leser schätzen den derben Humor des Buchs. Quijote hat auf mehr als 600 Seiten einiges zu erleiden – unaufhörlich wird er verprügelt, belogen und gedemütigt. Ein Knappe haut ihm ein halbes Ohr ab, Schafhirten

schlagen ihm fast alle Zähne aus, seine angeblichen Freunde sperren ihn zu ihrer Belustigung in einen Käfig.

Das trifft in Zeiten von Inquisition und Verbrennung vermeintlicher Ketzer offenbar den Geschmack des Publikums, das seinen Alltag in diesen rohen Szenen wiedererkennt.

Für die Zeitgenossen ist Don Quijote nur ein Hampelmann, die Karikatur eines Ritters, über die sich herrlich spotten lässt. Erst den deutschen Romantikern des späten 18. Jahrhunderts erschließt sich die Tiefe der Figur. Denn mit dem traurigen Junker aus La Mancha hat Cervantes, vielleicht ohne es selbst zu merken, einen unsterblichen und individuellen Charakter geschaffen, einen wahren Helden in der Kleidung eines Narren, voll Würde, Edelmut und Sanfttheit.

An der Armut seines Autors ändert der Erfolg des „Don Quijote“ aber nur wenig, seine Verleger und die Verkäufer von Raubdrucken streichen den größten Teil des Geldes ein. Cervantes muss in den letzten sieben Jahren seines Lebens

aus Geldnot sechsmal umziehen. Und er ist krank: immer müde, immer hungrig, dabei klapperdürr und melancholisch.

Dennoch arbeitet der Autor jetzt, da er endlich ein Publikum gefunden hat, ohne Unterbrechung weiter. Er verfasst einige Theaterstücke und veröffentlicht mehrere Novellen. Doch keines seiner Werke wird so viel gelesen wie der „Don Quijote“, dessen zweiter Teil 1615 erscheint.

„Lebt wohl, ihr Scherze“, schreibt Cervantes schließlich in der Vorrede zu seinem letzten Buch, „lebt wohl, ihr Späfäl! Lebt wohl, ihr heiteren Freunde, denn ich sterbe.“ In der Nacht darauf fällt er in ein Koma und stirbt am 23. April 1616 mit 68 Jahren, wahrscheinlich an Diabetes.

„Don Quijote“ erscheint in den folgenden knapp 400 Jahren in 2300 Auflagen und wird in mehr als 70 Sprachen übersetzt, eine größere Verbreitung findet nur die Bibel.

Seiner Witwe aber bleibt der Verleger bis zuletzt Geld schuldig. □

DER MALER UND DIE MACHT

Schonungslos realistisch malt er seine Figuren, und doch haben seine Bilder eine fast biblische Aura: Diego Velázquez, Sohn eines Kleinadeligen aus Sevilla, steigt 1623 zum Hofmaler in Madrid auf und gilt schon nach wenigen Jahren als bedeutendster Künstler Spaniens. In zahllosen Porträts verherrlicht er Philipp IV. und die königliche Familie, bannt das Leben der Aristokraten in den Palästen auf Leinwand, gibt Narren und Hofzwergen ein Gesicht. Es ist eine Zeit, in der die Kunst in Spanien zu höchster Blüte gelangt – während zugleich Größe und Reichtum des Weltreiches zu schwinden beginnen

VON KIA VAHLAND

Es ist eines der wichtigsten Gemälde der Kunstgeschichte – und das wohl geheimnisvollste: Um 1656 malt Velázquez »Die Hofrälein« (»Las Meninas«), die gemeinsam mit zwei Hofzwergen die Infantin umringen. An der Stirnseite des Ateliers spiegelt sich das Königspaar. Doch wo genau in dem Raum Philipp IV. und seine Frau stehen – und ob sie überhaupt anwesend sind –, das lässt der Künstler, der aus seinem Bild herausschaut, offen. Das bis heute ungelöste Rätsel inspirierte viele Maler, so schuf allein Picasso 58 Variationen dieses Werkes



A

Iles war vergebens – die Höflichkeiten, die Arbeitsproben, die guten Kontakte. Von Sevilla nach Madrid ist Diego Velázquez im April 1622 gegeist, hat seine junge Ehefrau, die Tochter seines Lehrherrn Francisco Pacheco, sowie die beiden kleinen Kinder zurückgelassen. Der Schwiegervater hatte zuvor andalusische Landsleute am königlichen Hof informiert: Sie sollten sich für seinen Schüler einsetzen, den besten jungen Maler aus ihrer Heimat. Und wie sie für ihn warben! Zeigten wohl seine Bilder den Beamten und Günstlingen und raunten seinen Namen in den Palästen.

Und doch sitzt Velázquez nun wieder auf dem Rücken eines Maultieres und reitet zurück gen Südwesten. Die Straßen sind staubig, die Tage lang. Stunde für Stunde rückt der Hof in weitere Ferne.

Der Maler war in Madrid nur ein beliebiger Handwerker aus Andalusien. Ein 23-Jähriger, der ganz klein aussah vor den hohen Mauern des Escorial, der königlichen Klosterresidenz nahe Madrid. Ein Unbekannter, dessen Bilder wohl niemals hier hängen werden, zwischen den Gemälden des berühmten Venezianers Tizian, auf die der König und dessen Entourage so stolz sind.

Das Maultier trägt den Enttäuschten zurück in die Flusshafen-Metropole Sevilla, eine Stadt der schnellen Geschäfte, nicht der wochenlangen Diplomatie. Zurück zu seinem Förderer Pacheco, der als Erstes fragen wird: Hast du ihn gesehen und gemalt? Unseren neuen König, Philipp IV.? Doch alles, was der Meisterschüler vom Königshaus gesehen hat, waren Porträts – die Werke der etablierten Hofmaler.

Francisco Pacheco aber ist nicht wütend, als er Velázquez willkommen heißt. Er geht ein und aus bei Hofe; er weiß, wie viele Instanzen dem König vorgeschaltet sind. Wie lang und immer wieder verschüttet die Wege sein können, bis einer dort ankommt, wo er hin will. Erst recht ein unbedeutender Kleinadeliger

wie sein Lieblingsschüler. Gebildet zwar, auch des Lateinischen kundig, aber doch nur ein Maler. Ein Diener, dafür da, die Großen gut aussehen zu lassen.

IM FRÜHJAHR DARAUF aber überbringt ein Bote Velázquez einen Brief. Absender ist ein aus Sevilla stammernder Kleriker, der den Maler in Madrid herzlich aufgenommen hatte – und kürzlich in den Dienst des Königs getreten ist. Der Geistliche schätzt Velázquez; in seiner Sammlung findet sich „Der Wasserverkäufer“, ein Ölgemälde des Malers.

Das wiederum könnte er am Hof gezeigt haben. Und als der alte Hofmaler Rodrigo Villandrando im Dezember 1622 stirbt, sorgen die Sevillaner in Madrid dafür, dass Velázquez erneut in die Hauptstadt gerufen wird: Das ist die Nachricht, die der Bote an diesem Frühlingstag des Jahres 1623 bringt.

„Der Wasserverkäufer“ zeigt einen Mann, der sein Leben lang hart gearbeitet hat. Furchen durchziehen seine Stirn und seine Wangen, sein Blick ist in sich gekehrt.

Der Alte verkauft Trinkwasser aus zwei Tonkrügen – ein lohnendes Geschäft, denn sauberes Wasser ist in Andalusien rar. Ein gut frisierter Jüngling aus besserem Haus nähert sich dem Ver-



Spaniens Premier Olivares protegiert Velázquez. Der malt seinen Förderer 1624 mit goldenem Schlüssel und Sporen am Gürtel – Symbole der Hofämter des Ersten Ministers

kaufsstand. Formvollendet überreicht ihm der Alte das randvolle Glas, der Junge greift umsichtig den Stiel. Für einen Moment berühren sich ihre Finger: Der arbeitende Mann begegnet dem feinen jungen Herrn mit Fürsorge, der bringt ihm Vertrauen entgegen. Beide Seiten wahren dabei jene Distanz, die die Standardsgrenzen verlangen.

Mit Bildern wie diesem trifft der Maler den Geschmack der neuen Regierenden. Deren Ziel ist es nämlich, die spanische Gesellschaft zu einen, um das Königreich als Ganzes zu stärken.

Diese politische Linie verfolgt vor allem der Günstling des Königs, der lange in Sevilla gelebt hat und wie ein Erster Minister regiert – Gaspar de Guzmán y Pimentel, genannt nach seiner Grafschaft: Olivares. Auch er hat die Bilder von Velázquez gesehen und ist begeistert. Er wird zum wichtigsten Förderer des jungen Künstlers.

GRAF OLIVARES, aus ehrwürdiger, doch wenig begüterter Familie, hat sich am Hof hochgedient und dabei viele Feinde gemacht. Der 36-jährige Erzieher des jungen Monarchen ist arrogant,

ehrgeizig, streng. Selbst sein Zögling Philipp IV. hat sich, noch als Kronprinz, über dessen Charakter beschwert – und zwar als der Graf eines Morgens gerade das Nachtgeschirr des Jungen abräumte. Demütig küsste Olivares daraufhin den Topf und verließ still den Raum.

Inzwischen jedoch genießt er das volle Vertrauen Philipps IV. Der Monarch, der seit zwei Jahren auf dem Thron sitzt, überlässt seinem Lehrer zunehmend alle Entscheidungen über die Politik und sein Auftreten in der Öffentlichkeit. Olivares wählt die Lektüre des Königs aus, hilft ihm beim Ankleiden.

Zudem ist er Philipps Rittmeister, und so kann er seinen Herrn bei jedem Ausflug begleiten und immer ein Auge auf ihn haben.

Der König ist ein launenhafter und lebensfreudiger junger Mann; er liebt die Jagd, die Galanterie und das Theater. Bei offiziellen Anlässen aber gehorcht der 18-Jährige seinem Lehrer und bewahrt Haltung. Bald steht Philipp in Gesprächen wie eine Statue da und bewegt dabei außer den Lippen keinen Muskel.

Olivares möchte, dass alle Untertanen zum König aufschauen und die übrigen europäischen Monarchen ihn fürchten. Der Graf will Spanien gründlich reformieren. Das Land ist verarmt, der höhere Adel verprasst das Geld, die regionalen Herrscher interessieren sich nicht für die Belange des Reiches.

Um das Land zu einen, plant er, Steuern zu vereinheitlichen, die Verwaltung zu zentralisieren und ein gemeinsames

Sparsam setzt Velázquez
Licht und Schatten ein, als er 1624
Philipp IV. porträtiert. Anders als
Olivares inszeniert er den König in
ungezwungener Pose und ohne die
üblichen Insignien der Macht: So
soll sich die Würde des Monarchen
in äußerer Zurückhaltung und
inneren Werten zeigen. In der Hand
hält er vermutlich eine Order
für einen seiner Minister





DER
JUNGE MALER
SOLL DAS
IDEAL DER
BESCHEIDENHEIT
PROPAGIEREN

Heer aufzustellen. Teilreiche wie Aragón und Katalonien (siehe Seite 134) sollen sich stärker an den militärischen Ausgaben beteiligen – die rasant steigen, seit der Unabhängigkeitskampf der Niederlande wieder aufgeflammt ist (siehe Seite 98).

Hohe Adelige entfernt Olivares vom Hof, indem er sie in Positionen irgendwo im Weltreich einsetzt oder auf diplomatische Missionen schickt; niedere Adelige sollen die Chance erhalten, sich im Militär hochzudrehen.

Zur Überwachung der öffentlichen Moral setzt Olivares ein Kontrollgremium ein, die „Junta de Reformación“: Männer dürfen nicht mehr mit ihrem Reichtum prunken und goldbestickte Stoffe tragen, auch die aufwendig gebügelten weißen Spitzenkragen sind verboten. All diese Anordnungen sollen Neid unterbinden und den sozialen Frieden sichern.

Viele korrupte Beamte des alten Regimes entlässt Olivares und holt stattdessen aufstiegswillige junge Leute nach Madrid – am liebsten aus Sevilla.

So kommt es, dass Velázquez' andalusische Fürsprecher am Hofe Gehör finden. Offenbar gefällt Olivares der feierliche Naturalismus des jungen Malers.

DIEGO VELÁZQUEZ STAMMT aus einer portugiesischen Einwandererfamilie, die dem niederen Adel angehört und so wenig Geld hat, dass der Vater seinen ältesten Sohn Diego nach einer kurzen humanistischen Schulbildung mit elf Jahren in die Malerlehre schicken muss.

Ehe Velázquez aufsteigt
zum Lieblingsmaler des Königs,
findet er seine Motive in Schenken
und Garküchen. Mit Bildern wie
dem »Wasserhändler« (um 1620)
bewirbt er sich vermutlich am
Hof: Ein von harter Arbeit gezeich-
neter Mann berührt die Hand
eines jungen Adeligen – für den
Regenten ein Symbol gesell-
schaftlicher Einigkeit

piere oder einen Prozess warten. Es muss dem jungen Mann wundersam erscheinen, dass er tatsächlich bis ins Innere des Alcázar vorgedrungen ist, des wuchtigen Palastes der königlichen Familie. Schon kleine Anliegen, etwa der Pensionsanspruch eines Kommandeuren, scheitern in Madrid häufig an unwilligen Verwaltungsbeamten und sich widersprechenden Bestimmungen.

Dann ist es so weit: Seine Majestät sitzt dem Mann aus Sevilla Modell. Am 30. August 1623 präsentiert Velázquez dem König das fertige Bildnis. Olivares, den Velázquez bis dahin nur vom Hörensagen kennt, betritt an diesem Tag das königliche Gemach und lobt die Arbeit des Malers: Nie zuvor sei Philipp IV. so wahrhaftig porträtiert worden!

Velázquez möge doch bitte am Hof bleiben. Dann werde kein anderer Künstler je ein offizielles Bildnis Philipps malen dürfen – mehr noch: Alle inoffiziellen Königsporträts, die in der Stadt kursieren, würde er einsammeln lassen.

Zwei Monate später tritt Velázquez seine Stelle als Hofmaler an; er bekommt 20 Dukaten Monatslohn und eine Extrazahlung für jedes fertige Bild. Damit ist der 24-Jährige der jüngste und am besten bezahlte der vier Maler im Palast. Er hat über Nacht die Chance bekommen, das neue Image des Königs zu prägen.

NIE ZUVOR HAT DER HOF solche Hoffnungen in einen spanischen Maler gesetzt. Philipps Urgroßvater Karl I. verehrte den Venezianer Tizian. Karls Sohn Philipp II. ließ italienische Künstler wie den Genuesen Luis Cambiaso anreisen, um den Escorial auszumalen, die gewaltige Palastanlage nördlich von Madrid. Nun jedoch, zwei Generationen später, sind der König und sein fast allmächtiger Minister so selbstbewusst, dass sie der spanischen Malerei vertrauen.

Velázquez gibt der siegesgewissen Aufbruchstimmung zwei Gesichter: das

Der Heranwachsende macht das Beste aus dem einfachen Handwerksberuf: Wie sein Lehrherr Pacheco versteht er die Malerei als gelehrte Kunst. Als eine Kunst, die auch einer Küchenmagd oder einem Straßenverkäufer die Aura biblischer Figuren zu verleihen vermag – in betont schlichten Bildern, die den Blick mit Licht und Schatten auf das Wesentliche lenken.

Wie wäre es, denkt sich Olivares nun womöglich (hierüber fehlen alle Zeugnisse), wenn auch der König so gemalt werden würde: bescheiden und dennoch Respekt einflößend? Unaufdringlich und von christlicher Überzeugungskraft?

Der Graf, Propagandist einer neuen Strenge und Genügsamkeit, erkennt in dem Mann aus Sevilla den zukünftigen Maler seines Herrn.

Nachdem Velázquez den Brief erhalten hat, eilt er nach Madrid. Dort wohnt er bei seinem Unterstützer, dem Geistlichen. Der sitzt ihm Modell für ein Porträt, das auf den König und seinen Minister großen Eindruck macht.

Am Hof soll Velázquez als Erstes Philipp IV. porträtieren – so verfügt es Olivares. Doch einen Termin für eine Sitzung erhält der Maler zunächst nicht.

So hat er Zeit, die königlichen Sammlungen zu besuchen und durch die staubtrockenen, vor Kot stinkenden Straßen zu schlendern – so wie viele Bürger aus der Provinz, die in der Hauptstadt der Bürokraten monatelang auf wichtige Pa-

jugendliche Antlitz des Königs und das lebenserfahrene seines Ersten Ministers mit mächtig ausladendem Schnurbart.

Beide Männer sind auf den ersten großen erhaltenen Porträts, die der Maler erschafft, leicht überlebensgroß von Kopf bis Fuß zu sehen, sie blicken ernst, tragen Schwarz und stehen in einfachen Zimmern. Sie wirkten diszipliniert.

Und doch unterscheiden sich die Figuren fundamental. Der König steht frei im Raum, als habe er keinen Halt nötig. Sein Premierminister dagegen stützt sich auf einen mit rotem Samt gedeckten Tisch. Er kommt nicht ohne Statussymbole aus: In seinem Gürtel stecken der goldene Schlüssel, die Insignie des ersten Kammerdieners, und die Sporen als Symbol seines Rittmeisteramtes. Das rote Kreuz des Calatrava-Ordens prangt auf seiner Brust.

Philippe dagegen ist kaum prächtiger ausgestattet als ein Kaufmann. Er braucht freie Hand, ein Zepter würde nur stören. Lediglich ein Zettelchen hält er in der Rechten, wohl eine Anweisung an seinen Minister. Dieser König, suggeriert sein Maler, glänzt durch innere Werte und äußere Zurückhaltung.

Olivares lässt solche Bilder malen und im Palast aufhängen, damit der König und sein Hofstaat täglich an ihre Rollen erinnert werden. Bald schon werden manche Porträts auch in der Öffentlichkeit ausgestellt, auf dass jeder sehe, von welch vorbildlichem Charakter die Herrscher sind.

Und wann immer es Kriegserfolge zu feiern gibt, werden gemalte Konterfeis Philipps durch die Straßen getragen und in Kirchen gezeigt.

Boten bringen das Bildnis des Königs sogar in die Ferne: Schon bei Philipps Ernennung mussten etwa in Peru die dortigen Eliten in Lima vor einem Thron mit seinem Konterfei knien. Selbst bei befreundeten Fürsten präsentiert sich der Monarch mit seinem neuen Image und schenkt ihnen Porträts von sich, die das Bild vom besonnenen Regenten in der Welt verbreiten sollen.



1629 reist Velázquez nach Italien, wo er die Werke Tizians, Raffaels und Michelangelos studiert. In Neapel malt er Maria, die Schwester Philipps IV. und Frau des ungarischen Königs

Velázquez verherrlicht das von Olivares verkündete Ideal der Bescheidenheit wohl nicht ungern, denn dies erlaubt ihm ungewöhnliche Freiheiten: Er darf seinem nüchternen, realistischen Stil treu bleiben.

So treu, dass Philipp IV., der schlanke Habsburger mit dem schütteren Haar und der langen Nase, sich in späteren Jahren kaum noch vor die Staffelei traut. Er möge sich nicht gern dem kalten Blick des Malers aussetzen, merkt er an, denn Velázquez lasse ihn auf den Porträts schonungslos altern.

DER AUFSTEIGER AUS DER PROVINZ ist kein Rebell – als Angestellter gehört er zur *familia* seines Herrn und tut stets wie ihm befohlen: hängt unter anderem Bilder anderer Maler im Escorial auf oder wählt die königliche Garderobe aus. Doch wenn es um seine Kunst geht, tritt der von Olivares beschützte Velázquez wie ein freier und unabhängiger Künstler auf, allein seinen Einfällen und seiner Beobachtungsgabe verpflichtet. Er malt grinende Trunkenbolde, schwitzende Arbeiter, einen in sich zusammengesunkenen Jesus mit gefesselten Händen.

Niemand sonst nimmt sich so viel Freiheiten am Königshof, an dem eigent-

lich ein besonders strenges Zeremoniell herrscht, das jede spontane Handlung unterbindet.

So dürfen die Höflinge und ausgewählte Standespersonen einmal pro Woche zuschauen, wie der König in seinen Prunksälen im Alcázar speist – und dieses Essen wird zelebriert wie sonst nur das heilige Abendmahl.

In prächtiger Kulisse vor flämischen Wandteppichen und Gemälden von Tizian und Rubens kniet bei solchen Gelegenheiten der Oberhofmeister in Erwartung Seiner Majestät. Gemessen Schrittes erscheint der Monarch im Saal, der ranghöchste Prälat segnet die festliche Tafel, der König nimmt Platz.

Neben ihm steht der Hofmarschall mit seinem Zeremonienstab und überwacht die Etikette. Der Mundschenk präsentiert dem Leibarzt den Wein, dann schreitet er vom Anrichtetisch zur Tafel – in Begleitung zweier Amtsträger, die ebenfalls Zeremonienstäbe halten.

Kniend überreicht er dem König den Kelch. Philipp trinkt wortlos. Anschließend darf der Brotverwalter ihm die Serviette reichen, damit er sich den Mund abtupfen kann. Das Privileg, dem

König die Brotkrumen vom Gewand zu entfernen, steht dagegen dem Tafelmeister zu.

Am Hof weiß jeder, was er zu tun hat – und auch, was er morgen, übermorgen, den Rest seines Lebens tun wird.

Velázquez hat es niemals jemandem verraten, doch ein solch zwanghaftes Reglement muss ihn befreunden. Schließlich interessiert ihn in seinen Gemälden das Ungewohnte, der überraschende Augenblick.

Und so durchstreift er die riesigen königlichen Paläste auf der Suche nach immer neuen, passenden Objekten für seine Kunst. Was er findet, sind Narren und Kleinwüchsige, die „Hofzwerge“.

Die Possenreißer und Behinderten am Hof werden gut bezahlt, einige haben sogar eigene Dienner. Manche werden „Don“ genannt, einer lässt sich mit dem Namen eines berühmten Feldherrn anreden. Sie sind lebende Kuriosa, professionelle Zeitvertreiber – und kommen der königlichen Familie so nahe wie nur deren engste Kammerdiener und Zofen.

Narren und Hofzwerge dürfen all das, was anderen Höflingen verboten ist: beim Essen reden, laut lachen, Grimassen schneiden. Unter ihnen sind kluge Köpfe. Sie erzählen dem Herrscher, was auf der Straße über ihn geredet wird.

Für die Regierung ist das nützlich: Olivares und seine Kollegen können die Ratschläge der Narren annehmen; sie können aber auch nur lachen und so tun, als stecke in den Scherzen keine Wahrheit.

Velázquez mag die Spaßmacher, die alle Regeln außer Kraft setzen. Später

Virtuos beherrscht Velázquez das nuancenreiche Spiel des Lichts auf Schwarz. Nach seiner Rückkehr aus Italien 1631 verändert sich seine Farbpalette: Er wählt, wie für dieses Bildnis der Adeligen Antonia de Ipeñarrieta und eines ihrer sechs Kinder, strahlendere Töne als zuvor. Fast leuchtend wirkt die Kontur um den Kopf seines Modells





1649 heiratet Philipp IV. in zweiter Ehe die Tochter des ungarischen Königspaares, seine 14-jährige Nichte. Velázquez zeigt Maria Anna in pompöser höfischer Pracht. Eine theatrale Inszenierung in Zeiten der Krise: 1652 ist der spanische Staat wieder einmal bankrott, der Maler wartet häufig vergebens auf seinen Lohn

werden sie sein bevorzugtes Motiv. Keinen von ihnen malt er als lächerliche Figur. Sondern zeigt sie im Ganzkörperporträt – so, wie seit den von Tizian gemalten Bildnissen Karls V. vor allem Herrscher ins Bild treten.

Einem Hofzwerge, der sich „Der Philosoph“ rufen lässt, legt Velázquez um 1645 einen schweren Folianten auf den Schoß. Der schwarz gekleidete Mann blättert darin und schaut den Betrachter mit wissendem Blick aus tiefdunklen Augen an.

1627 gewinnt Velázquez am Hof einen Malerwettstreit über die Vertreibung der Mauren aus Spanien. Zum Lohn befördert ihn der Herrscher in den Kreis seiner persönlichen Diener und gewährt ihm Kost, Logis, kostenlose Arztsvisiten und Kleidung.

Kurz darauf ist der flämische Maler Peter Paul Rubens zu Gast im Alcázar, um politisch zwischen Spanien und England zu vermitteln und die stetig wachsende Kunstsammlung zu studieren.

Dem weiterfahrenden und gebildeten 51-Jährigen gefällt der schlichte Stil des jüngeren Kollegen. Die beiden Künstler besuchen gemeinsam die Galerien im Escorial mit den italienischen Altmeistergemälden, freunden sich an.

Rubens lobt den Sevillaner vermutlich in Gegenwart Philipps IV., was diesen noch mehr für Velázquez einnimmt: Schließlich will er nicht nur die spanische Kunst fördern, sondern europaweit mit seinem Geschmack glänzen.

Deshalb auch schicken der König und sein Minister ihren berühmten Künstler schon bald auf eine Bildungsreise nach Italien, wo er nach Belieben reisen, schauen und malen darf.

WÄHREND VELÁZQUEZ seine Freiheit in Venedig und Rom genießt, eskaliert um 1629 eine politische Krise in seiner Heimat. Der Staat hat bereits 1627 seinen Bankrott erklärt (nicht zum ersten Mal) und die Rückzahlung seiner Schulden einstellen müssen; alle Gläubiger gingen vorläufig leer aus.

Im Jahr darauf kaperten aufständische Niederländer die spanische Silberflotte aus den amerikanischen Kolonien, so dass nun kein neues Geld ins Land kommt – die protestantischen Rebellen dagegen verfügen jetzt über umso größere Mittel für ihren Unabhängigkeitskrieg. Und ein Konflikt mit Frankreich um die Vorherrschaft in Norditalien verschlingt zusätzlich immens Geldsummen.

Olivares gerät unter Druck. Die prunksüchtigen Hochadeligen haben seine Sparpolitik immer verabscheut, jetzt sehen sie ihre Stunde gekommen. Im Juni 1629 spielen sie dem König ein anonymes Manifest zu: Der Minister ruiniere das Reich mit seinen nutzlosen Reformvorhaben, seiner Finanzpolitik, dem Krieg gegen Frankreich.

Er habe Philipp IV. zu einem „Zeremonien-König“ degradiert. Der Mon-

arch solle seinen Günstling entlassen und selbst die Kontrolle im Staat übernehmen – so wie es auch sein Großvater und Urgroßvater getan hätten.

Die Vorwürfe gegen seinen Erzieher kümmern Philipp wenig. Doch er selbst nur ein „Zeremonien-König“? Ein ohnmächtiger Herrscher, der dem Erbe Philipps II. und Karls I. nicht gewachsen ist? Das trifft ihn in seinem Stolz.

Seit Philipp im Alter von 22 Jahren kurz, aber sehr schwer erkrankt ist, quält ihn die Vorstellung, der Himmel sei ihm wegen seiner Jugendsünden und seiner Leidenschaft für das Theater (und die Schauspielerinnen) nicht gewogen.

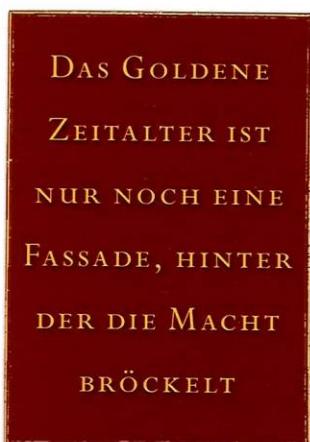
Nun wird er es allen zeigen: Sobald ein Sohn geboren und die Erbfolge gesichert ist, will Philipp selbst gegen die Niederlande ins Feld ziehen.

AM 17. OKTOBER 1629 bringt die Königin Isabella ihren ersten Sohn zur Welt, Baltasar Carlos. Ihr Gatte sieht darin einen himmlischen Wink: Gott hat seinen Schwur gehört und belohnt ihn mit einem Thronfolger. Auf nach Flandern!

Olivares ist entsetzt. Der Monarch, für dessen Ruhm er alles geopfert hat, will scheinbar sinnlos sein Leben riskieren. Philipp mag ein guter Hirschjäger sein, vom Krieg aber versteht er nichts. Sollte der Habsburger sterben, würde wohl ein Bruder Philipps für den gerade geborenen Thronfolger die Regentschaft übernehmen – und Olivares wahrscheinlich entmachten.

Unter Vorwänden bringt der Minister den König von seinen Feldherrenträumen ab: Man müsse erst die nächste Silberflotte abwarten, und wie stehe es um die Gesundheit Seiner Majestät?

Philipps, leicht zu verunsichern, gibt nach. Und empfindet dies zugleich als Schwäche. Trotzig bricht er zu einer anderen Reise auf – nicht so weit weg und weniger gefährlich: Seine Schwester Maria heiratet den ungarischen König; er begleitet sie ein Stück des Weges durch Spanien.







Als einer der ersten Künstler hält Velázquez optische Phänomene fest – etwa die schnelle Drehbewegung eines Spinnrads in seinem um 1657 vollendeten Gemälde »Die Sage der Arachne« (»Die Spinnrinnen«). Zu jenem Zeitpunkt aber hat sich Philipp IV. bereits von seinem Lieblingsmaler abgewandt

Olivares rechnet nach einem Tag mit der Rückkehr des Monarchen nach Madrid. Tatsächlich aber bleibt der König drei Wochen lang weg. Reist mit seiner Entourage quer durchs Land und kommt bis Saragossa. Es ist seine symbolische Unabhängigkeitserklärung gegenüber dem einstigen Erzieher.

Der will den König fortan um jeden Preis in Madrid halten. Philipp soll sich künftig auch nicht mehr bescheiden geben, sondern in aller Pracht die Macht des Landes repräsentieren. Kunst und Prunkgebäude sollen der Monarchie in Madrid zu neuem Glanz verhelfen.

Der Habsburger müsse das Gefühl bekommen, der „mächtigste und glorreiche König zu sein, den Spanien jemals hatte“, schreibt Olivares einem Vertrauten. Der Graf will mit seinem ambitionierten Reformprogramm brechen, den vergnügungssüchtigen Hochadel befrieden sowie den auftrumpfenden Franzosen zeigen, wie wohlhabend die spanische Großmacht ist.

Die alte Burg, der Alcázar, ist zu düster für so ein radikal neues Unterfangen. Ein heiteres und großzügiges Symbol muss her. Olivares stößt im Osten Madrids auf die Parklandschaft El Retiro mit dem Kloster San Jerónimo, in dem schon Philipp II. zu meditieren pflegte.

Der Premier lässt es zu einem gigantischen neuen Palast umbauen, dem Schloss Buen Retiro. Schon bald schleppen bis zu 1600 Bauleute Steine heran und ziehen lange Wände um geräumige Innenhöfe, errichten auch ein Theater.

Im Prachtbau Buen Retiro wird der Sinneswandel am Hof Architektur – und



ZU DEN
PFlichten des
Hofmalers
gehört es auch,
Brennholz
zu kaufen

Velázquez hat nach seiner Rückkehr Anfang 1631 aus Italien viel zu tun.

Er malt alles: Olivares als Reitlehrer des Kronprinzen, biblische Szenen und Andachtsbilder, Ruhmesgemälde wie die feierliche „Übergabe von Breda“, die einen militärischen Erfolg gegen die Niederländer verherrlicht. Seine Narrenbilder hängen nun im Treppenhaus, auf dass sie die Familie belustigen.

Olivares aber will den König im neuen Palast nicht nur zerstreuen, er will auch dessen Selbstbild formen.

Also lässt er den repräsentativen „Salón de Reinos“, den Saal der königlichen Reiche, von den Hofmalern und anderen Künstlern mit zwölf Schlachtenbildern bestücken. Durch die Bilder stürmen erfahrene Feldherren des Reiches, die ihre Soldaten zielsicher zum Sieg führen.

Die Botschaft ist überdeutlich: Seht her, Hoheit, dies sind die Experten. Eure Aufgabe aber, mit Verlaub, ist eine andere.

Der König soll fest im Sattel sitzen und die Zügel in der Hand halten. Dies dem Monarchen und allen anderen vorzuführen, ist der Auftrag des Diego Velázquez. Für die Stirnseite des Raums malt er Einzelbildnisse der königlichen Familie zu Pferde. Der König gibt seinem Fuchs die Sporen. Er reitet nicht in die Schlacht, sondern dem Bildnis der Königin entgegen, die ihren Schimmel im Schrittempo führt. Hoffnungsträger ist der kleine Kronprinz, der vor freier Landschaft ungestüm auf den Betrachter zugaloppiert.

Kronprinz Baltasar Carlos
um 1639 mit etwa zehn Jahren.
Der einzige Sohn Philipps IV. stirbt
1646 an den Pocken. Bei diesem
Porträt hat Velázquez selbst nur
das Gesicht gemalt: Häufig führen
Hilfsmaler in der Werkstatt des
Künstlers dessen Entwürfe aus
und kopieren seine Bilder. Originale
und Duplikate gelangen an
Höfe in ganz Europa

die Bäcker nicht geliefert haben: Sie wurden zu lange nicht bezahlt. Die Königin muss auf feines Gebäck verzichten, und der König bekommt an Fastentagen nur noch Eier serviert – frischer Fisch ist wegen der langen Transportwege über Land zu teuer.

Auch Velázquez leidet unter der Mangelwirtschaft, seit er 1651 von seiner zweiten Italienreise zurückgekehrt ist. Wie anders war das Leben in Italien: Dort hofierten ihn die regionalen Herrscher, die von ihm porträtiert werden wollten und dafür lange Wartezeiten in Kauf nahmen.

Selbst Papst Innozenz X. saß ihm Modell: Velázquez malte ihn mit Knollennase und stechendem Blick – der Heilige Vater erscheint bei ihm als ein Mann, der seine Umgebung ebenso scharf beobachtet wie sein spanischer Porträtiert.

Als „troppo vero“, zu wahr, empfand Innozenz das ungeschönte Bildnis, bedankte sich aber mit einer Medaille.

Gern wäre Velázquez länger in Italien geblieben; monatelang zögert er seine Heimreise hinaus, allen Weisungen und Mahnungen des Königs zum Trotz.

Zurück in Madrid, wird er zwar zum Oberhofmeister ernannt und darf beim Essen des Königs niederknien – doch es kommt nun vor, dass er mehr als ein Jahr lang nicht entlohnzt wird.

Seine Diener streiken, weil sie keinen Sold bekommen; nicht einmal mehr der Aufseher kommt zum Putzen der Gemächer. Noch schlimmer: Zu Velázquez‘ Aufgaben gehört es, die Kamine in den persönlichen Räumen des Königs heizen zu lassen, doch ihm fehlt Geld für das Holz.

Überdies verliert Philipp IV. das Interesse an der Kunst seines ersten Hofmalers. Olivares hatte in den Porträts immer auch erzieherische Vorbilder für Philipp gesehen: Der König sollte so würdevoll und souverän werden, wie es seine Bilder bereits waren.

Doch damit ist es nun vorbei: Niemand mehr drängt Philipp zu den unge-

Doch es hilft nicht. Jenseits der Gartanlage zerfällt das Reich: Portugal erklärt 1640 seine Unabhängigkeit; die Katalanen rebellieren gegen die Zentralmacht und unterstellen sich zeitweise dem französischen König, der nun offenen Krieg gegen Spanien führt. Selbst in der Kernregion Kastiliens kursieren regierungskritische Flugblätter.

Philipp kann Olivares schließlich nicht mehr halten. Auf Druck des Hochadels schickt er seinen Ersten Minister nach mehr als 20 Jahren an der Spitze des Staates vom Hof.

Als gebrochener Mann verlässt der 56-Jährige, der an rasenden Kopfschmerzen und Schwindelanfällen leidet, am 23. Januar 1643 Madrid und lässt sich bald in dem Städtchen Toro nahe der Grenze zu Portugal nieder. Die Nervenkrankheit verschlimmert sich; er verliert seinen scharfen Verstand und stirbt nur zwei Jahre später.

SPANIENS MACHTZERFALL aber vermag die Entlassung nicht aufzuhalten. 1647 und 1652 muss sich der Staat erneut für bankrott erklären. Nicht einmal der Friedensschluss mit den Niederlanden 1648 lindert die wirtschaftliche Not.

Die Krise erreicht auch den Hof – an dem die Stimmung seit dem Pockentod des jugendlichen Thronfolgers Baltasar Carlos 1646 gedrückt ist. An manchen Tagen kann der Brotverwalter Philipps IV. keinen Laib brechen, weil

liebten Porträtsitzungen. Statt zu malen, möbliert Velázquez Residenzen, dekoriert Festtafeln und überwacht beim Essen die Etikette.

In dieser Zeit entwickelt der Maler ein neues Lebensziel: Er, der Kleinadelige, will in einem hoch angesehenen Ritterorden aufgenommen werden. Da er den adeligen Stand seiner Vorfahren nicht zweifelsfrei nachweisen kann, holt er zwei Schreiben des Papstes ein, der sich für ihn ausspricht.

Eine zweite Bedingung für das Adelsprädikat aber ist, dass der Bewerber keine handwerkliche Lehre absolviert und nie für Lohn gearbeitet hat. Velázquez benennt daraufhin 148 Zeugen, die genau das beeeden sollen.

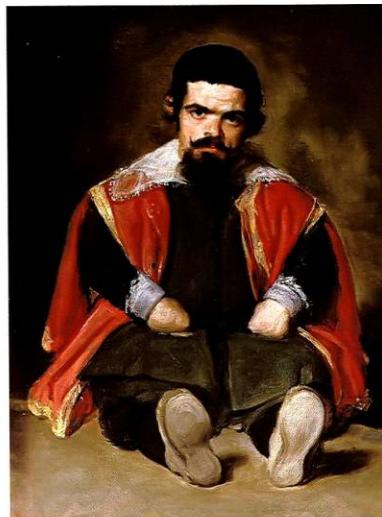
Aus Sevilla reisen Werkstattkollegen aus der Zeit bei Pacheco an, um zu Protokoll zu geben, dass er sich nie habe bezahlen lassen. Ein Handwerker, der große Velázquez? Niemals! Stets habe er nur zu seinem Vergnügen gepinselt und um dem lieben Gott sowie dem König zu gefallen.

Dank der Lügen seiner Freunde wird der Maler 1659 in den elitären ritterlichen Santiago-Orden aufgenommen.

Und da ihn der König immer seltener als Künstler braucht, arbeitet Velázquez nach eigenen Vorstellungen in seiner Werkstatt, die er sich in den hohen Räumen des verstorbenen Kronprinzen im Alcázar hat einrichten dürfen.

Seit einiger Zeit schon malt er in seiner freien Zeit so, wie es ihm gefällt. Etwa das Gemälde „Die Sage der Arachne“ („Die Spinnerinnen“): Es zeigt einfache Frauen, die Wolle kämmen, sie am Rad zu feinem Garn spinnen und dann zu dicken Knäueln wickeln. Die Hände der Arbeiterinnen bewegen sich flink und gekonnt – wie auch die ihres Malers: Er erfassst die Szene in schnellen, flüchtigen Pinselstrichen, was erst die Impressionisten im 19. Jahrhundert wieder wagen werden.

Die Bewegung des surrenden Spinnrades fängt er mit hingeworfenen Lichtreflexen ein. Wie sein Vorbild Tizian



Kleinwüchsige sind bei Hofe gut bezahlte Spaßmacher. Velázquez verleiht ihnen die Würde von Herrschern: Nachdenklich blickt dieser Hofnarr seinen Betrachter an

schreckt er nicht davor zurück, das Gemälde in Farbtupfer aufzulösen. Dieses Werk muss niemanden repräsentieren, deshalb kann der Maler es sich leisten, die Figuren nicht kleinteilig wiederzugeben, sondern sich auf das Wesentliche zu konzentrieren: die Dynamik der handwerklichen Arbeit.

Dies ist das Lebensthema des Mannes, der seine Karriere mit der Würdigung von Straßenhändlern begann, seiner Fingefertigkeit den Aufstieg zum großen Künstler verdankt und nun am Ende seines Lebens den Beruf verleugnen muss, um als adeliger Müßiggänger anerkannt zu werden.

WENN ER NUR MEHR ZEIT für solche Gemälde hätte. Doch die Königsfamilie schickt ihn herum wie einen Boten. Der Ritterstand entbindet den malenden Höfling keineswegs von lästigen Pflichten.

So muss er im April 1660 nach Nordspanien auf die Fasaneninsel reisen, wo Prinzessin María Teresa den französischen König Ludwig XIV. heiraten soll – als Zeichen des Friedens zwischen den beiden verfeindeten Großmächten.

Velázquez kümmert sich um die Ausstattung des spanischen Teils des Hochzeitspavillons, wählt dazu passende Tapisserien aus. Die royale Reisegruppe

macht auf der Hinreise an 23 Orten Station, die der Maler alle herrichten lässt.

Auch als Philipp IV. seine Tochter am 7. Juni dem französischen Monarchen übergibt, ist der Maler zugegen. Zur Feier des Tages trägt er eine goldene Kette mit dem Zeichen seines Ordens. Sein Anzug ist mit Mailänder Silberspitzen besetzt: Er wirkt eleganter als mancher gebürtige Hochadelige in der Hochzeitsgesellschaft.

Die Reise ist anstrengend, und in Madrid häuft sich derweil die Arbeit am Hof. Nach seiner Rückkehr gönnt sich der 61-jährige Maler keine Pause: er versieht seinen Dienst im Palast und erledigt die Abrechnungen der Reise. Am 31. Juli 1660 aber bricht er plötzlich zusammen;

1649 bricht Velázquez zu seiner zweiten Italienreise auf, um in königlichem Auftrag Werke für eine neue Palastgalerie zu erwerben. Die italienischen Herrscher hohten den Maler, der längst berühmt ist in Europa. Auch Papst Innozenz X. lässt sich von ihm porträtieren: Velázquez hält seinen durchdringenden Blick präzise fest





Philippe stellt ihm daraufhin zwei Ärzte und einen Erzbischof zur Seite.

Doch Velázquez erholt sich nicht mehr. Eine Woche später stirbt er im Palast. Hofdiener hüllen seinen Leichnam in den Mantel des Santiago-Ordens.

Er hat so viele Jahre gearbeitet wie ein armer Mann – beigesetzt aber wird er nun als jener angesehene Adelige, der er immer sein wollte.

FÜNF JAHRE nach seinem genialen Dienner stirbt auch Philipp IV. Gut 44 Jahre hat dieser eher schwache Monarch über ein Weltreich geherrscht, dessen Macht zusehends schwand. Nachdem die Königin gestorben war, hatte er wieder geheiratet, und so übernimmt seine zweite Frau Maria Anna nun vorübergehend die Regentschaft für den erst dreijährigen Sohn Philipps.

Der Junge, Karl II., wird der letzte Habsburger auf Spaniens Thron sein.

Die von Velázquez gemalten Porträts überdauern die Habsburger Herrschaft – weil späteren Generationen in dem Maler nicht nur den Königsdienner sehen, sondern den freigeistigen Künstler.

Einen Maler, der mit nur wenigen Farben und Formen und sparsamem Pinselstrich Narren klug aussehen ließ und Könige menschlich. Und der seiner Kunst treu blieb, ganz gleich wie widrig die Umstände waren.

Künstler der Moderne bewundern ihn später dafür: Goya kopiert seine Bilder, und Edouard Manet nennt ihn noch im 19. Jahrhundert den „Maler aller Männer“.

Diese Wirkung verdankt sich auch jenem Werk, das zu den vieldeutigsten der Kunstgeschichte zählt: „Las Meninas“ („Die Hoffräulein“).

Hier tritt der Maler selbst ins Bild: In seinem düsteren Atelier steht Veláz-



Um 1654 malt Velázquez Philipp IV. zum letzten Mal – ohne Anzeichen von Alter und Krankheit. Wie bei früheren Bildnissen (linke Seite: um 1628) lässt Licht das Gesicht des Herrschers schmal und frisch erscheinen

quez mit seiner Palette hinter einer raumhohen Leinwand und schaut uns mit wachem Blick an – vielleicht aber auch das Königspaar, dessen Silhouette an der Rückwand des Zimmers in einem Spiegel zu erkennen ist und das demnach wie die Bildbetrachter vermutlich vor dem Bilderrahmen steht.

Die Verhältnisse haben sich verkehrt: Nicht mehr die Herrscher finden sich im Gemälde wieder und der Maler davor, sondern die Regenten schauen dem Künstler bei der Arbeit zu.

Oder wirft der Spiegel an der Rückwand vielmehr das Leinwandbild zurück, vor dem der Künstler mit seiner Palette steht – also ein Doppelporträt von König und Königin? Was er da gerade malt, sehen wir nicht: Velázquez bewahrt sein Geheimnis und lässt die Interpreten bis heute rätseln.

Doch nicht sich selbst stellt Velázquez in den Mittelpunkt des Kunstwerks. Sondern seine Lieblinge: Kinder und Hofzwerge, die Meister der Spontaneität.

Im Vordergrund sonnen sich die fünfjährige Prinzessin Margarita in der Aufmerksamkeit fürsorglicher Zofen. Stolz präsentiert das blonde Mädchen seinen

mächtigen Reifrock und schaut neugierig aus dem Bild heraus.

Eine kleinwüchsige Hofdame tut es Margarita nach: mit ihrem langen Haar und forschem Blick wirkt sie wie das Alter Ego des Mädchens. Neben ihr tollt ein zweiter Hofzwerg mit dem Hund herum.

Es ist eine lustige Gesellschaft, in der Velázquez sich sieht: Auch wenn er in der Endfassung des Bildes das Abzeichen des Adelsordens auf der Brust trägt – sein Platz bleibt inmitten der volkstümlichen Unterhaltungskünstler, welche die königliche Familie vergnügen.

Vor allem aber ist sein Platz inmitten der Kunst. Bis unter die Decke seines dunklen Ateliers hängen Gemälde der Malerkollegen. Dazwischen leuchtet das Spiegelbild der Regenten.

Velázquez scheint ihr Schicksal vorauszusehen. Denn was spätere Generationen von der Königsfamilie erinnern werden, sind nicht ihre Leistungen, sondern ist vor allem seine Kunst. □

Literatur: José López-Rey, „Velázquez Maler der Maler“, Taschen; opulenter Bildband, in dem ausführlich Leben und Werk beschrieben sind, zur Ergänzung gibt es einen Katalogband. Martin Warnke, „Velázquez“, Dumont; anschauliche Interpretation der Bilder des Künstlers, mit vielen Abbildungen.

Die Kunsthistorikerin Kia Vahlund, 38, ist Journalistin in Hamburg und porträtiert für GEOEPOCHE regelmäßig große Maler.

Rebellion im Norden

Lange Zeit genießt Katalonien weitgehende Unabhängigkeit im spanischen Staatsverband. Bis Philipp IV. alle Regionen des Reiches unter einheitliche Gesetze zwingen will. Dagegen kommt es 1640 in Barcelona zum Aufstand

von OLIVER FISCHER

Aus dem Zug, der am Fronleichnamstag 1640 durch die Straßen von Barcelona marschiert, erklingen keine frommen Lieder. „Tod den Verrätern!“, rufen die rund 500 Männer.

Viele von ihnen halten Sicheln in ihren Fäusten. Es sind *sindadors*, Schnitter. Mit den Tagelöhnnern, die wie jedes Jahr um diese Zeit in die Stadt einziehen, um ihre Dienste für die Ernte anzubieten, sind auch Aufständische nach Barcelona gekommen: Seit Monaten

kämpfen sie gegen den Beschluss der königlichen Regierung, in ihren Dörfern Truppen einzusiedeln.

Sie laufen zur Residenz des von Madrid entsandten Vizekönigs und tragen Holz zusammen, um das Gebäude in Brand zu stecken. Doch als Brüder des benachbarten Minoritenkonvents ein Kruzifix auf den Stapel stellen, wagen sie es nicht, diesen anzuzünden, und ziehen die Rambla hoch, damals eine Straße am Rande Barcelonas. Dort stürmen sie das Haus eines königlichen Richters

und verbrennen dessen Möbel, Bücher und Papiere. Der Richter kann in ein Kloster entkommen, wird aber später am Tag von Rebellen entdeckt und erstochen.

Der Vizekönig flieht in die Werft am Hafen. Eine Galeere liegt für ihn bereit. Aber er zögert: Wenn er geht, ist die Stadt für die Zentralregierung in Madrid verloren.

Da kommt das Gerücht auf, königliche Soldaten hätten einen Stadtrat von Barcelona getötet. Nun schließen sich den Rebellen vom Lande auch Handwerker und

andere Unzufriedene aus der Stadt an. Gut 3000 Menschen dringen am Nachmittag zur Werft vor.

Gleichzeitig besetzen einige den Turm der benachbarten Bastion. Mit vorgehaltenen Dolchen zwingen sie einen Offizier, Kanonenschüsse auf die Galeere abzufeuern – und vertreiben damit das Schiff. Mit wenigen Getreuen flieht der Vizekönig daraufhin entlang der Küste.

An diesem 7. Juni 1640 erreicht der Aufstand, der in den Dörfern des Hinterlandes seinen Ursprung nahm, endgültig die Hauptstadt: Ganz Katalonien erhebt sich nun gegen die Regierung im fernen Madrid.

Fast genau 500 Jahre zuvor hat sich das unabhängige Fürstentum Katalonien mit dem benachbarten Königreich Aragón vereinigt, als die aragonesische Thronerbin im Jahre 1137 per Ehevertrag dem Grafen von Barcelona versprochen wurde. Im 14. Jahrhundert herrschten die Könige des Reiches über Sardinien, Sizilien und Teile Griechenlands. Die rund 50 000 Einwohner zählende

Wütende Landarbeiter ziehen am Fronleichnamsstag 1640 durch Barcelona und protestieren gegen die Regierung in Madrid. Deren Macht in Katalonien bricht zusammen, sogar den Vizekönig ermorden die Rebellen, und überall in der Provinz lodern gewalttätige Tumülte auf (Darstellung von Anfang des 20. Jahrhunderts)



Hauptstadt Barcelona wurde zu einem der wichtigsten Häfen im westlichen Mittelmeer.

Unter der Krone Aragóns behielten die Katalanen in den folgenden Jahrhunderten ihre Eigenständigkeit. Sie haben ein Stände-Parlament, die *corts*, in dem Adelige, Kleriker und die Patrizier der Städte vertreten sind, sowie einen hohen Rat, die *diputació*, die Steuern eintritt und die Provinz gegenüber dem Herrscher vertritt.

Vor allem besitzen die Katalanen die „Konstitutionen“, eine Sammlung von Gesetzen und Privilegien. Jeder aragonische König muss bei Amtsantritt schwören, sie zu beachten – etwa, dass er nur mit Zustimmung der Corts Steuern erhöhen oder Gesetze erlassen kann. Und dass sich die Katalanen an den Kosten eines Krieges, den ihr König führt, nur dann beteiligen müssen, wenn ihr eigenes Territorium angegriffen wird.

Auch Ferdinand von Aragón, dessen Heirat mit Isabella von Kastilien zur Vereinigung der beiden großen spanischen Reiche führt (siehe Seite 44), bestätigt 1479 die Konstitutionen. Katalonien prägt weiterhin eigene Münzen, katalanisch bleibt Amtssprache.

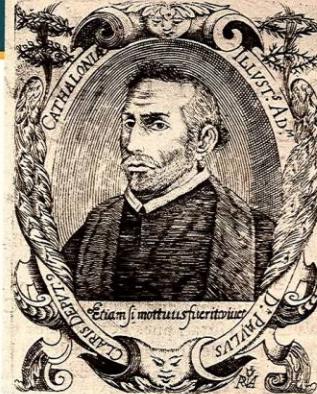
Höchster Vertreter des spanischen Monarchen ist ein Vizekönig in Barcelona, dessen Macht aber durch die Konstitutionen stark eingeschränkt ist. Die anderen Teilreiche Spaniens – etwa die baskischen Provinzen und Navarra – verteidigen ebenfalls ihre Sonderrechte; nur in ihrem Kernland Kastilien herrschen die Könige nahezu uneingeschränkt.

Am Königshof in Madrid steigt mit der Krönung Philipps IV. aber 1621 ein Mann auf, der genau das ändern möchte: der 34-jährige Gaspar de Guzmán, Graf von Olivares, der schon bald als Erster Minister für den schwachen König die Regierungsgeschäfte führt (siehe Seite 116).

Olivares ist ein rastloser Mann, getrieben von einem Ziel: Spaniens Teilreiche zu einem einheitlichen, modernen Staat zu verschmelzen, ohne Rücksicht auf die Sonderrechte. „Das Wichtigste für Sie ist, König von Spanien zu werden“, mahnt er Philipp IV. in einem Memorandum. „Damit meine ich, dass sich Eure Majestät nicht damit zufriedengeben sollten, König von Aragón und Valencia und Graf von Barcelona zu sein. Sondern dass Sie daran arbeiten sollten, diese Königreiche den Gepflogenheiten und Gesetzen Kastiliens anzupassen, ohne jeglichen Unterschied.“

Dazu plant der Minister eine Reform des Militärs. Er will die Reiche zu einer Verteidigungsunion zusammenschließen: Jedes sollte eine bestimmte Zahl von Reservisten bereithalten; bei einem Angriff auf eine der Provinzen sollen ihr die anderen mit ihren Kontingenten zur Seite stehen.

Bis dahin hat Kastilien Teile der Kriegskosten getragen, doch nach fast 60 Jahren Kampf gegen die Rebellen in den Niederlanden (siehe Seite 98) ist es ruiniert. Nun sollen sich die anderen Teilreiche an den Kriegen beteiligen.



Der Geistliche Pau Claris steht der katalanischen Regierung vor – und setzt sich 1640 an die Spitze des Aufstandes. Doch der Kleriker hat Skrupel, sich offen gegen den spanischen König zu stellen

Im März 1626 reist Olivares gemeinsam mit dem König nach Barcelona und drängt die Corts, seinem Plan zuzustimmen. Als bekannt wird, dass Katalonien 16 000 Reservisten stellen und bezahlen soll, kommt es in der Versammlung zu Tumulten. Die Vertreter der Stände berufen sich auf die Konstitutionen – und lehnen ab. „Im Fürstentum von Katalonien sind die Einwohner frei“, erklärt einer von ihnen, „und können nicht verpflichtet werden, Ihrer Majestät zu dienen.“

Daraufhin fordert Olivares zumindest einen Ausgleich von 250 000 Dukaten pro Jahr. Eine gewaltige Summe – die katalanische Regierung nimmt jährlich nur rund 150 000 Dukaten Steuern ein. Erneut weigern sich die Corts. Tagelang debattieren sie darüber, wie viel sie zu zahlen bereit sind.

Bis sie am Morgen des 4. Mai von der Nachricht überrascht werden, dass der König seinen Besuch abgebrochen hat. Ein Affront gegenüber den Katalanen, aber auch eine Niederlage für Olivares. Doch der gibt seinen Plan nicht auf.

13 Jahre später ist es so weit: Denn Frankreich hat 1635 Spanien den Krieg erklärt, und Olivares beschließt im Frühjahr 1639, in Katalonien eine neue Front gegen die Franzosen aufzubauen.

Wenn aber ihr Territorium in den Krieg verwickelt wird, so seine Hoffnung, „werden sich die Katalanen schon als tapfere Kämpfer erweisen“.

Er verlangt 14 000 katalanische Soldaten. Doch die Rekrutierungen sind mühsam: Als die Franzosen am 19. Juli die wichtige Grenzfestung Salses erobern, sind erst rund 7500 Katalanen unter Waffen. Dennoch schließen sie gemeinsam mit Truppen aus anderen Provinzen ihrerseits Salses ein.

Bald aber brechen unter den Belagerern Krankheiten aus, darüber hinaus zermürben Unwetter die Soldaten. Tausende desertieren, die Straßen in Richtung Süden sind überfüllt mit Kranken und Sterbenden. Im November ist der katalanische Teil der Armee auf 2000 Mann geschrumpft.

Im Januar 1640 kapitulieren die Franzosen in Salses. Olivares ordnet nun an, die

Soldaten der königlichen Armee für die nächsten Monate in Katalonien einzulagern – gut 9000 Mann in einem vom Krieg erschöpften Land. Zudem befiehlt er den Katalanen, die Soldaten zu verpflegen. Das aber ist ein Verstoß gegen die Konstitutionen.

Der katalanische hohe Rat, die Diputació, verfasst eine Protestnote. Daraufhin lässt der Vizekönig auf Anweisung aus Madrid ein Mitglied der Diputació verhaften, außerdem zwei Angehörige des Stadtparlaments von Barcelona, die versucht hatten, eine Art Staatsstraufer auszurufen.

Auf dem Land geraten gleichzeitig immer wieder Einwohner und Soldaten aneinander. Von wem die Gewalt ausgeht, bleibt oft unklar: Es gibt Plünderer unter den Soldaten, aber auch viele, die nur verzweifelt sind vor Hunger – und die Katalanen verweigern häufig selbst die geringste Unterstützung.

Im Februar sterben mehrere wallonische Söldner bei einem Krawall in einer Küstenstadt. Am 27. April will ein Beamter des Vizekönigs in einem kleinen Ort rund 70 Kilometer nordwestlich von Barcelona weitere Einquartierungen durchsetzen. Die Einheimischen bedrohen ihn, er flüchtet in seine Herberge, die Einwohner zünden sie an, der Beamte verbrennt.

Nun schließen sich in den Nachbargemeinden viele Hundert Männer zusammen und greifen königliche Truppen an, die in der Umgebung einquartiert sind. Die Soldaten fliehen, setzen aber noch

eine Dorfkirche in Brand, in der die Bewohner ihren Besitz gelagert haben. Für dieses Sakrileg exkommuniziert der Bischof von Girona die Soldaten. Für viele Katalanen ist der Kampf gegen die Zentralregierung nun auch ein Heiliger Krieg.

Immer mehr Landbewohner bewaffnen sich. Am Morgen des 22. Mai drängen sich etwa 2000 Männer mit Pistolen, Musketen und einem Christusbild in den Händen durch eines der Stadttore von Barcelona.

Sie ziehen zum Gefängnis, reißen die Tore ein und befreien das Mitglied der Diputació und die beiden anderen Gefangenen. Der Bischof von Barcelona eilt herbei, die Rebellen küssen ihm die Hand – und lassen sich überzeugen, Barcelona wieder zu verlassen.

Doch sie haben gezeigt, dass sie in der Stadt tun können, was immer sie wollen.

Am Nachmittag des 7. Juni 1640, des Fronleichnamstags, brennt die Sonne heiß auf den felsigen Küstenstreifen, der vom Hafen Barcelonas weg in Richtung Süden führt. Nach der Flucht aus der Werft kommt der Vizekönig, ein korpulenter Mann, nur mühsam voran. Er stolpert, schwitzt und fällt bald hinter seine Begleiter zurück.

Immer wieder muss er sich ducken: Die Rebellen werfen Steine und schießen. Der Vizekönig klettert weiter über Felsbrocken. Rutscht schließlich aus, stürzt herunter und bleibt ohnmächtig auf dem Rücken liegen.

Die Aufständischen sind schnell bei ihm. Ein Seemann

zieht seinen Dolch, rammt ihn dem Vizekönig in den Bauch, danach sticht ein Segador noch mehrere Male zu. Der Stellvertreter seiner Majestät Philipps IV. von Spanien verblutet am Strand.

Mit dem Tod des Vizekönigs bricht die Macht der Zentralregierung in Katalonien vollständig zusammen. Vier Tage lang wüten die Rebellen in Barcelona, plündern die Häuser von Richtern, töten mehrere hochrangige Beamte. Als sie sich endlich zurückziehen, brechen im Rest des Landes weitere Aufstände aus. Sie richten sich gegen die Soldaten des Königs, gegen seine Vertreter, seine Beamten und Richter. Aber noch denkt niemand daran, sich vom König selbst loszusagen und Katalonien für unabhängig zu erklären.

Zum neuen Vizekönig wird ein schwer gichtkranke Mann ernannt, der bereits wenige Wochen später stirbt. Die einzige Autorität in Katalonien liegt nun bei der Diputació unter ihrem Vorsitzenden, dem Geistlichen Pau Claris. Der 54-Jährige ist ein stolzer, leicht reizbarer Mann, der in seiner Diözese seit Jahren den Widerstand gegen den königsfreundlichen Bischof anführt.

Claris und seine Kollegen müssen sich gegen eine doppelte Bedrohung wehren. Denn an den Grenzen der Provinz sammelt der König seine Truppen – und im Inneren richtet sich die Wut der Rebellen nun gegen die gesamte Oberschicht. Stadträte, Adelige, reiche Kaufleute: Alle sind in Gefahr, als Verräter angegriffen zu

werden, gleichgültig ob sie königstreu sind oder nicht. Die Diputació will den katalanischen Aufstand gegen Madrid weiterführen. Und muss gleichzeitig darauf achten, von der rebellischen Gewalt nicht weggeschwemmt zu werden.

Claris weiß, dass er dafür einen Verbündeten braucht. Er wendet sich an den größten Feind des spanischen Königs: Frankreich. Ein Verwander von ihm hat bereits Wochen zuvor begonnen, im Geheimen Kontakte zu den Franzosen aufzunehmen.

Im September treffen sich in einem Kapuzinerkloster im Norden der Provinz Abgesandte beider Seiten. Die katalanischen Vertreter ersuchen den französischen König nun formell um Schutz und bitten um Soldaten, Waffen und Munition. Dafür bieten sie dem französischen Unterhändler Bernard du Plessis-Besançon „immerwährende Brüderlichkeit“ an.

Während die Franzosen heimreisen, um über Kataloniens Bitte zu beraten, versucht die Diputació, eine eigene Armee aufzustellen. Doch das Chaos im Land ist zu groß. Der hohe Rat kann sich kaum durchsetzen.

Im Oktober reist du Plessis nach Barcelona und trifft mit der Diputació zusammen. Der Franzose spricht kein Katalanisch, die Katalanen sprechen kein Französisch, sie müssen auf Kastilisch miteinander reden, der Sprache des gemeinsamen Feindes.

Die Verhandlungen laufen zäh: Frankreich will sich einen dauerhaften Einfluss auf die Provinz sichern. Doch Claris und seine Kollegen



Die Katalanen unterstellen sich dem Schutz des französischen Königs. Dessen Truppen kommen den Aufständischen zu Hilfe. Gemeinsam besiegen sie im Januar 1641 nahe Barcelona ein spanisches Heer

sind noch nicht bereit, sich offiziell von Philipp IV. loszusagen. Sie erklären, dass die Katalanen nur einen Aufstand gegen die schlechte Regierung unter Olivares führen – an ihrer Treue zum König ändere das nichts.

Dennoch gelingt eine Einigung: Die Franzosen entsenden 3000 Soldaten, als Sicherheit erhalten sie neun katalanische Geiseln.

Ende November marschiert die spanische Armee mit mehr als 20 000 Mann von Süden her in die Provinz ein. Schnell stößt sie in Richtung Norden vor, der Widerstand der Katalanen ist schwach.

Der französische Kommandeur ist von der man gelnden Kampfbereitschaft der Einwohner so entmutigt, dass er seine Männer abzieht und am 24. Dezember 1640 die Stadt Tarragona den Truppen Philipps IV. kampflos übergibt.

In Barcelona geht dar aufhin wieder das Volk auf die Straße, macht Jagd auf

angebliche Verräter und wütet noch heftiger als am Fronleichnamstag.

Claris bittet die Franzosen dringend um neue Gespräche. Du Plessis verlangt den endgültigen Bruch mit Madrid, nur dann werde Frankreich Katalonien verteidigen. Er überbringt Claris ein Angebot von Kardinal Richelieu, dem Ersten Minister Ludwigs XIII.: Katalonien soll sich zu einer freien Republik unter dem Schutz des französischen Königs erklären.

Claris ruft die Ständevertreter zusammen. Am 16. Januar 1641 stimmen sie zu. Katalonien ist nun ein unabhängiger Staat, ohne König oder Fürst.

Genau eine Woche lang.

Denn du Plessis ist noch immer nicht zufrieden. Während Madrids Truppen immer näher an Barcelona heranrücken, fordert er, Katalonien solle sich dem König von Frankreich vollständig unterwerfen. Um den Druck

zu erhöhen, hält er die eigenen Truppen zurück. Am 23. Januar, die spanische Armee hat Barcelona fast erreicht, stimmen die Katalanen zu und wählen Frankreichs König Ludwig XIII. zum Grafen von Barcelona.

Drei Tage später schlagen vor der Stadtmauer Franzosen und Katalanen gemeinsam die spanischen Einheiten zurück. Einige Wochen nach diesem Sieg stirbt Claris überraschend, möglicherweise vergiftet von einem spanischen Agenten.

Er erlebt nicht mehr, wie die Franzosen nun noch rücksichtsloser hausen als zuvor die Männer des spanischen Königs, sich gewaltsam einzuarbeiten, die hergebrachten Rechte missachten.

Bis 1652 gelingt es Philipp IV., die Provinz zurückzuerobern, in der die Franzosen mittlerweile ebenso verhasst sind wie einst die Abgesandten der Zentralregierung. Olivares ist da schon lange tot – und mit ihm seine Idee eines spani-

schen Einheitsstaates. Und trotz seines Sieges über die Katalanen ist der König bereit, weiterhin die Sonderrechte der Provinz zu achten.

Erst gut 60 Jahre später unternimmt sein Urenkel Philipp V. erneut einen Versuch, die Privilegien abzuschaffen – und hat Erfolg: Im Streit um den spanischen Thron hatten die Katalanen einen Gegner Philipps V. unterstützt, zur Strafe verlieren sie nun ihren jahrhundertealten Sonderstatus.

Doch das Bewusstsein der katalanischen Eigenständigkeit lebt weiter. Und so erinnert das „Lied der Segadors“, heute die offizielle Hymne der Autonomen Region Katalonien, noch immer an den Aufstand vom Fronleichnamstag 1640.

Dort heißt es: „Nun ist es Zeit, ihr Schnitter! Nun ist es Zeit, wachsam zu sein! Bis ein anderer Juni kommt, lasst uns die Werkzeuge schärfen gut!“ □

Oliver Fischer, 37, ist freier Journalist in Hamburg.



Bei einem Autodafé, der öffentlichen Urteilsverkündung, lauscht einer von vier Angeklagten auf einem Podest sitzend den Vorwürfen, die ein Inquisitionssekretär (Mitte oben) verliest. Die Beschuldigten tragen jene farbigen Überwürfe und spitzen Hauben, die sie als Ketzer stigmatisieren (Francisco de Goya, um 1815)

DAS GLAUBENSGERICHT

Jahrhundertelang sichert die Inquisition die Autorität der katholischen Herrscher Spaniens, verfolgt, foltert und tötet Andersgläubige und Abweichler. Vor allem zum Christentum konvertierte Juden sind anfangs ihre Opfer. Um 1640 gerät Lope de Vera y Alarcón in die Fänge der Inquisitoren, ein Student von altem christlichen Adel – und riskiert mit seinem Verhalten den Scheiterhaufen



Am Ende soll der 24-Jährige alte Student inmitten der Flammen gesungen haben, 1644, auf dem *quemadero*, dem „Brennplatz“ vor den Toren Valladolids. Doch das ist kaum vorstellbar – es gibt nichts Qualvollereres, als zu verbrennen. Außerdem war den Inquisitoren sehr wichtig gewesen, dass Lope de Vera y Alarcón geknebelt zum Richtplatz geführt wurde, „auf dass er keinen Skandal verursache“: Sie fürchteten, dass dieser hoffärtige Häretiker auf seinem letzten Gang gottlose Frechheit-

den Worten „Oh Dir, mein Gott, übergebe ich meine Seele“ beginnt, und also singend starb“.

Der Fall des Lope de Vera dürfte einzigartig sein in der mehr als 300-jährigen Geschichte der spanischen Inquisition. Sicher wurden getaufte Juden verbrannt, die angeblich oder tatsächlich weiterhin ihren angestammten Glauben praktizierten. Das Merkwürdige am Leben und Tod des Lope de Vera y Alarcón jedoch ist – dass er gar kein Jude war.

Die spanische Inquisition ist untrennbar mit der Geschichte der spanischen

vielleicht noch viel. Schlimmeres zu vollziehen? Die Conversos waren deshalb vielerorts bald ebenso verhasst wie die Juden.

Die Ratsherren mancher Städte waren die Ersten, die das diffuse Misstrauen des Volkes in Gesetze kleideten. Die „Statuten von der Reinheit des Blutes“, die seit 1449 in Toledo galten, bestimmten: Wer in den Stadtrat aufsteigen wollte, wer sich um ein Amt als Notar oder Richter bewarb, musste nachweisen, dass seine Vorfahren Christen waren.

Diese *estatutos de limpieza de sangre* machten die Taufe, durch die viele Juden gehofft hatten, weiterer Verfolgung und Diskriminierung zu entkommen, wertlos – und sie wurden nach und nach von anderen Städten übernommen.

Nachdem 1474 Isabella den Thron Kastiliens bestiegen hatte, bat sie den Heiligen Vater in Rom, selbst Glaubensrichter für ihr Land bestimmten zu dürfen. Denn die Klagen etwa ihres Beichtvaters über die *herética piedad*, die „ketzerische Verderbtheit“ mancher Conversos, mehrten sich.

Bei dahin hatte die Inquisition – jene römische Behörde, die über die Reinheit des „heiligen katholischen Glaubens“ wachte – in Kastilien noch keine Glaubensgerichte installiert. 1478 erteilte der Papst Isabella die Erlaubnis zur Berufung von Inquisitoren – und überließ damit erstmals ein geistliches Zuchtmittel einer weltlichen Instanz.

Ab 1481 erfasste die erste „Reinigungswelle“ das Land. Allein in Sevilla wurden bis 1488 rund 700 „Judaizierende“ verbrannt, 5000 Menschen mit der Kirche „ausgesöhnt“, was ein höhnischer Euphemismus ist: Die Verurteilten wurden in demütigenden Prozessen etwa zu Galeerendienst oder Kerker verurteilt und verloren oftmals ihr Vermögen.

In dieser Zeit gründeten Isabella von Kastilien und ihr Gemahl Ferdinand von Aragón den *consejo de la santa y suprema inquisición general* („Rat der heiligen und allerhöchsten Generalinquisition“; kurz: Suprema), der in beiden

Niemand erfährt vor dem Prozess, weshalb er verhaftet worden ist – und kein Angeklagter der Inquisition weiß, wer ihn denunziert hat

ten von sich geben würde. So wie in den Jahren zuvor, bei all den Verhören.

Fünf Jahre lang hatten die Glaubensrichter versucht, den jungen Mann zurückzuführen auf den Weg der Kirche. Doch es hatte alles nichts geholfen, am Ende behauptete er sogar immer fester, stolzer, ein Jude zu sein und dass das einzige wahre Gesetz das Gesetz Mosis sei, in dem er leben und sterben wolle.

Der Inquisitor Don Bartolomeo Marques Moscoso berichtet nach der Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen in einem Brief: „Seine Sturheit erstaunte jedermann. Zu jedem Punkt der Anklage nickte er heftig mit dem Kopf. Ab und zu rief er, so weit ihm das möglich war, „Lang lebe das Gesetz Mosis!““

Und 31 Jahre nach dem Tod des Studenten schreibt der niederländische Philosoph Baruch Spinoza über jüdische Märtyrer, er wisse „von einem Judah, genannt ‚der Gläubige‘, der immiten der Flammen, als man ihn schon für tot glaubte, die Hymne anstimmte, die mit

Juden verbunden. Nach schweren Pogromen 1391 auf fast der gesamten Iberischen Halbinsel waren viele von ihnen zum Christentum konvertiert, um weiteren Übergriffen zu entgehen.

Zunächst erhielten diese Neuchristen, die *conversos*, auch Zutritt zu öffentlichen Ämtern und gesellschaftlichen Bereichen, die ihnen vorher verschlossen gewesen waren: Sie durften Handelsgilden beitreten, Universitäten besuchen, und konvertierte Juden wurden gar in hohe kirchliche Ämter berufen.

Doch eine böse Frage fraß sich wissend durch die Gesellschaft: Wie konnte man sicher sein, dass die ehemaligen Juden nicht weiterhin im Verborgenen der Religion ihrer Väter anhingen?

Wer sagte denn, dass das nicht alles nur Tarn-Christen waren, verschlagene Opportunisten, die sich zum Schein hatten taufen lassen; um tagsüber Macht und Geld anzuhäufen und abends verstohlen in die Synagoge zu gehen oder gar in Geheimbünden ihre Rituale und



Reichsteilen die Arbeit von bald 15 lokalen Tribunalen überwachte.

An die Spitze der Suprema berief das Königspaar 1481 Isabellas langjährigen Beichtvater Tomás de Torquemada und machte den fast 60 Jahre alten Dominikanermönch damit zum mächtigsten Beamten des gemeinsamen Reiches.

Torquemada stand treu zu den Königen; dem Papst und den Kardinälen fühlte er sich weit weniger verpflichtet. Seine Aufgabe sah er darin, „den christlichen Acker vom Unkraut“ zu befreien.

Als im Januar 1492 der Halbmond auf der Alhambra dem silbernen Kreuz wich, kam Torquemada seinem Ziel einen großen Schritt näher. Nur drei Monate später forderten Isabella und Ferdinand alle Juden auf, sich entweder taufen zu lassen oder binnen vier Monaten das Land zu verlassen (siehe Seite 46).

Denn, so die Begründung der Monarchen, der Umgang mit Juden verleite viele Konvertiten dazu, ihren alten Glauben wieder anzunehmen.

Im Jahr 1483 berufen die Könige von Kastilien und Aragón Tomás de Torquemada zum ersten Großinquisitor und damit zum höchsten Glaubensrichter Spaniens. Der Papst bestätigte die Ernennung durch eine Bulle (unten). Torquemada verfasst 28 Instruktionen, welche die Arbeit der Inquisitionsbehörde regeln. Zunächst verfolgen deren Tribunale konvertierte Juden, später hetzen sie auch Bigamisten, Homosexuelle und Protestanten

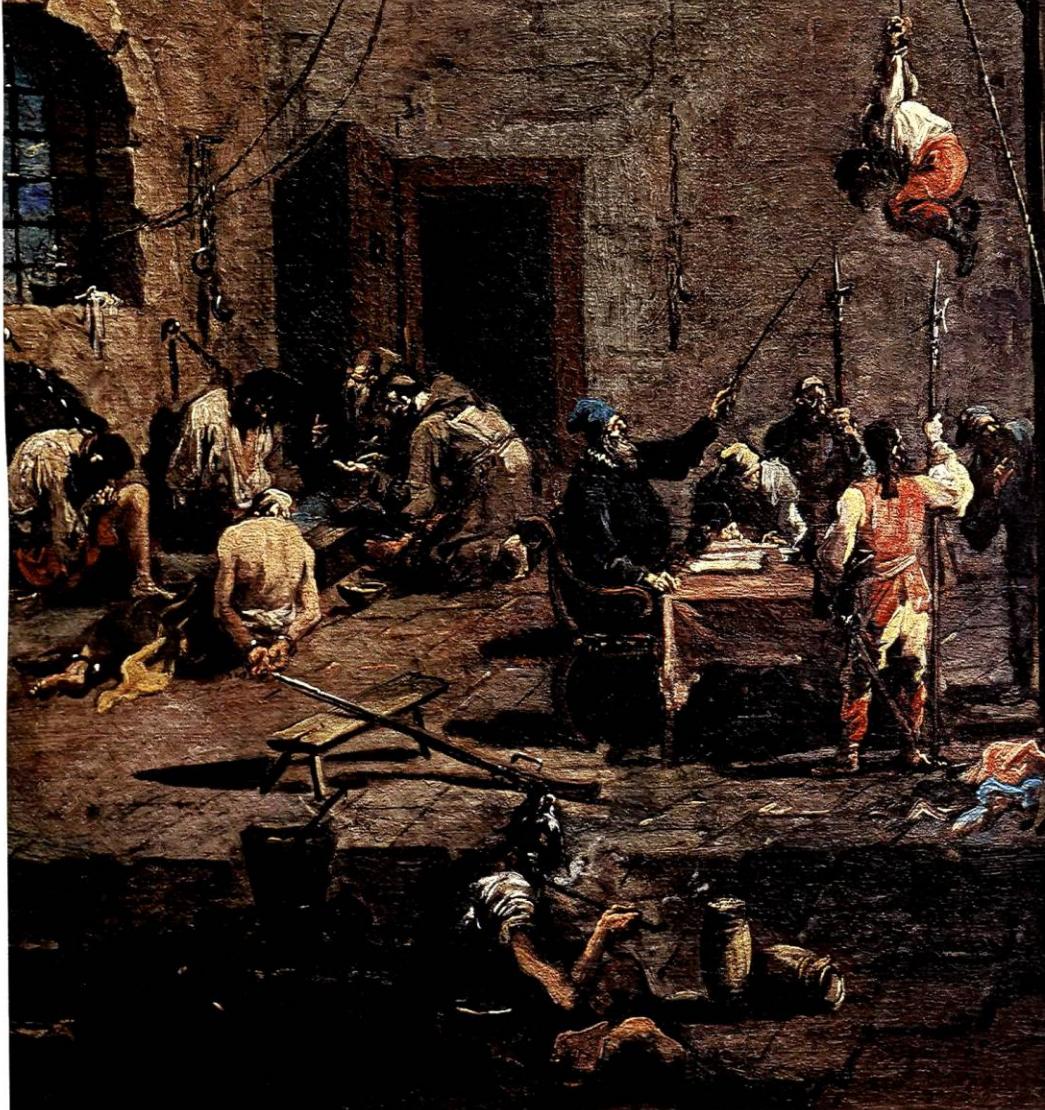
Spätestens jetzt wurden Monarchie und Inquisition zu Zwillingsäulen einer uniformen, katholisch-christlichen Gesellschaft. Denn längst überwachte die Suprema nicht nur Conversos: Jeder Christ musste fürchten, wegen einer Beurkundung oder durch Denunziation missgünstiger Nachbarn vors Tribunal gezerrt zu werden. Und jeder Feind des rechten Glaubens war zugleich Staatsfeind.

So wurde die spanische Inquisition zu einer furchterregenden Macht – nicht zuletzt, weil in dieser Institution geistliche und weltliche Interessen miteinander verquickt waren. Sie kombinierte, so der Historiker John Edwards, „auf unbekügelbare Weise die Funktionen eines Gerichtshofes und eines Beichtstuhls“.

Ziel der Suprema war es ja, abirrende Seelen auf den Weg der katholischen Kirche zurückzubringen. So forderte der Inquisitor, ähnlich einem Beichtvater, die Gläubigen auf, ihre Sünden zu bekennen, auf dass er sie mit einer Buße belege und sie Absolution erhielten.



Mit unterschiedlichen Methoden der
Marterung pressen die Inquisitoren ver-
meintlichen Ketzern Geständnisse ab.
In dieser Darstellung ziehen Folterknechte
einen Gefangenen an den hinter seinem
Rücken zusammengebundenen Armen empor.
Ein Protokollant notiert etwaige Aus-
sagen. Nur weltliche Exekutoren dürfen für
die Inquisition foltern, Geistlichen ist
die Gewaltanwendung verboten





Im Gegensatz zu einem Beichtvater verlangte er darüber hinaus aber, all jene anzuseigen, „die ketzerische, verdächtige, irrite, vermessene, ungehörige, anstößige oder lästerliche Ansichten geäußert haben über Gott unseren Herren und über den heiligen katholischen Glauben“, wie es in einem Edikt heißt – „ebenso wie all jene, die Bücher von ketzerischen Autoren gelesen haben“. Auf diese Weise „verwandelte sich der Beicht-

militonen gegenüber Zweifel an der Lehre der Kirche geäußert und nach der Lektüre verbotener Schriften des Erasmus von Rotterdam behauptet, die Vulgata, die lateinische Bibelübersetzung, sei voller Fehler.

Zeugen, wohl Mitstudenten, sagen aus, der Vera habe sich damit gebrüstet, in den fünf Jahren seines Studiums nicht ein Mal den Rosenkranz gebetet zu haben. Er habe sich selbst als Juden und

nehmen zu können, täuscht er sich. Denn das einzige Gefühl, das die Glaubensrichter gelten lassen, ist tiefe Reue. De Vera aber bereut nicht. Im Gegenteil.

Immer wieder wird er verhört, immer wieder versuchen die Richter, ihm die Namen von etwaigen Hintermännern eines Zirkels abtrünniger Christen zu entlocken. Im Oktober 1641 beschließen die Inquisitoren, ihn foltern zu lassen.

Die Marter ist keine Strafe, sondern Mittel der Beweisführung. Keinesfalls soll der Gefangene durch sie zu Tode kommen; erkrankten Angeklagten werden deshalb die Qualen erspart.

Die Folterer bevorzugen drei Methoden: Die *garrucha* besteht aus einer Seilwinde, an der sie Gefangene an den Armen hochziehen. Oft werden dabei Gelenke ausgekugelt.

Bei der *toca* zwängen Scherben dem auf eine Bank Gefesselten ein Leintuch (*Toca*) in den Mund, auf das sie Wasser schütten; der Angeklagte hat das Gefühl zu ersticken.

Der *potro* schließlich ist die Streckbank, auf der die Gefangenen langsam gedehnt werden; eine Weile halten sie der Spannung stand, dann aber kugeln die Armgelenke aus, reißen die Bänder.

Tausende lassen die Inquisitoren über die Jahrhunderte foltern, sogar Kinder und Greise. Viele Opfer der Garrucha und der Streckbank sind für den Rest ihres Lebens verkrüppelt.

LOPE DE VERA HINGEGEN entkommt der Marter: Die Suprema untersagt es, den schwer Erkrankten zu foltern, und ordnet an, den Fall endlich zu einem Ende zu bringen.

Bald darauf kapselt der Eingekerkerte sich ab. Ob wegen der Krankheit oder wegen der Folterdrohung, ist nicht bekannt. Doch anscheinend schafft er sich in den folgenden sechs Monaten eine Art privates Judentum, in seinen Wörtern „alles, was der Stamm

So unerbittlich und grausam die Glaubensrichter auch vorgehen – nur zwei Prozent aller Beschuldigten werden hingerichtet

stuhl“, so Edwards, „zu einem Gericht, zu einer ermittelnden Polizeibehörde“.

Es war heilige Pflicht eines jeden Christen, selbst die eigenen Eltern oder Kinder anzuseigen, wenn er sie der Häresie für schuldig hielt.

Doch schon bald machten die Prozesse gegen die „Judaizerenden“ nur noch einen Teil der Arbeit aus; die Suprema entwickelte sich zu einem Polizeigericht in Moralfragen, das jede Abweichung von Lebensnormen verfolgte und gegen Bigamisten, Homosexuelle, Muslime und Lutheraner vorging.

Und sie avancierte zur zentralen Zensurbehörde von Druckerzeugnissen: Jedes Schriftstück, das im spanischen Weltreich veröffentlicht wurde, war einem Inquisitor vorzulegen.

IM FRÜHJAHR 1639 gerät Lope de Vera y Alarcón ins Visier der Glaubensrichter. Der junge Adelige aus San Clemente la Mancha studiert an der Universität von Salamanca, der einzigen Hochschule in Spanien, an der Hebräisch gelehrt wird.

Angeblich, so steht es in den Akten der Inquisition, hat der 19-Jährige aus einem alten Aristokratengeschlecht Kom-

Jesus als Betrüger bezeichnet; der Mann, den die „Christenschurken“ verehrten, sei ans Kreuz gehängt worden für die betrügerische Behauptung, der Messias zu sein.

Zudem hat sich Lope de Vera angeblich um einen Lehrstuhl für Hebräisch beworben; allerdings erfolglos, wie ein Zeuge sagt, weil er die These vertrat, dass das Hebräische allen anderen Sprachen überlegen sei – ein gefährlicher Gedanke im katholischen Spanien.

Im Mai 1639 wird der Vera verhaftet. Er muss sechs Wochen im Kerker warten, ehe die Verhöre beginnen. Gegenüber den Inquisitoren versucht der Student, seine Reden zugunsten des Judentums und all seine Kritik an den christlichen Dogmen als Disputierlust aus intellektueller Neugier hinzustellen.

Ja, er habe gezweifelt, räumt der Student schließlich ein. Doch jetzt sei er ein guter, im Glauben gefestigter Christ. Jude sei er nicht.

Falls er hofft, durch eine solche Beichte seiner Zweifel die Inquisitoren für sich ein-



Ein Verurteilter wird auf einem Maultier durch die Menge zum Richtplatz geführt. Meist gehen die Todgeweihten unter einem Banner mit den Insignien der Inquisition (linke Seite unten): dem Kreuz sowie einem Schwert und einem Ölweig, den Symbolen für Gerechtigkeit und Barmherzigkeit





Wer vor dem Scheiterhaufen noch Reue zeigt, den erdrosseln die Henker, ehe sie ihn den Flammen übergeben. So entgeht das Opfer einem noch qualvoller Tod. Erst 1826, nach fast 350 Jahren, wird der letzte Angeklagte der Inquisition hingerichtet

Juda für richtig hielt und glaubte“. Er fühlt sich als jüdischer Märtyrer und will als solcher sterben.

Mehr als drei Jahre lang bleibt Lope de Vera nicht nur standhaft in seinem neuen Glauben, sondern wird immer rebellischer: Schärfer und schärfster greift er die Kirche an; so habe Maria Jesus nie als Jungfrau geboren, und die Vulgata enthalte mehr als 10 000 Fehler.

Schließlich beschneidet er sich in seiner Zelle mit einem Hühnerknochen, den er mithilfe eines Nagels angeschärt hat,

und erklärt am Tag darauf, er heiße nunmehr Yehudá.

Im Januar 1643 verurteilt ihn das Tribunal zum Tod. Das erfährt Lope de Vera indes noch nicht. Denn erst, wenn mehrere Ketzer abgeurteilt sind, veranstaltet die Inquisition ein Autodafé, einen „Akt des Glaubens“, bei dem sie die Schuldssprüche öffentlich verkündet.

Am Tag des Autodafés, während die Glocken läuten und die Gläubigen für das Seelenheil der Abtrünnigen beten, legen die Verurteilten den *sanbenito* an – das gelbe „Gewand der Schande“ – und setzen eine spitze Haube auf, die *coroza*.

So als Ketzer gebrandmarkt, ziehen sie, angeführt von einem Bannerträger, von Trompetern und Trommlern, zum größten Platz der Gerichtsstadt. Wer

angesichts des Scheiterhaufens seinen „Irrtum“ eingestehst, kann dem Feuertod entgehen – er wird dann durch Strangulation „aus der Welt ausgelöscht“, sein Körper den Flammen übergeben.

Doch die Ankläger schicken nur eine Minderheit der Beschuldigten ins Feuer: In den 45 000 Prozessen zwischen 1540 und 1700 werden 826 Menschen zum Tode verurteilt und verbrannt, weniger als zwei Prozent. Weitere 778 Verurteilte verbrennen in effigie – sie haben fliehen können oder sind verstorben, und so wird statt ihrer eine Strohpuppe angezündet.

LOPE DE VERA IST der einzige von mehr als 20 Gefangenen, dem im Sommer 1644 das Todesurteil verkündet wird. „Oh Dir, mein Gott, übergebe ich meine Seele“, soll er inmitten der Flammen gesungen haben, während neben ihm eine Stellvertreterpuppe brennt. Er ist eines der rätselhaftesten Opfer der spanischen Inquisition. Aber nicht ihr letztes.

Erst im 18. Jahrhundert, als die Krone beginnt, Spaniens Institutionen zu erneuern, schwindet allmählich die Macht der Suprema. Die einsetzende Diskussion liberaler Politiker und aufgeklärter Bürger über die Notwendigkeit der Behörde zwingt die Inquisitoren zur Zurückhaltung: Sie veranstalten kaum noch große Autodafés und richten zwischen 1759 und 1808 lediglich vier Menschen hin.

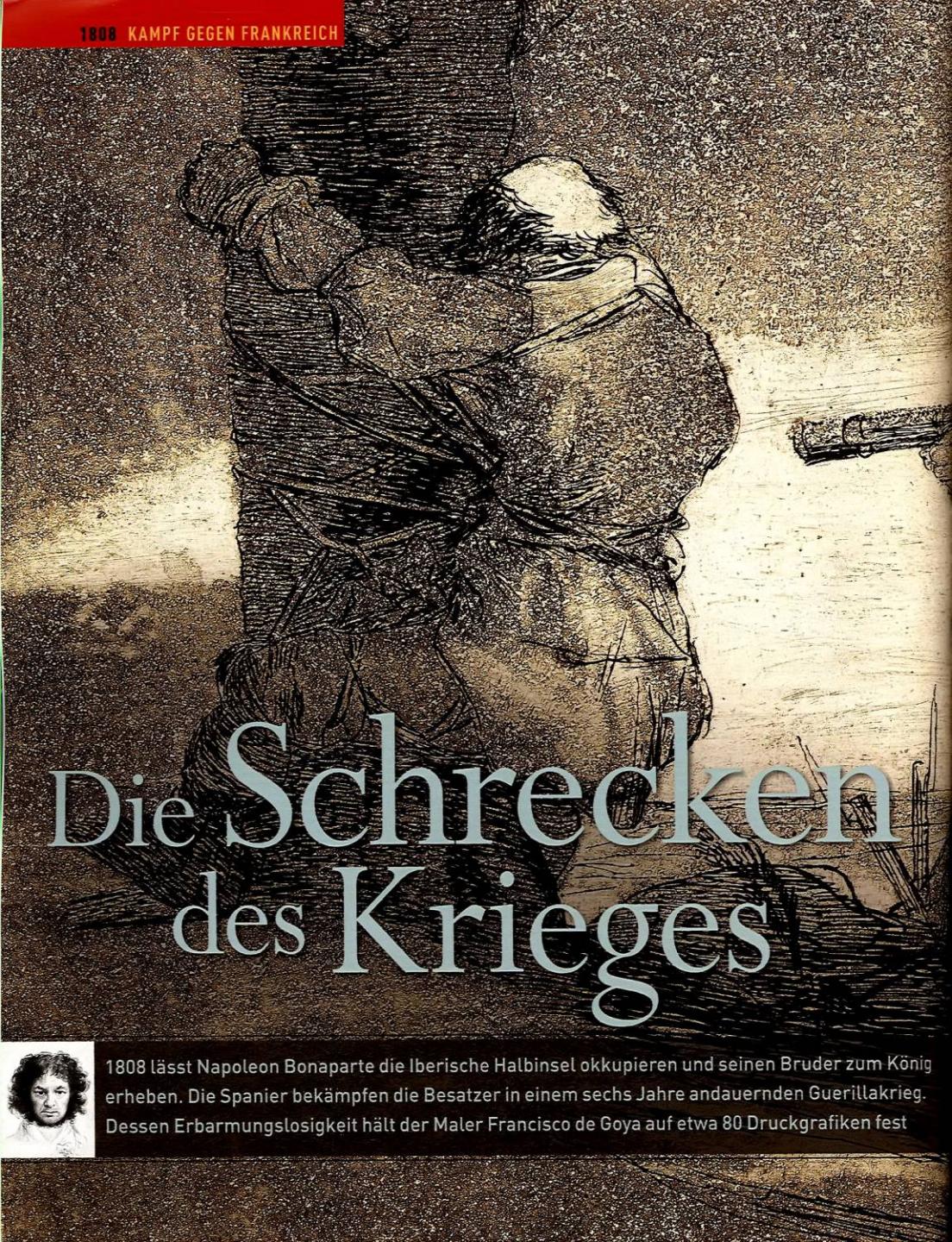
Das letzte Todesurteil verhängen sie gegen den Lehrer Miguel Toranzo, der zum Freidenker geworden war. Er wird am 26. Juli 1826 hingerichtet.

Toranzos Exekution ist zugleich das Ende der spanischen Inquisition: Empört über deren Härte, unterbindet der König die weitere Arbeit der Suprema. Formal bleibt sie indes bestehen.

Erst acht Jahre später, am 15. Juli 1834, löst die Regentin Maria Christina, die für ihre minderjährige Tochter Isabella II. herrscht, die spanische Inquisition endgültig auf – nach 356 Jahren. □

Literatur: Henry Kamen, „The Spanish Inquisition“, Yale University Press; das grundlegende Werk zum Thema, detailliert und ausführlich. John Edwards, „Die spanische Inquisition“, Artemis & Winkler; guter, knapp und systematisch gehaltener Überblick. Helen Rawlings, „The Spanish Inquisition“, Blackwell; Zusammenfassung des Forschungsstandes.

Alex Rühle, 39, ist Feuilletonredakteur der „Süddeutschen Zeitung“. Olaf Mischer, 49, ist Verifikationsredakteur bei GEOEPOCHE.



Die Schrecken des Krieges



1808 lässt Napoleon Bonaparte die Iberische Halbinsel okkupieren und seinen Bruder zum König erheben. Die Spanier bekämpfen die Besatzer in einem sechs Jahre andauernden Guerillakrieg. Dessen Erbarmungslosigkeit hält der Maler Francisco de Goya auf etwa 80 Druckgrafiken fest

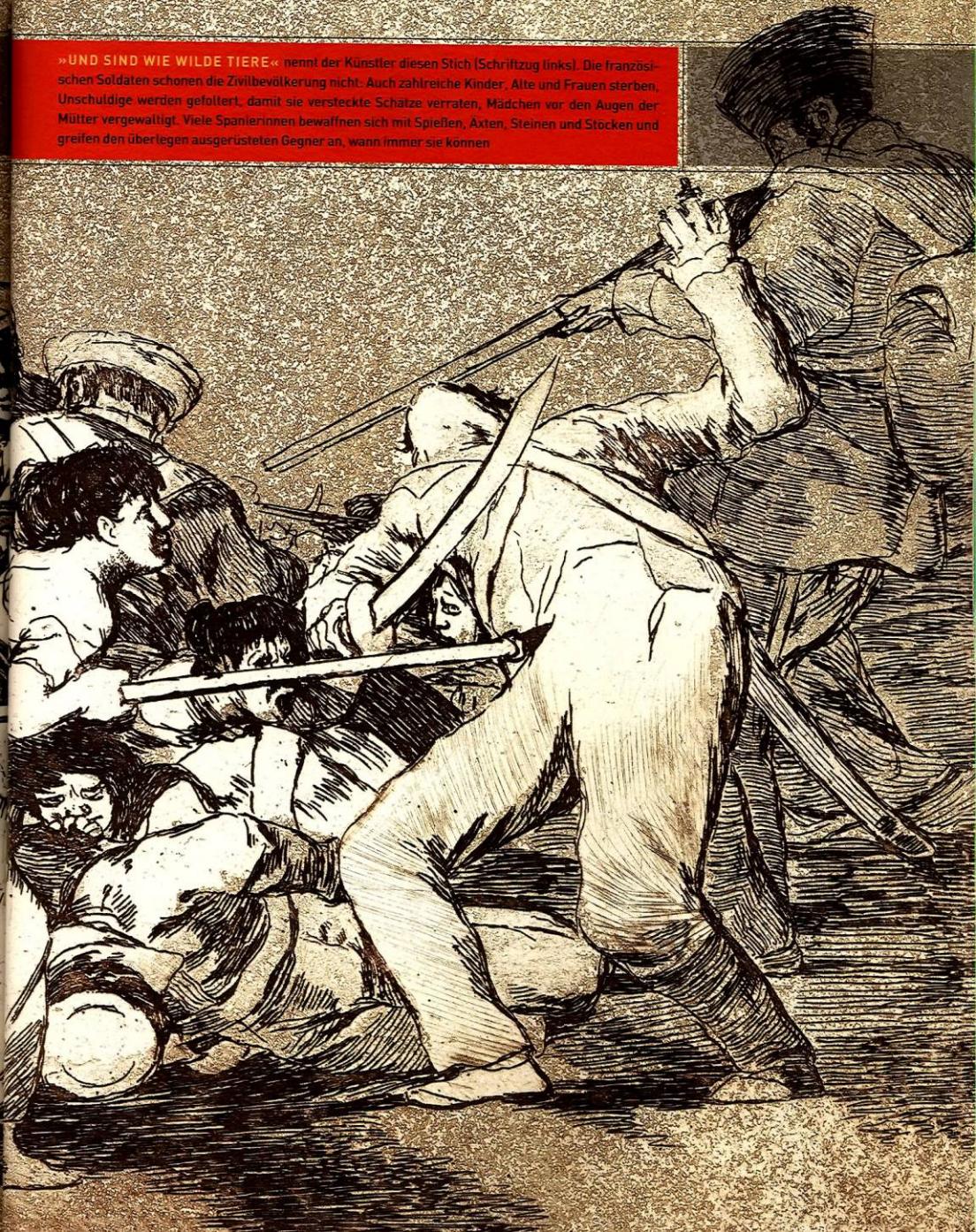


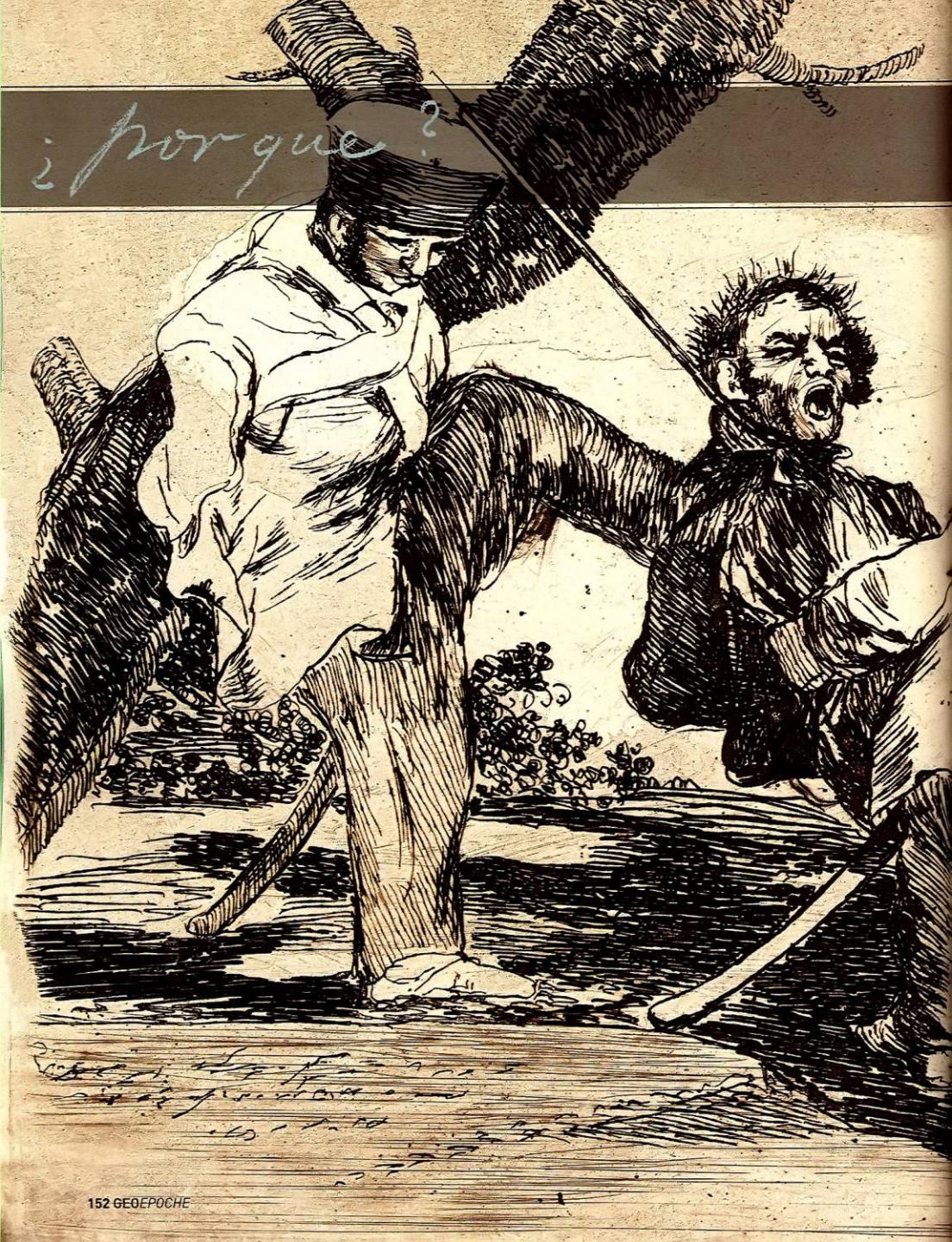
«BARBAREN!» lautet der Titel dieser Goya-Radierung. Die französischen Besatzer reagieren mit äußerster Härte auf den Volksaufstand, der am 2. Mai 1808 aufflammte: Jeder Spanier, den sie mit einer Waffe aufgreifen, gilt als Partisan und wird sofort hingerichtet. Jeder Ort, in dem ein Franzose getötet wird, soll niedergebrannt werden. Bereits in den ersten zwei Tagen dieses «kleinen Krieges» (spanisch: *guerra*) exekutieren Erschießungskommandos allein in Madrid 400 vermeintliche Rebellen.

Y son fieras



»UND SIND WIE WILDE TIERE« nennt der Künstler diesen Stich [Schriftzug links]. Die französischen Soldaten schonen die Zivilbevölkerung nicht. Auch zahlreiche Kinder, Alte und Frauen sterben. Unschuldige werden gefoltert, damit sie versteckte Schätze verraten. Mädchen vor den Augen der Mütter vergewaltigt. Viele Spanierinnen bewaffnen sich mit Spießen, Axt, Steinen und Stocken und greifen den überlegen ausgerüsteten Gegner an, wann immer sie können



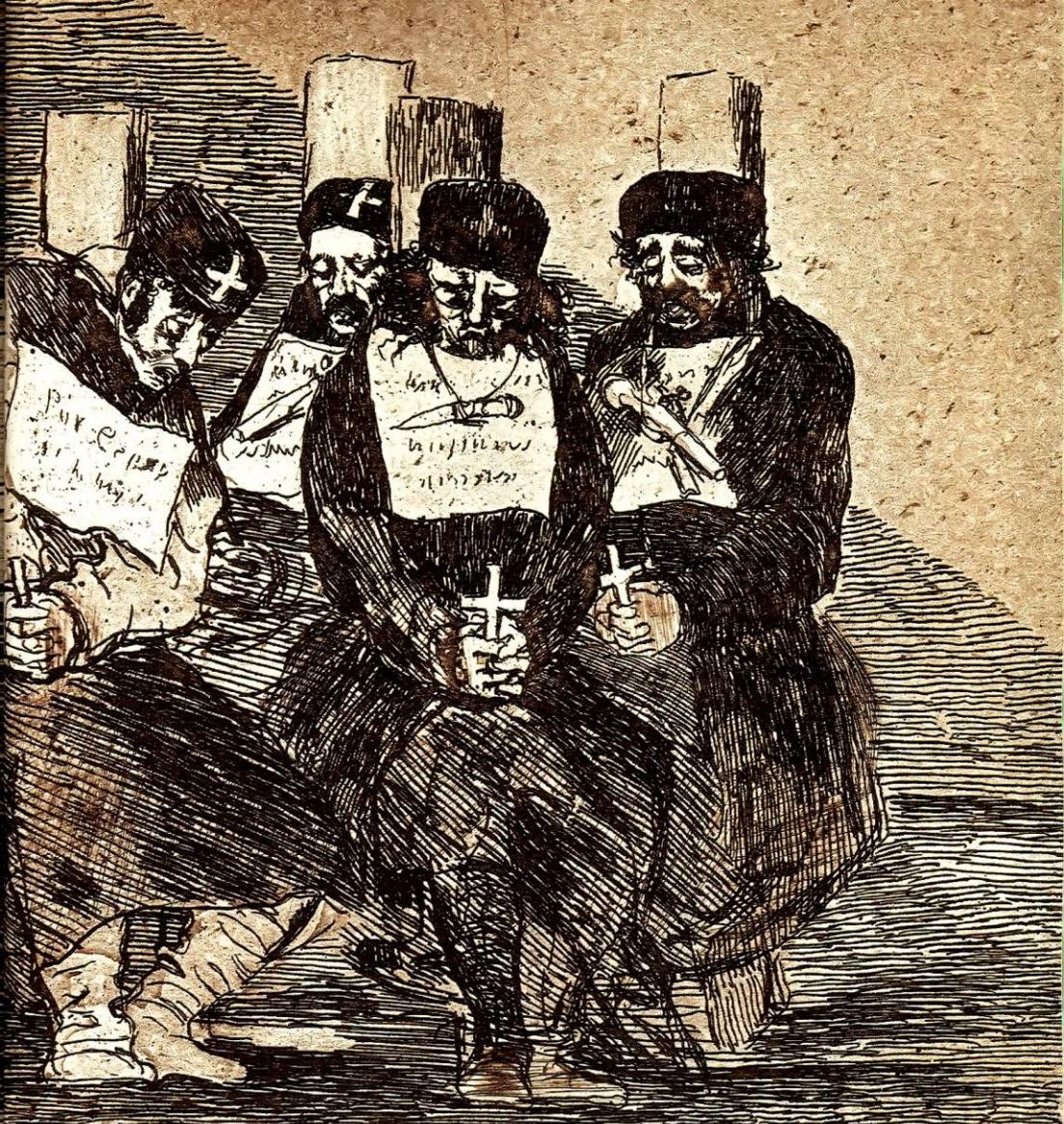


»WARUM?« Der zähe Freiheitskampf provoziert die Franzosen zu immer härterem Vorgehen. Willkürlich quälen und ermorden sie vermeintliche Rebellen. Das stärkt wiederum den Widerstandgeist der Spanier. Mehr und mehr schließen sich dem Guerillakrieg an – etwa 11 000 Männer kämpfen allein in Navarra. Und die Partisanen sind nicht weniger brutal: Sie töten schätzungsweise bis zu 300 000 gegnerische Soldaten und angebliche Kollaborateure. Doch ihre eigenen Verluste sind mindestens genauso hoch





No se puede saber porque.



»MAN ERFÄHRT NICHT, WARUM.« Die Unterstützung der Guerilleros wird drakonisch bestraft. Wer spioniert oder eine Pistole gebraucht, den erwürgen Schergen der Besatzer mit einem Halseisen. Die Hingerichteten bleiben stundenlang ausgestellt; die Kreuze zeigen ihre letzte Beichte an, Schilder und umgehängte Waffen ihre Taten. Dennoch können die Franzosen den Aufstand nicht niederringen. Und als England den verbündeten Spaniern Hilfe sendet, müssen die Invasoren 1813 geschlagen abziehen. □

Francisco de Goya (1746–1828) ist Augenzeuge des Guerillakampfes gegen Napoleon. Die Grafikserie »Die Schrecken des Krieges« wird erst 35 Jahre nach seinem Tod veröffentlicht.

Aufstand gegen das Imperium

300 Jahre lang gebieten Spaniens Könige über weite Teile Lateinamerikas. Bis sich die einheimische Bevölkerung gegen die Fremdherrschaft erhebt. Einer der wichtigsten Anführer der Rebellion wird der junge Kreole Simón Bolívar

von RALF BERHORST

Sein Tagen schleppen sich der Trupp durch die feuchten Savannen im Norden Südamerikas: vier Infanterie-Bataillone und drei Einheiten Kavallerie mit 200 abgemagerten Pferden, zusammen nicht mehr als 2100 Mann. Es ist Juni 1819, die Regenzeit hat begonnen.

Sturzfluten vom Himmel weichen den Erdboden auf, lassen Flüsse und Seen anschwellen. Oft waten die Männer bis zur Hüfte im Wasser, einige ertrinken beim Queren der Flussläufe. Abends suchen die Soldaten nach einem trockenen Flecken Erde, um den durchnässten Körper in eine Decke zu hüllen.

Am nächsten Morgen treibt sie ihr Anführer Simón Bolívar stets wieder zur Eile an. Der 35-Jährige verfolgt einen verwegenen Plan: Er will mit seiner Armee von Venezuela nach Südwesten vorstoßen, in Richtung Bogotá, die Hauptstadt des Vizekönigreichs Neu-Granada, um dort die spanischen

Kolonialtruppen zu überwältigen. Etwa zwei Wochen marschieren seine Soldaten durch die heiße Ebene, dann treffen sie auf andere Aufständische, mit denen sie sich zusammenschließen.

Doch die größte Strapaze steht ihnen noch bevor: die Überquerung der Anden.

Erschöpft quälen sich Bolívars Männer die ersten Anstiege hinauf. Eisregen prasselt auf sie nieder, als sie steile Bergpfade erklimmen. Viele stürzen auf dem glatten Fels, sind dem scharfen Wechsel des Klimas nicht gewachsen oder leiden an der Höhenkrankheit.

Bis auf knapp 4000 Meter lässt Bolívar seine Männer steigen, dann überqueren sie einen Höhenpass. Wenig später, am 6. Juli 1819, erreicht die Armee ein Dorf auf der anderen Seite des Gebirgszuges. Manche gehen in Stoffsandalen, haben Decken umgewickelt, weil ihre Hosen zerfetzt sind.

Mit dieser geschundenen Truppe will Simón Bolívar den Kampf gegen die Weltmacht Spanien aufnehmen.

König Ferdinand VII. hält in Amerika noch immer den größten zusammenhängenden Kolonialbesitz, den ein europäischer Staat je in Übersee begründet hat: vier

Vizekönigreiche (Neu-Granada, Peru, Rio de la Plata und Neu-Spanien) sowie sechs Generalkapitanate, darunter Venezuela.

Bolívars Plan: Er will die Spanier erst im Vizekönigreich Neu-Granada besiegen, zu dem neben der Region Neu-Granada (heute Kolumbien und Panama) noch die Regionen Quito (heute Ecuador) und Panama gehören, und danach seine Heimat Venezuela von der seit fast 300 Jahren andauernden Kolonialherrschaft befreien.

Für ihn steht viel auf dem Spiel: Zweimal schon hat er sich gegen die Spanier erhoben und jedes Mal verloren.

Bolívar, am 24. Juli 1783 in Caracas geboren, ist spanischer Abstammung: Rund 200 Jahre zuvor sind seine Vorfahren nach Venezuela gekommen. Inzwischen zählen die Bolívars zur Oberschicht der Kreolen, der im Land geborenen Weißen spanischer Herkunft – einer Elite von ein paar Hundert reichen Familien, die mehr als 700 000 Menschen dominieren, darunter auch Indios und Schwarze.

Simóns Eltern sind wohlhabend, sie besitzen vier Stadthäuser in Caracas, Farmen auf dem Land, Kakao-



1811 erklärt sich Venezuela erstmals für souverän [das Bild zeigt die Unterzeichnung der Unabhängigkeitserklärung in Caracas]. Doch ein Jahr später schlägt Spanien zurück

plantagen, Zuckerrohrfelder, eine Indigo-Plantage und eine Kupfermine sowie zahllose Sklaven.

Kreolen herrschen in der Bürokratie, der Justiz, dem Handel, der Kirche und der Miliz vor. Doch selbst sie sind Bürger zweiter Klasse, denn in der Verwaltung des Generalkapitanats Venezuela besetzen Spanier die wichtigsten Posten.

Das Mutterland regiert seine amerikanischen Kolonien mit absolutistischem Machtanspruch, beutet die Rohstoffe aus und beliefert Südamerika mit Tuchen, Uhren, Möbeln, Wein und weiteren Gebrauchswaren aus ganz Europa. Der direkte Handel mit anderen Ländern ist den Händlern in den Kolonien untersagt.

Zwar hat Spanien das koloniale Handelsystem etwas gelockert – vor allem, um den Schmuggel einzudämmen. Doch mit diesen Erleichterungen steigen die Steuern; zudem richtet die spanische Krone in den Kolonien eine striktere Verwaltung ein. Und so nimmt in Venezuela langsam die Erbitterung der kreolischen Eliten zu. Nur wenige von ihnen ahnen jedoch, wie geschwächt Madrid bereits ist.

Als Bolívar 1799 mit 15 Jahren erstmals nach Europa reist, besucht er ein Spanien, das an Macht und Glanz eingebüßt hat. Die Monarchie unter König Karl IV. ist kaum mehr als ein Satellitenstaat Frankreichs; an dessen Seite führt sie einen Krieg gegen England, der die Finanzen ruiniert.

1805 verliert Spanien in der Seeschlacht von Trafalgar einen großen Teil seiner

Flotte und ist damit praktisch abgeschnitten von seinem Kolonialreich – unfähig, die überseeischen Besitzungen zu schützen.

Bolívar lebt da in Paris, studiert die Schriften Montesquieus, Rousseaus und anderer aufgeklärter Denker. Sein politisches Interesse erwacht. Er will die Ideale von Freiheit und Gleichheit in seiner Heimat verwirklichen und legt einen Schwur ab, sein Land in die Unabhängigkeit zu führen. Als er 1807 nach Venezuela zurückkehrt, träumt er davon, ein Volksheld zu werden.

Die Zeit dafür erscheint günstig: 1808 okkupiert Napoleon Bonaparte einen Großteil der Iberischen Halbinsel, zwingt den spanischen Monarchen und dessen Sohn Ferdinand VII. abzudanken und setzt seinen Bruder Joseph als König ein.

Während es in Spanien zu einem Volksaufstand gegen die Besatzer kommt (siehe Seite 148), sind die meisten spanischen Kolonialbehörden bereit, Joseph Bonaparte als Staatsoberhaupt anzuerkennen. Dagegen aber rebelliert vielerorts die einheimische Elite.

Denn in den vier Vizekönigreichen sowie den Generalkapitanaten hat sich ein neues Selbstbewusstsein entwickelt: Viele Kreolen wollen Madrids Machtverfall nutzen, um ihre Geschicklichkeit in die eigene Hand zu nehmen – so auch in Venezuela. 1810 setzt der Stadtrat von Caracas den spanischen Gouverneur ab, verjagt hohe Kolonialbeamte ins Exil und bildet einen Regierungsausschuss.

Bolívar reist auf eigene Kosten als Vertreter der



Die einheimischen Eliten Hispanoamerikas, zu denen auch der in Caracas geborene Simón Bolívar gehört, sind unzufrieden mit der spanischen Herrschaft, die ihre Privilegien beschneidet und sie militärisch nicht mehr schützen kann

neuen Regierung nach London und bittet die Briten, den Volksaufstand in Spanien unterstützen, neutral zu bleiben. Sein diplomatisches Geschick und seine Rednergabe machen dort Eindruck – daheim in Caracas gilt er nun als einer der führenden Männer der Unabhängigkeitbewegung.

Und er drängt seine Mitstreiter zur Tat: Am 5. Juli 1811 rufen Venezuelas sieben rebellierende Provinzen eine unabhängige Republik aus. Fünf Monate später beschließen sie eine eigene Verfassung: Sie verbannen den Sklavenhandel, schützen aber die Sklaverei und schreiben die Vorherrschaft der kreolischen Elite fest.

Doch Spaniens Truppen schlagen zurück, und auch die Armen im Land, enttäuscht von der Verfassung, bekämpfen die neue Regierung. Im Juli 1812 kapitulieren die Aufständischen. Bolívar flieht nach Neu-Granada. Denn auch dort haben sich einige der wichtigsten Provinzen zu einer Föderation zusammengeschlossen und ihre Unabhängigkeit erklärt.

Hier erhält Bolívar von Camilo Torres, dem Präsi-

denten der neuen Föderation, den Auftrag, mit einem Heer nach Venezuela zu marschieren, um das Land zu befreien. Die Spanier sind von diesem Feldzug so überrascht, dass Bolívars Truppen eine Stadt nach der anderen erobern und am 6. August 1813 in Caracas einmarschieren, begeistert empfangen von der Menge.

Bolívar ruft zum zweiten Mal die Republik Venezuela aus – freilich nur einen Rumpfstaat, denn die spanischen Truppen halten weiterhin viele Landstriche. Diesmal können sich die Aufständischen bis Dezember 1814 behaupten, dann unterliegen sie erneut.

Bolívar muss wieder nach Neu-Granada fliehen.

Auch in Europa haben sich die Gewichte inzwischen zugunsten der alten Kolonialmacht verschoben: Ende 1813 haben die Spanier mit britischer Unterstützung die französischen Besatzer vertrieben, Ferdinand VII. kehrt auf den Thron zurück.

Der Monarch regiert mit Inquisition und Folter. Und er ist entschlossen, sein Kolo-

zialreich nicht preiszugeben. Auf Ferdinands Befehl schiffen sich im Februar 1815 gut 10 000 Mann auf 42 Truppentransportern ein, eskortiert von fünf Kriegsschiffen – die größte Streitmacht, die Madrid je nach Amerika entsandt hat.

Drei Monate später landet die Flotte unter dem Kommando des Generals Pablo Morillo in Venezuela und beginnt mit der erneuten Unterwerfung des nördlichen Südamerika. Morillo lässt zahllose Aufständische hängen, erschießen oder töpfen. 1817 ist die alte Ordnung wiederhergestellt.

Nur in einigen schwer zugänglichen Regionen Neu-Granadas und Venezuelas werden die Spanier von Warlords bekämpft – republikanischen Heerführern, die kleinere Einheiten um sich geschart haben.

Auch Simón Bolívar gibt den Traum von der Unabhängigkeit keineswegs auf. Von Haiti aus organisiert er mehrere militärische Landemanöver, doch zunächst ohne Erfolg. Erst zu Beginn des Jahres 1817 gelingt es ihm endlich, mit seinen Kämpfern im Osten Venezuelas Fuß zu fassen.

Dort verbündet er sich mit mehreren Warlords, steht bald an der Spitze einer Armee von 14 000 Mann und erobert große Gebiete im Osten und Süden Venezuelas. Per Dekret lässt er erobertes Land an Kämpfer seiner Befreiungsmacht verteilen, hebt diesmal die Sklaverei auf und gewinnt so die Sympathie der Ärmsten.

Zudem wirbt ein Agent im Auftrag Bolívars mehr als 6000 europäische Söldner

an. Britische Händler liefern den Aufständischen mehr als 50 000 Gewehre und Musketen, Hunderte Tonnen Blei und Pulver sowie Geschütze, Lanzen, Schwerter und Pistolen.

Dennoch gelingt es Bolívar nicht, die Spanier entscheidend zu schlagen. General Morillos Truppen halten die Hauptstadt Caracas und andere Landestille Venezuelas. Die Rebellen kommen nicht voran – Bolívar muss um seine Autorität unter den Warlords fürchten.

So fasst er im Frühjahr 1819 einen risikanten Entschluss: Er eröffnet eine zweite Front. Zu diesem Zeitpunkt hat General Morillo viele seiner Soldaten in Venezuela zusammengezogen; im benachbarten Neu-Granada dagegen sind die Truppen der Spanier weit verstreut, schlecht ausgerüstet, von Malaria, Gelbfieber und Desertion dezimiert.

Dort, so Bolívars Strategie, könnte es gelingen, die Kolonialmacht zu besiegen, um anschließend von Neu-Granada aus Venezuela zu befreien. Allerdings ist der Weg vom Flusslauf des oberen Apure, wo Bolívar mit seinen Truppen liegt, bis in die Hochebene der

neugranadischen Hauptstadt Bogotá mehr als 650 Kilometer weit. Und er führt erst durch die heiße Ebene von Casanare und dann in die eisigen Höhen der Anden. Scheitert Bolívar, ist womöglich der Befreiungskampf in beiden Ländern verloren.

Amfang Juli 1819: Bolívar hat seine Soldaten über die Anden getrieben – und dabei ein Viertel seiner 500 britischen Legionäre verloren. In einem Feldlager ordnet er seine Armee für die bevorstehenden Gefechte.

Am 25. Juli 1819 treffen die Kämpfer 175 Kilometer nordöstlich von Bogotá auf Spanier. Der Gegner ist zahlenmäßig überlegen und besser im Gelände postiert, dennoch gewinnt die Rebellenarmee durch ihre Entschlossenheit die Schlacht.

Nur zwei Wochen später versetzt Bolívar den Spaniern dann die entscheidende Niederlage an der Brücke von Boyacá. Drei Tage darauf, am 10. August 1819, zieht er in Bogotá ein.

Er hat alles riskiert und gewonnen: Jetzt ist er der umumstrittene Anführer der Unabhängigkeitsbewegung.

Noch ehe Neu-Granada vollständig befreit ist, kehrt er in seine Heimat Venezuela zurück.

Vor dem in der Stadt An-gostura einberufenen Kon-gress will er die Gründung einer Staatenunion voran-treiben, die über die Landes-grenzen hinausgreift: Am 17. Dezember 1819 rufen Delegierte aus den bereits befreiten Provinzen Venezuela sowie einzelne Ver-träger Neu-Granadas die Republik Kolumbien (oder: Großkolumbien) aus.

Sie umfasst das frühere Generalkapitanat Vene-zuela, die Provinz Neu-Granada sowie Quito, das noch nicht befreit ist. Nur als größere Union, glaubt Bolívar, ist der neue Staat überlebensfähig.

Etwa anderthalb Jahre später ist Venezuela end-gültig befreit: Am 24. Juni 1821 besiegt Bolívar das spanische Hauptheer; mehr als 1200 Männer sterben. Am 7. September 1821 wird er zum ersten Präsidenten Großkolumbiens gewählt. Kurz darauf erklärt sich auch Panama für unabhän-gig und tritt der Republik Großkolumbien bei.

Im August und Dezember 1824 besiegen Bolívar und



Die Schlacht an der Brücke von Boyacá vom 7. August 1819 entscheidet den Krieg mit Spanien: Drei Tage später zieht der siegreiche Feldherr Bolívar in Bogotá ein, dem Regierungssitz des Vizekönigs

seine Generäle spanische Truppen in Peru. 1825 erobern großkolumbianische Truppen die Provinz Hochperu, die sich später dem Befreier zu Ehren einen neuen Namen geben wird: Bolivien.

Doch in Großkolumbien ist der Präsident zunehmend umstritten. Weil er für eine starke Exekutive eintritt, gilt Bolívar vielen Liberalen als Diktator. Ohnehin kann er die Amtsgeschäfte in Bogotá erst im September 1827 übernehmen, nach seinen Eroberungszügen. Und muss dann mehr als alles andere darum kämpfen, die aus-einanderreibende Union zusammenzuhalten.

Per Dekret verschafft sich Bolívar im August 1828 diktatorische Vollmachten, um sein Werk zu retten, und macht sich so vollends bei den Separatisten verhasst. Einen Monat später planen Konspireure, ihn in seiner Residenz im Schlaf zu ermorden. Er kann im letzten Augenblick fliehen.

Die vielen Anfeindungen zermürben ihn, er ist häufig krank. 1830 tritt Simón Bolívar als Präsident zurück.

Noch im selben Jahr zerfällt Großkolumbien in die Staaten Venezuela, Neu-Granada und Ecuador – wohl auch, weil es nach dem Sieg über den gemeinsamen Feind Spanien an Verbindendem fehlt, einem Verkehrsnetz, Handelsbeziehungen und Kommunikationswegen.

Die neuen Republiken sind keine Demokratien im modernen Sinn. Ohnehin waren die Unabhängigkeitskämpfe Aufstände der kreolischen Oberschicht gegen



Um 1800 gebietet Spaniens König in Amerika über vier Vizekönigreiche und sechs Generalkapitanate. Bolívars Siege von 1819 (grüner Pfeil) aber zerstören Madrids Vorherrschaft in Südamerika

die Kolonialmacht; sie zielen auf Gleichberechtigung mit den Spaniern – nicht mit den Mulatten, Schwarzen und Indios.

Schnell verblasst der Ruhm des großen Befreiers. Nach seiner Demission macht Bolívar sich im Herbst 1830 auf den Weg an die Küste, um von dort ins Exil zu reisen, irgendwohin.

In einem Brief von unterwegs zieht er am 9. November 1830 ein bitteres Fazit: „Amerika ist für uns unregierbar“, schreibt er. Es werde unweigerlich in die Hände „der zügellosen Massen“ fallen.

Ein paar Wochen später, am 17. Dezember 1830, stirbt Bolívar mit 47 Jahren an Tuberkulose. Auch in seiner Heimat Venezuela ist er längst umstritten.

Erst zwölf Jahre später wird sein Leichnam nach Caracas überführt und weitere 34 Jahre danach, 1876, in Venezuelas Pantheon beigesetzt. Da ist das große Kolonialreich Spaniens auch im übrigen Amerika fast ganz zerfallen.

Im Norden des Vizekönigreichs Neu-Spanien (Mexiko) hat ein Kongress erstmals 1813 die Unabhängigkeit proklamiert, ab 1824 ist Mexiko Republik.

Auch die Provinzen des Generalkapitanats Guatemala erklären sich 1821 für unabhängig und bilden 1823 die „Vereinigten Provinzen von Zentralamerika“. Nach 1838 zerfällt der Staatenbund in die heutigen Republiken Guatemala, Honduras, El Salvador, Nicaragua und Costa Rica.

Im Vizekönigreich Río de la Plata (heute Argentinien, Bolivien, Uruguay und Paraguay) wird der spanische Statthalter erstmals 1810 abgesetzt. Ein Jahr später spaltet sich Paraguay ab, 1816 erklärt sich der Rest des Vizekönigreichs für unabhängig. Bis 1828 gründen sich die Republiken Paraguay, Uruguay und Bolivien, 1853 folgt Argentinien.

Im Generalkapitanat Chile werden die letzten Spanier 1826 besiegt.

So zerfällt innerhalb weniger Jahre das spanische Weltreich – jenes Imperium,

dem einst große Teile Italiens unterstanden, dazu Burgund, die Niederlande, Portugal und die österreichischen Erblande. Das Kolonialreich in Afrika und Asien beherrschte. Und das sich um 1550 von der Neuen Welt bis zu den Philippinen im Pazifik spannte. Ein Reich, in dem „die Sonne nie unterging“, wie es unter Karl I. hieß.

Am Ende des 19. Jahrhunderts ist all dies bereits Vergangenheit – und Spanien ein Staat, der von stärkeren Mächten Europas wieder an den Rand des Kontinents gedrängt wird.

Am längsten herrscht Spanien über Kuba, weil die dortigen Eliten von der kolonialen Zuckerrohrwirtschaft besonders profitieren.

Erst 1898 erlangt die Karibikinsel als letzte Kolonie in Amerika die Unabhängigkeit – genau 406 Jahre, nachdem Christoph Kolumbus im Auftrag der spanischen Krone erstmals den Fuß auf eine kleine Bahamasinsel setzte.

Dr. Ralf Berhorst, 41, ist Journalist in Berlin.

VOM WERDEN UND VERGEHEN EINES WELTREICHS

Von der Reconquista zur Eroberung Lateinamerikas, von der Inquisition zur Aufklärung – ein historischer Abriss zum spanischen Imperium

von FRANK OTTO UND NIELS WIECKER

Der Aufstieg und Niedergang Spaniens als Großmacht verläuft über mehr als ein Jahrtausend und lässt sich in sechs Phasen einteilen.

Hier, ergänzend zur Zeittafel, ein zusammenfassender Überblick.

711–1212: DER KAMPF GEGEN DIE MAUREN

Im Jahr 711 setzt ein Heer von mehreren Tausend Berbern aus Afrika nach Spanien über. Innerhalb weniger Jahre nehmen sie nahezu die gesamte iberische Halbinsel ein, die ab Mitte des 8. Jahrhunderts unter der Befehlsgewalt des Emirs, später des Kalifens von Córdoba steht.

Damit beginnt die Blütezeit von al-Andalus – des iberischen Maurenreichs. Córdoba wird mit mehr als 100 000 Einwohnern zu seiner bedeutendsten Metropole; Wissenschaft, Dichtung und Architektur florieren.

Der Sieg in der Schlacht von Covadonga im Norden der Halbinsel ist um 722 der Beginn des christlichen Widerstands gegen die Mauren, der *reconquista* („Wiedereroberung“). In der Nordregion, die so von der muslimischen Invasion ausgenommen bleibt, bildet sich mit dem Königreich Asturien

ein Machtzentrum heraus, von dem aus die Christen langsam nach Süden vordringen.

Im Jahr 801 erobert ein Sohn Karls des Großen im Nordosten Gebiete, die den Kern des späteren Katalonien bilden.

In den folgenden Jahrhunderten entstehen im Norden mit Navarra, León, Kastilien und Aragón mehrere christliche Herrschaften. Sie gewinnen gegenüber den Muslimen nach und nach an Stärke – vor allem, als innere Unruhen 1031 zum Zerfall des Kalifenreiches in zahlreiche kleinere Herrschaften, die „Taifa-Reiche“, führen.

Die seit 1086 aus Nordafrika nach Spanien drängende Berberdynastie der Almoraviden aber stoppt das Vordringen der Reconquista. Da zudem die Kreuzzugs-idee im christlichen Spanien immer stärker wird, eskaliert der Konflikt. So werden 1128, nach Jahrhunderten der Koexistenz, alle Christen aus al-Andalus ausgewiesen, später auch die Juden.

Bald darauf, ab 1146, verdrängen die noch radikaleren Almohaden die Almoraviden. Allerdings fällt ihnen die innere Befriedung ihres Reiches schwer, und im Kampf gegen die Christen gelingt es ihnen trotz einiger militärischer Siege nicht, deren Vormarsch zu verhindern. In der entscheidenden Schlacht von Las Navas de Tolosa, der größten des Mittelalters,

schlägt König Alfons VIII. von Kastilien im Jahr 1212 die Almohaden vernichtend.

Deren Herrscher, Kalif Mohammed al-Nasir, flieht nach Marrakesch, sein Reich zerfällt. Nun dringen die christlichen Truppen rasch nach Süden vor und besetzen innerhalb von vier Jahrzehnten Córdoba, Jaén und Sevilla.

Lediglich in Granada kann sich bis 1492 die maurische Dynastie der Nasriden halten, da sie Kastiliens König als Lehnsherrn anerkennen.

1212–1516: DIE ENTSTEHUNG DES SPANISCHEN KÖNIGREICHES

Drei Herrschaften dominieren in diesen drei Jahrhunderten den christlichen Teil der Halbinsel.

Im Westen ist aus einer zu León gehörenden Grafschaft das Königreich Portugal entstanden.

Im Osten greift Aragón, mittlerweile mit Katalonien verbunden, zunehmend auf das Mittelmeer aus. 1282 akzeptiert Peter III., seit 1276 auf dem aragonischen Thron, die ihm von den Adeligen der Insel angetragene Krone Siziliens. 1442 erobert ein Nachfolger Peters das Königreich Neapel und damit ganz Süditalien (siehe Karte Seite 166).

Zur größten iberischen Landmacht aber entwickelt sich Kastilien (seit 1230 mit León verbunden), das vom 11. Jahrhundert an nach und nach den größten Teil der früheren maurischen Herrschaftsgebiete annexiert.

Die Kronen von Aragón und Kastilien werden 1469 durch die Heirat Isabellas, der Halbschwester des kastilischen Monarchen, und des aragonischen Kronprinzen Ferdinand vereinigt. Als ihr Halbbruder 1474 stirbt, erklärt sich Isabella zur Königin. 1479 tritt Ferdinand nach dem Tod seines Vaters die Herrschaft in Aragón an. Die Reiche bleiben aber weiterhin getrennt und sind nur über die Ehe ihrer Herrscher verbunden.

Einige gemeinsame Behörde ist die seit 1478 von den Königen kontrollierte Inquisition. Das zuvor rein kirchliche Glaubensgericht soll die religiöse Einheit der Reiche sicherstellen und dient den Herrschern als politisches Machtinstrument. In den ersten Jahren ihres Bestehens agieren die Richter der Inquisition vor allem gegen zum Christentum konvertierte Juden; bis 1490 verhängen sie bis zu 2000 Todesurteile.

Der erste Schritt zur äußeren Konsolidierung der zwei miteinander verbundenen Reiche ist die Eroberung Granadas. 1491 stehen die Truppen Ferdinands und Isabellas vor der Hauptstadt des letzten in Spanien verbliebenen muslimischen Reiches und belagern sie.

Emir Abu Abdallah, genannt Boabdil, beschließt zu verhandeln, lässt sich von den Königen das Recht auf freie Religionsausübung sowie den Fortbestand des maurischen Rechts für die islamische Bevölkerung zusichern und über gibt daraufhin die Stadt am 2. Januar 1492 an die Christen.

Der Emir geht 1494 nach Marokko, wo er 1533 stirbt. Das Reich Granada wird Kastilien zugeschlagen, mehr als 700 Jahre maurischer Herrschaft finden ein Ende.

Wenige Wochen später befehlen die Könige die Ausweisung der in Spanien lebenden Juden; damit wollen die Monarchen die religiöse Einheit auf der Iberischen Halbinsel festigen.

Der Vereinheitlichung ihrer Herrschaftsgebiete dient auch die 1492 erstmals erschienene kastilische Grammatik – weshalb 1492 als Geburtsjahr der modernen spanischen Sprache gelten kann.

Ferdinand und Isabella bauen die Macht aus und konsolidieren ihr Reich. So bringen sie unter anderem die einflussreichen Ritterorden unter ihre Kontrolle und setzen gegenüber dem Papst immer

häufiger eigene Kandidaten für Bischofsämter durch.

Und: Sie finanzieren dem genuesischen Seefahrer Christoph Kolumbus drei Schiffe, mit denen er einen Seeweg nach Indien über den Atlantik finden will.

Isabella stirbt 1504. Die Krone Kastiliens steht ihrer Tochter Johanna zu, doch die zeigt Anzeichen einer psychischen Erkrankung. Deshalb wird sie zunächst von ihrem Vater Ferdinand II. und nach dessen Tod 1516 auch von ihrem Sohn Karl isoliert und von der Politik ferngehalten.

Karl I., der Sohn Johannas und des bereits 1506 verstorbenen Habsburgers Philipp des Schönen, vereint die Kronen Kastiliens (einschließlich Navarras) und Aragóns auf sich und regiert damit als erster König ganz Spanien.*

Karl verlässt Spanien, als sein Großvater Kaiser Maximilian I. stirbt und ihm damit auch das habsburgische Erbe zufällt. Er lässt sich zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation krönen und herrscht als Karl V. über ein Imperium, in dem Spanien nur ein Reichsteil unter vielen ist.

1492–1532: DIE EROBERUNG LATINAMERIKAS

Schon bald nach der Rückkehr des Christoph Kolumbus aus Amerika streiten Spanien und Portugal über die Besitzrechte an den neuen Territorien. Papst Alexander VI. spricht die Gebiete 1493 Spanien zu. Im folgenden Jahr einigen sich beide Staaten im Vertrag von Tordesillas darauf, dass alle Gebiete rund 2000 Kilometer westlich der Kapverden an Spanien, alle Gebiete östlich dieser imaginären Linie an Portugal fallen. So kommt es, dass später der Ostteil Südamerikas (also Brasilien) von Lissabon beherrscht wird.

* Den Titel „König von Spanien“ verwenden Karl und dessen Nachfolger zunächst nur in der Diplomatik gegenüber anderen Staaten. Innenpolitisch bleibt die offizielle Herrscher titulatur bis zum 19. Jahrhundert eine Aufzählung der Teile reiche.

Bei ihrem Vormarsch durch die Neue Welt unterwerfen die Spanier zunächst die Antillen. Als dort durch eingeschleppte Krankheiten und die Folgen der Zwangsarbeit die meisten einheimischen Arbeitskräfte sterben und die Goldquellen mancherorts erschöpft sind, setzt 1519 die gezielte Eroberung des Festlands ein.

Der Abenteurer Hernando Cortés nutzt in jenem Jahr Spannungen unter den indianischen Völkern in Mexiko aus und kann deshalb mit zahlenmäßig weit unterlegenen Truppen bis zur Hauptstadt des Aztekenreiches, Tenochtitlán, gelangen. Mithilfe Zehntausender mit ihm verbündeter indianischer Krieger erobert er die Stadt und das Aztekenreich.

Im April 1532 landet Francisco Pizarro mit etwa 180 Mann an der peruanischen Küste, nimmt wenige Monate später den Inka Herrscher Atahualpa gefangen und erobert im folgenden Jahr die Hauptstadt Cuzco. Nachdem die Konquistadoren anfangs nahezu unbeschränkt in Amerika herrschen können, entsendet die Krone schon bald loyale Beamte und bringt die eroberten Gebiete so unter ihre Kontrolle.

1556–1598: PHILIPP II.

Der Traum Karls V. von einem universalen, katholischen Kaiserthum scheitert. Unter anderem muss er im Augsburger Religionsfrieden von 1555 die deutschen Protestanten anerkennen; zudem bleiben die Kriege gegen die Osmanen und Franzosen überwiegend erfolglos.

Enttäuscht und ermüdet dankt der Kaiser ab und übergibt die Niederlande, Spanien, die italienischen Besitzungen und die überseeischen Kolonien zwischen 1554 und 1556 nach und nach an seinen Sohn Philipp. Karls Bruder Ferdinand folgt ihm als Herrscher im Heiligen Römischen Reich.

Philip II. erbt von seinem Vater auch dessen vielfältige Konflik-



ISABELLA (KASTILIEN)
Regierungszeit: 1474–1504
Mit ihrer Religionspolitik und der Eroberung Granadas schmiedet sie das moderne Spanien



FERDINAND II. (ARAGÓN)
1479–1516
Die Heirat des Aragoniers mit Isabella 1469 verbindet die mächtigsten spanischen Reiche miteinander



JOHANNA „DIE WAHNSINNIGE“
1504–1555 (mit dem Titel nach)
Obwohl rechtmäßige Königin Kastiliens und Aragóns (ab 1516), bringt Johanna fast ihr ganzes Leben in Gefangenschaft

te. Recht schnell entscheidet er die schon lange währende Auseinandersetzung mit Frankreich militärisch vorläufig zu seinen Gunsten. Weitere Konflikte hat der König mit den Osmanen im Mittelmeer auszufechten, etwa in der – siegreichen – Seeschlacht von Lepanto.

Der Versuch des Monarchen, die in der Reformation zerfallene religiöse Einheit in den ererbten Ländern wiederherzustellen, provoziert in den wohlhabenden Niederlanden einen Aufstand der protestantischen Bevölkerung.

Daraufhin schickt Philipp II. seinen erfolgreichsten Feldherren, den Herzog von Alba, gegen die Rebellen. Alba soll die Erhebung mit brutaler Härte niederschlagen, was die Situation freilich nur verschlimmert.

Die Konfrontation in den Niederlanden prägt das Bild Madrids im Ausland nun nachhaltig, denn Propaganda wird immer mehr zum Mittel der Auseinandersetzung – und die Protestanten zeichnen Spanien in düsteren Farben als Hort religiöser Intoleranz.

Philip II. ist ein tief religiöser Mensch. Der monumentale Palast El Escorial, den er nahe Madrid errichten lässt, ist Kloster und Residenz zugleich. Und auch die Selbstdisziplin, mit der der König sein Weltreich regiert, hat etwas Mönchisches. Um seinen vielen Aufgaben gerecht zu werden, baut er konsequent die Verwaltung aus, reformiert Justizwesen und Steuersystem. Der Monarch schafft so eine Herrschaftsstruktur, die es erlaubt, seinen Willen noch in die entlegenen Reichsteile zu tragen.

1580 fügt Philipp II. diesem Reich Portugal hinzu, auf dessen Thron er Ansprüche anmeldet und schließlich militärisch durchsetzt.

Spaniens Krone ist auf dem Höhepunkt ihrer Macht, denn zu ihren Besitzungen gehören jetzt auch die portugiesischen Kolonien in Südamerika, Afrika und Asien

(etwa Teile Indiens und des heutigen Indonesien).

Auf der Iberischen Halbinsel entwickeln sich Lissabon im Asien- und Sevilla im Amerikahandel zu Metropolen, in denen sich Kaufleute aus ganz Europa niederlassen. Farbstoffe, Gewürze, Zucker und andere Kolonialwaren verbreiten sich so in der Alten Welt.

England jedoch setzt mit seinen Kaperfahrten dem spanischen Kolonialhandel zu und unterstützt den Aufstand der Niederlande. 1588 entsendet Philipp II. deshalb eine Flotte von rund 130 Kriegsschiffen mit Invasionstruppen gegen Elisabeth I. von England. Nach mehreren Gefechten im Ärmelkanal geraten die Spanier im Nordatlantik vor Irland in einen Sturm, in dem große Teile der Armada untergehen. Damit ist der Plan einer spanischen Invasion gescheitert.

Den Preis für die kostspielige Politik Philipps II. zahlt in zunehmendem Maße die kastilische Wirtschaft. Die sechs Millionen Einwohner Kastiliens – neben der Landwirtschaft traditionell tätig im Wollhandel, in der Seidenherstellung und in der Eisenverarbeitung – können die Abgaben kaum noch aufbringen. Der König ist bei seinen Bankiers ständig verschuldet. Dreimal erklärt er den Staatsbankrott, um seine Gläubiger so zu Zahlungsaufschüben und Zinsenkungen zu zwingen.

Auch das amerikanische Silber kann die Ausgaben nicht decken (obwohl bis 1660 insgesamt 17 000 Tonnen im Wert von 500 Millionen Dukaten nach Sevilla verschifft werden). Zudem lösen die Silberlieferungen in Spanien eine hohe Inflation aus.

1598–1788: NIEDERGANG EINER GROSSMÄCHT

Wirtschaftlich ist Spanien erschöpft, auch politisch hat es mit dem Tod Philipps II. 1598 seinen Höhepunkt überschritten. Doch zugleich beginnt nun die Hochphase des „Goldenzen Zeitalters“ der spanischen Kultur (das insgesamt von 1520 bis 1650 andauert).

Maler wie Diego Velázquez, El Greco, Francisco de Zurbarán und Bartolomé Esteban Murillo schaffen Kunstwerke von Weltgeltung. Miguel de Cervantes schreibt den Roman „Don Quijote“, der innerhalb weniger Jahre in ganz Europa verbreitet wird. Die Dichter Lope de Vega, Tirso de Molina und Calderón de la Barca schaffen neue Formen des Theaters wie etwa die *comedia nueva*, die auf die bis dahin übliche strikte Trennung von komischen und tragischen Elementen verzichtet.

Doch noch während Velázquez die Pracht der spanischen Krone verherrlicht, verfällt deren Macht.

1621 flammt der spanisch-niederländische Konflikt erneut auf. Die nördlichen Provinzen können nicht gehalten werden: Im Frieden von Münster muss Spanien 1648 deren Unabhängigkeit endgültig anerkennen, behält aber den katholischen Süden (der ungefähr dem Gebiet des heutigen Belgien entspricht).

Die Auseinandersetzungen mit Frankreich gehen indes weiter. Erst 1659 schließen Philipp IV. und Ludwig XIV. nach 24 Jahren Krieg den Pyrenäenfrieden.

Neben territorialen Zugeständnissen Spaniens wird darin die Ehe des französischen Monarchen mit einer spanischen Prinzessin vereinbart – mit dieser Eheschließung legitimiert Ludwig XIV. 40 Jahre später die Ansprüche seiner Dynastie auf den spanischen Thron.

In den folgenden Jahrzehnten muss Spanien weitere Gebiete, darunter die Freigrafschaft Burgund und den westlichen Teil Hispaniolas (das heutige Haiti) an Frankreich abtreten.

Karl II., der 1665 als Dreijähriger König wird, ist der letzte Habsburger auf dem spanischen Thron. Für den Minderjährigen führt zunächst seine Mutter die Regentschaft. Diese schwache Regierung kann die Wirtschaftskrise nicht

meistern; der Binnenhandel geht zurück, Missernten verschlimmern die Lage weiter.

Der kinderlose Karl II. überträgt 1700 per Testament sein Erbe an einen Enkel Ludwigs XIV. (der ja 1660 die spanische Infantin geheiratet hat). Dieser Thronanwärter aus dem Haus der Bourbonen, Philipp von Anjou, muss jedoch gegen die österreichischen Habsburger kämpfen, die den spanischen Thron für Erzherzog Karl reklamieren.

Dieser Konflikt führt zum Spanischen Erbfolgekrieg. Kastilien steht zu Philipp von Anjou, Aragón dagegen zu Karl. Der Erzherzog kann zunächst mit britischer und niederländischer Unterstützung militärische Erfolge erringen. Doch innenpolitische Machtverschiebungen in Großbritannien führen dazu, dass London aus dem Krieg ausscheidet.

Ohne diese Unterstützung müssen die Habsburger nun Philipp von Anjou als König von Spanien anerkennen: als Philipp V.

Die Friedensregelungen bedeuten jedoch für Spanien – neben dem Machtwechsel von den Habsburgern zu den Bourbonen – gewaltige territoriale Verluste (etwa Süditalien).

Innenpolitisch ist die Zeit der Bourbonenherrschaft im 18. Jahrhundert eine Epoche der Reformen in nahezu allen Bereichen des öffentlichen Lebens. Aufklärer, die häufig in höchste Staatsämter gelangen, erneuern Wirtschaft, Finanzwesen, Verwaltung, Justiz, Kirche, Infrastruktur und Militär.

1788–1898: DAS ENDE DES WELTREICHS

Der Reformprozess verlangsamt sich ab 1788 mit dem Amtsantritt Karls IV. (eines Enkels Philipps V.), vor allem aus Furcht vor dem Einfluss der Französischen Revolution auf die spanische Monarchie. Die Inquisition befasst sich nun in

erster Linie mit der Zensur politischer Schriften.

Spanien führt anfangs Krieg gegen das revolutionäre Frankreich, wechselt dann aber die Fronten, um gemeinsam mit Paris ab 1796 gegen Großbritannien zu kämpfen. Beides endet mit Niederlagen.

Schließlich bemüht sich die spanische Regierung um die Gunst Napoleon Bonapartes und verpflichtet sich 1807, ihn bei einem Angriff auf Portugal zu unterstützen. Dafür wird den Franzosen ein Durchmarschrecht für Truppen zugestanden.

Nach seinem Sieg über Portugal aber besetzt Napoleon Spanien und erzwingt die Abdankung des Königs; stattdessen krönt er seinen Bruder Joseph. Doch gegen den bricht bei seinem Amtsantritt 1808 ein Volksaufstand aus.

Angesichts der französischen Übermacht entwickeln die Spanier neue Formen der Kriegsführung, es entsteht der Guerillakampf (von span. *guerrilla*, „kleiner Krieg“).

Zudem entsendet Großbritannien Truppen zur Unterstützung des Aufstands, mit deren Hilfe die Franzosen bis 1814 vertrieben werden. Der Bourbone Ferdinand VII. kehrt auf den Thron zurück.

Die Umwälzungen in Spanien haben auch in Lateinamerika Folgen. Schon lange hat die Unzufriedenheit in den Kolonien zugenommen, ist die Hoheit des spanischen Mutterlandes von den Eliten dort immer stärker infrage gestellt worden.

Innerhalb der Führungsschichten in den Kolonien stehen zwei Gruppierungen gegeneinander: die von der Iberischen Halbinsel ausgewanderten Europaspanier und die in Amerika geborenen Nachkommen ehemaliger spanischer Einwanderer, die „Kreolen“, die sich gegen die Bevormundung durch die europäische Elite wehren.

Die Kreolen nutzen die Schwäche des besetzten Mutterlandes, um eine weitgehende Autonomie zu fordern. In Venezuela etwa un-

ternehmen sie zweimal den Versuch, eine Republik zu gründen (1811/12 und 1813/14).

Mit der Rückkehr des Königs auf den Thron in Spanien wird die Unabhängigkeitsbewegung zunächst fast überall niedergeschlagen. Der Anführer zur Zeit der zweiten venezolanischen Republik, der charismatische Kreole Simón Bolívar, muss das Land verlassen.

Ende 1816 kehrt er zurück und kann bald darauf mehrere antispanische Heere unter seinem Oberbefehl vereinen. Bolívars Truppen erringen bedeutende Siege und dringen in das Kerngebiet des Vizekönigreichs Neu-Granada ein. Nach einer entscheidenden Niederlage in der Nähe von Bogotá, der Hauptstadt Neu-Granadas, verlässt der Vizekönig das Land.

1819 entsteht die Republik Kolumbien (später Großkolumbien genannt). Sie umfasst die Gebiete Venezuela, Neu-Granada und Quito; 1821 wird Simón Bolívar ihr erster Präsident. Sie existiert bis 1830, zerfällt dann in drei souveräne Staaten.

In Mexiko verbünden sich Kreolen mit Royalisten und erklären 1821 die Unabhängigkeit des Landes. Im folgenden Jahr proklamieren sie den Kreolen Agustín Iturbide zum Kaiser. Doch er kann sich nur wenige Monate im Amt halten; 1824 wird Mexiko zur Republik. Bis 1825 erkämpft fast ganz Hispanoamerika die Unabhängigkeit.

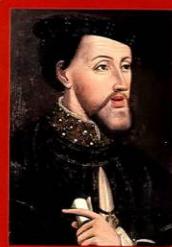
Von dem gewaltigen spanischen Kolonialreich bleiben nur einige Inseln wie Kuba und die Philippinen übrig. Und auch die gehen verloren, 1898, nach der Niederlage im Krieg gegen die USA.

Damit ist Spanien endgültig keine Weltmacht mehr. Der König in Madrid gebietet nicht mehr – wie einst Karl V. – über ein Reich, von dem es hieß, dass in ihm nie die Sonne untergehe. □



PHILIPP
„DER SCHÖNE“
(KASTILIEN)
1506

Durch seine Ehe mit Johanna gelangt die Habsburger-Dynastie auf Spaniens Thron



KARL I.
1516–1556
Als Karl V. herrscht der spanische König auch über das Heilige Römische Reich deutscher Nation



PHILIPP II.
1556–1598
Als der Monarch 1580 Portugal annexiert, steht Spanien im Zenit seiner Macht

SPANIENS GESCHICHTE

von 507 bis 1898

VON NIELS WIECKER

507

Die Westgoten, einer jener Germanenstämme, die während der „Völkerwanderung“ das Gebiet des Römischen Reiches durchstreifen, flüchten nach einer Niederlage auf die Iberische Halbinsel.

587

Der westgotische König **Rekkared** (reg. 586–601) konvertiert zum arianischen Christentum zum Katholizismus. Er herrscht von Toledo aus über fast die gesamte Iberische Halbinsel.

711

Juli Ein muslimisches Heer schlägt die Westgoten und nimmt innerhalb von drei Jahren nahezu das gesamte Westgotenreich ein.

722

In Nordspanien formiert sich Widerstand gegen die Muslime: In der Schlacht von Covadonga erringen die Christen einen ersten Erfolg. Im Nordosten entstehen christliche Reiche, die allmählich ihren Einfluss nach Süden ausdehnen. Zu Beginn dieser *reconquista* (span., Wiedereroberung) besiedeln Christen die nahezu verlassenen Pufferzonen zum muslimischen Herrschaftsbereich.

756

Abd ar-Rahman (reg. 756–789) eint al-Andalus, das Herrschaftsgebiet der Muslime auf der Halbinsel, und begründet das Emirat von Córdoba.

801

Ein Sohn Karls des Großen erobert Barcelona und die umliegenden Regionen und richtet die Spanische Mark als Grenzbezirk des Frankenreiches ein. Daraus entwickelt sich später die Grafschaft Katalonien.

866

Im Nordwesten der Halbinsel wird **Alfonso III.** (reg. bis 910) König von Asturien. Er kann sein Reich bis zum Fluss Duero ausdehnen und befestigen. Zur Hauptstadt macht er León, nach dem das Königreich fortan benannt ist.

929

Abd ar-Rahman III., der Emir von Córdoba (reg. 912–961), ernennt sich zum Kalifen – zu einem Nachfolger Mohammeds. Damit stellt er sich in offene Konkurrenz zum Kalifen von Bagdad, der bis dahin als höchster weltlicher und religiöser Führer des Islam galt.

961

Unter Abd ar-Rahmans Sohn **al-Hakam II.** (reg. 961–976) erlebt al-Andalus eine kulturelle Blüte. Córdoba wird mit mehr als 100 000 Einwohnern zur bedeutendsten Metropole in Europa.

1000

Sancho III. (um 992 bis 1035) wird König von Navarra. Unter seiner Herrschaft erreicht das Königreich, das sich im 9. Jahrhundert östlich Asturiens herausgebildet hat, seine größte Ausdehnung.

1031

Durch innere Unruhen zerfällt das Kalifat in Teilreiche (*taifas*).

1035

Nach dem Tod Sancho III. wird Navarra unter seinen Söhnen aufgeteilt. So entsteht das Königreich Aragón und die eigenständige Grafschaft Kastilien.

1075

In Santiago de Compostela wird mit dem Bau einer Kathedrale über einem Grab begonnen, in dem angeblich der heilige Jakobus liegt. Hier befindet sich der Endpunkt des Jakobuswegs, der fortan Pilger aus ganz Europa nach Spanien führt.

1085

König Alfonso VI. von Kastilien (1040–1109) erobert Toledo von den Mauren zurück. Damit beherrschen die Christen das Zentrum der Halbinsel.

1086

Ein maurisches Invasionsschiff unter Führung nordafrikanischer Kriegermönche, der **Almoraviden**, erobert die Taifa-Reiche.

1094

15. Juni Der Heerführer **Rodrigo Diaz de Vivar** (um 1044–1099), genannt **El Cid** (von arab. *sayid*, Herr), erobert in christlichem Auftrag Valencia und errichtet dort eine eigene Herrschaft.

1137

Der König von Aragón verspricht seine erst einjährige Tochter

dem Herrscher von Katalonien zur Frau. Damit verbinden sich beide Reiche zur Krone Aragón.

1139

Alfonso Henrique (1109–1185), Graf von Portugal, lässt sich, gestärkt durch einen Sieg über die Mauren, zum König ausrufen. Bis dahin stand Portugal unter der Oberherrschaft von León.

1146

Die **Almohaden**, noch radikale Kriegermönche als die Almoraviden, führen von Afrika ein Heer nach Norden und erobern al-Andalus.

1208

In Palencia, im Norden Kastiliens, gründet König **Alfonso VIII.** (1155–1214) die erste spanische Universität.

1212

16. Juli In der Schlacht von Las Navas de Tolosa (bei Jaén) unterliegen die Almohaden christlichen Kreuzrittern. Nur in der Region Granada im Süden können sich die Mauren noch halten.

1219

Gründung der bedeutenden Universität von Salamanca.

1230

Ferdinand II. (1199 bis 1252), König von Kastilien, erb't nach dem Tod seines Vaters von diesem auch das Königreich León. Beide Reiche vereinen sich damit dauerhaft.

1246

Der König von Kastilien erkennt die Herr-

schaft von Muhammad ibn Yusuf ibn Nasr über Granada an. Fortan ist ihm der Emir tributpflichtig. Es kommt zu einer neuen Blüte der maurischen Kultur.

1265

Alfonso X. von Kastilien-León (1221–1284) schafft eine Gesetzesammlung, die zur Grundlage der spanischen Rechtsordnung wird.

1282

Peter III. von Aragón (1240–1285) gewinnt die Krone Siziliens; sein Sohn **Jakob II.** (1267–1327) unterwirft Sardinien. Zudem nehmen 1311 katalanische Truppen Teile Griechenlands ein (bis 1391).

1348

Die Pest wütet in Spanien. Auch Kastiliens König **Alfonso XI.** (1312–1350) fällt ihr zum Opfer.

1402

Im Auftrag Kastiliens beginnen zwei französische Ritter die rund 100 Jahre dauernde Eroberung der Kanaren. Später wird der Archipel vor der afrikanischen Küste zum wichtigsten Stützpunkt im Atlantik.

1443

Alfonso V. von Aragón (1416–1458) erobert das Königreich Neapel und damit ganz Süditalien. Aragón erreicht den Höhepunkt seiner Macht im Mittelmeer.

1469

19. Oktober In Valladolid heiraten die kastilische Thronfolgerin **Isabella** (1451–1504) und **Ferdinand**, der Kronprinz von Aragón (1452–1516). Nach dem Tod des kastilischen Königs Heinrich IV. fünf Jahre später proklamiert sich Isabella zur Königin von Kastilien. Ferdinand bestiegt 1479 den aragónischen Thron. Damit herrschen er und seine Ehefrau gemeinsam über Spanien. Formal bleiben die Reiche Aragón und Kastilien aber getrennt – bis ins 19. Jahrhundert werden die spanischen Monarchen die einzelnen Teile in ihrem offiziellen Herrschaftstitel aufführen.

Ferdinand und Isabella erhalten vom Papst das Recht, Inquisitionen zu berufen. Damit wird diese seit dem 13. Jahrhundert bestehende kirchliche Institution, die Ketzer verfolgt, zu einem von den Königen kontrollierten staatlichen Glaubensgericht – und zur ersten gemeinsamen Behörde für die Reiche Aragón und Kastilien.

1479

Ferdinand und Isabella erhalten vom Papst das Recht, Inquisitionen zu berufen. Damit wird diese seit dem 13. Jahrhundert bestehende kirchliche Institution, die Ketzer verfolgt, zu einem von den Königen kontrollierten staatlichen Glaubensgericht – und zur ersten gemeinsamen Behörde für die Reiche Aragón und Kastilien.

1479

4. September Im Vertrag von Alcaçovas vereinbaren Kastilien und Portugal eine Trennung ihrer Interessensphären im Atlantik. Kastilien ist ausgeschlossen vom Handel im Sudatlantik und damit vom Gold Afrikas – und muss seine weiteren Expansionsbestrebungen nach Westen richten.

1492

2. Januar Emir **Abu Abdalat**, genannt Boabdil (um 1460 bis 1533) übergibt nach achtmonatiger Belagerung Granada an Ferdinand und Isabella. In zehnjährigen Kämpfen ist die letzte muslimische Herrschaft in Westeuropa von den Christen schriftlicherober worden. Damit endet die Reconquista, die Halbinsel untersteht vollständig christlichen Herrschern.

DIE IBERISCHE HALBINSEL

Spanien und Portugal zu Beginn der Neuzeit



Fünf Reiche beherrschen 1479, dem Jahr der Gründung des modernen Spanien, die von dünnen Hochebenen und Gebirgszügen geprägte Iberische Halbinsel. Das größte Reich, Kastilien, ist durch die Ehe der Könige Isabella und Ferdinand eng mit Aragón verbunden. Die Truppen der beiden Herrscher erobern 1492 das Emirat Granada, die letzte muslimische Bastion auf der Halbinsel. 20 Jahre später fällt auch Navarra an Kastilien – Spanien in seinen heutigen Grenzen entsteht. Portugal hingegen ist unabhängig und steht nur von 1580 bis 1640 vorübergehend unter spanischer Herrschaft

31. März Ferdinand II. und Isabella weisen alle Juden aus. Die Deportation soll die religiöse Einheit auf der Halbinsel festigen. Nur getaufte „Neuchristen“ dürfen in ihrer Heimat bleiben. 1502 werden auch alle Muslime des Landes verwiesen.

3. August Im Dienste Ferdinands und Isabellas bricht Christopher Kolumbus auf, um im Westen einen Seeweg nach Indien zu

finden – und erreicht am **12. Oktober** die Bahamas.

18. August Antonio de Nebrija gibt eine kastilische Grammatik heraus – die erste umfassende Regelsammlung einer europäischen Volkssprache.

1494
7. Juni Im Vertrag von Tordesillas einigen sich Portugal und Kastilien auf eine Teilung ihrer Interessen im Atlantik. Alle

Gebiete rund 2000 Kilometer westlich der Kapverden stehen fortan Kastilien zu, alle Territorien östlich dieser Linie Portugal.

1516

14. März Karl I. in den Niederlanden aufgewachsener Enkel Isabellas und des kurz zuvor verstorbenen Ferdinand, proklamiert sich zum König von Aragón und Kastilien. Offiziell

teilt er sich die Herrschaft mit seiner Mutter Johanna, doch wie schon sein Großvater isoliert Karl die geistig Verwirrte und regiert *de facto* allein.

1519

28. Juni Der spanische König Karl I. wird in Frankfurt als Karl V. zum römisch-deutschen König und damit *de facto* zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gewählt; er folgt seinem verstorbenen ös-

tenischen Verbündeten und so bis 1521 das Großreich unterwerfen, dessen Herrscher Montezuma II. 1520 in spanischer Gefangenschaft ums Leben kommt.

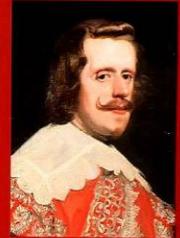
28. Juni Der spanische König Karl I. wird in Frankfurt als Karl V. zum römisch-deutschen König und damit *de facto* zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gewählt; er folgt seinem verstorbenen ös-



PHILIPP III.

1598–1621

Obwohl seine Herrschaft eine Zeit des Friedens ist, beginnt unter dem schwachen König der Machtverfall Spaniens



PHILIPP IV.

1621–1665

Unter dem kunst-sinnigen Monarchen erblüht Spaniens Kultur – doch der Machtverlust beschleunigt sich



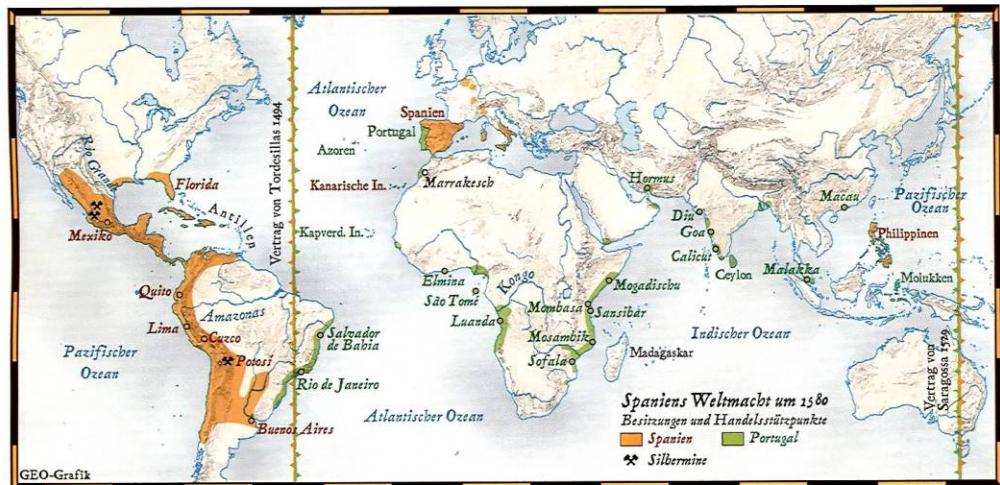
KARL II.

1665–1700

Der letzte Habsburger auf dem spanischen Thron hinterlässt sein Reich einem Franzosen

DIE IBERISCHE EXPANSION

Spaniens und Portugals Kolonialreich auf drei Kontinenten



Die Kanaren nimmt Kastilien ab 1402 in Besitz; sie sind seine erste Eroberung au-

berhalb der Iberischen Halbinsel. Aragón hingegen herrscht schon lange über Sizilien und bald auch über andere große Gebiete in Südeuropa, etwa das Königreich Neapel. Doch die weiträumige spanische Expansion beginnt erst, als Christoph Kolumbus nach Amerika gelangt. Konquistadoren wie Hernando Cortés

und Francisco Pizarro unterjochen in den folgenden Jahrzehnten erhebliche Teile der Neuen Welt. Der Vertrag von Tordesillas 1494 spricht alle eroberten Territorien, die westlich einer gedachten Linie im Atlantik liegen, Spanien zu; Portugal hingegen behält seine

Kolonien in Afrika und Asien. Ein weiterer Vertrag von 1529 teilt den Pazifik auf (die im portugiesischen Bereich liegenden Philippinen aber bleiben spanisch). Als Philipp II. ab 1580 das Nachbarland beherrscht, übernimmt er auch die weit verstreuten Handelsniederlassungen der Portugiesen

terreichischen Großvater Maximilian I. In Spanien ist der König unbeliebt; er ist im Ausland aufgewachsen, spricht anfangs nur schlecht Kastilisch und vergibt hohe Ämter an Ausländer. Einige kastilische Städte widersetzen sich seiner Steuerpolitik; während Karl nach Deutschland reist, entbrennt der Aufstand der *comunidades*: Eine Junta von Bürgern aus 13 oppositionellen Städten übernimmt die Macht in Kastilien. Karls Truppen aber schlagen das Heer der *comunidades* am 23. April 1521, die Anführer werden hingerichtet.

1524
Die Krone schafft erste zentrale Verwaltungsstrukturen für Amerika. Karl I. begründet am spanischen Hof den mit

Juristen und Geistlichen besetzten „Indienrat“, fortan die höchste Instanz in Fragen der Verwaltung und Gerichtsbarkeit über die westlichen Kolonien.

1529
Karl I. ernennt **Francisco Pizarro** (1478–1541) zum Generalkapitän von Peru, einem Territorium an der Westküste Lateinamerikas, das der Konquistador auf eigene Kosten erkunden und erobern soll.

1543
Pizarro dringt mit etwa 180 Soldaten in das Landesinnere Perus vor, nutzt Rivalitäten innerhalb der einheimischen Dynastie aus und setzt den Inkaherrschter Atahualpa fest, den er im Juli 1533 hinrichten lässt. Kurz danach nimmt er Cuzco ein, die Hauptstadt des

Inkareiches. Von Mexiko und Peru ausgehend, setzen andere Konquistadoren die Eroberungszüge fort.

1535
In Mexiko entsteht das Vizekönigreich Neu-Spanien. Der Vizekönig repräsentiert den spanischen Monarchen und ist oberste politische Autorität der Kolonie.

1545
In den spanischen Besitzungen in Südamerika wird das Vizekönigreich Peru errichtet. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts sind weite Teile Mittel- und Südamerikas sowie das südliche Nordamerika von Spanien unterworfen.

1556
16. Januar Karl I. dankt ab und übergibt Spanien, die Niederlande, die Niederlande, die Niederlande und die

Silberadern entdeckt. Insgesamt erreichen zwischen 1503 und 1660 etwa 17 000 Tonnen amerikanisches Silber Spanien.

1550
In Valladolid treten die Geistlichen **Bartolomé de Las Casas** und **Juan Ginés de Sepúlveda** zu einem Streitgespräch über die Behandlung der Indios in Amerika durch die spanischen Eroberer an. Las Casas wentsitzt gegen Sklavenhaltung und gewaltsame Missionierung, Sepúlveda rechtfertigt diese, da die Indios von Natur aus barbarisch seien. Die Kolonialpolitik indes ändert sich durch den Disput vorerst nicht.

überseeischen Kolonien seinem Sohn **Philip II.** Karls Bruder Ferdinand I. wird dessen Nachfolger als römisch-deutscher Kaiser.

1561

Philip II. erhebt das unbedeutende Madrid zur Hauptstadt Spaniens. 45 Kilometer entfernt von der Kapitale lässt der König einen Palast errichten: Der 1584 fertiggestellte Escorial

Manila zur Hauptstadt der von ihm eroberten pazifischen Inselgruppe der Philippinen. Der Archipel ist nach Philipp II. benannt.

1580

25. August Nachdem Philipp II. sich gegen einen anderen Bewerber um den verwässerten Thron durchgesetzt hat, fügt er Portugal seinem Reich hinzu – und damit auch die portugiesischen Kolonien in Asien, Afrika

cha“) von **Miguel de Cervantes Saavedra** (um 1547–1616) erscheint – wegen seiner Vielschichtigkeit bis heute der bedeutendste Roman der spanischen Literaturgeschichte.

1609

9. April König **Philip III.** (1578–1621) weist die Morisken aus Spanien aus. Der Herrscher befürchtet, dass diese zum katholischen Glauben

Krieges (1618–1648), in den Philip IV. bereits durch die Auseinandersetzung in den Niederlanden und seine Unterstützung der österreichischen Habsburger verwickelt ist.

1640

7. Juni Bauern, Landarbeiter und Handwerker erheben sich in Kataloniens Hauptstadt Barcelona gegen die Politik des Ersten Ministers Philipps IV.,

den aus auf die Festung Rocroi im Nordosten Frankreichs endet mit einer verheerenden Niederlage. Dieser Fehlschlag verstärkt die Friedensbereitschaft Philipps IV.

1648

30. Januar Im Frieden von Münster muss Spanien die Unabhängigkeit der protestantischen Niederlande anerkennen. Der Krieg mit Frank-



PHILIPP V.

1700–1746

Mit dem ersten spanischen Herrscher aus der Bourbonen-Dynastie beginnt eine Zeit innerpolitischer Reformen

DER AUFSTAND DER NIEDERLANDE TREIBT SPANIEN IN DEN BANKROTT

umfasst auch ein Kloster und eine Basilika.

1564

Philip II. richtet einen regelmäßigen Flottenverkehr zwischen Spanien und der Neuen Welt ein: Zwei-mal im Jahr sollen militärisch geschützte Konvois nach Panama und Veracruz (Mexiko) segeln und auf der Rückreise Silber transportieren.

1566

Die protestantischen Stände der nördlichen niederländischen Provinzen erheben sich gegen den Versuch Philipps II., den katholischen Glauben in allen Reichsteilen zwangsläufig wiederherzustellen. Der spanische Herrscher sendet im Jahr darauf den Heerführer **Fernando Alvarez de Toledo, Herzog von Alba**, um die Rebellion niedرزuschlagen. Dennoch schwelt der Konflikt bis 1648.

1571

24. Juni Miguel López de Legazpi erklärt

und Südamerika. Portugal bleibt formal selbstständig und ist nur über Philipps Königsürde mit Spanien verbunden.

1588

28. April Eine spanische Armada sticht in See, um England zu erobern. Dessen Kaperfahrer bedrohen die spanischen Handelsrouten; zudem will Philipp II. das Inselreich für den Katholizismus zurückgewinnen. Mehr als 130 Schiffe transportieren rund 19 000 Soldaten, die sich mit Truppen aus den Spanischen Niederlanden vereinigen sollen. Doch aufgrund heftiger Stürme erleidet die Flotte dramatische Verluste. Zwar bleibt Spanien weiterhin die bedeutendste Seemacht der Welt, der Prestigeverlust aber ist enorm.

1605

Der erste Band von „El ingenioso hidalgo Don Quijote de la Mancha“ („Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Man-

übergetretenen Muslimen mit nordafrikanischen Piraten, die häufig die spanische Mittelmeerküste bedrohten, kollaborieren könnten. 273 000 Menschen müssen ihre Heimat verlassen. Viele Landstriche werden fast vollkommen entvölkert oder verlieren zumindest eine wirtschaftlich besonders aktive Bevölkerungsgruppe.

1623

Diego Rodríguez de Silva y Velázquez (1599–1660) wird als Maler an den Hof **Philipps IV.** (1598 bis 1700) bestellt. Schon bald wird der Kleinadelige aus Sevilla zum Lieblingsmaler des Herrschers und zu einem der bedeutendsten Künstler seiner Zeit.

1635

19. Mai Frankreich erklärt Spanien den Krieg, um den Konkurrenten um die Hegemonie in Europa zu schwächen. Der Konflikt ist Teil des Dreißigjährigen

Gaspar de Guzmán, Graf von Olivares (1587–1645). Olivares will die traditionellen Sonderrechte der Regionen beschränken und so die königliche Zentralgewalt stärken. Anfang 1641 rufen die Rebellen eine katalanische Republik aus und unterstellen sich der Hoheit des französischen Königs.

1. Dezember

In Portugal verschwören sich die Adeligen gegen die Herrschaft des spanischen Monarchen Philipp IV. Spaniens Vizekönig in Lissabon wird gefangen genommen, der portugiesische Herzog von Bragança als Johann IV. zum neuen König ausgerufen. Spanien versucht erfolglos, die Lösung Portugals militärisch zu verhindern, und erkennt 1668 schließlich dessen Unabhängigkeit an.

1643

19. Mai Ein Angriff spanischer Truppen von den Niederlan-

reich geht unterdessen weiter.

1652

Mit dem Fall Barcelonas erobert die spanische Regierung Kataloniens endgültig zurück.

1659

7. November Philipp IV. und Ludwig XIV. beenden im Pyrenäenfrieden den seit 1635 andauernden Krieg. Spanien verliert Teile Flanderns sowie Nordkataloniens; damit werden die Pyrenäen zur Grenze mit Frankreich. Zudem vereinbaren die Monarchen die Heirat des französischen Königs mit der spanischen Infantin María Teresa. Der Friedensschluss bedeutet das Ende der spanischen Hegemonie in Europa.

In Übersee büßt Spanien immer mehr Karibikinseln ein: So erobern die Briten Barbados und Jamaika, die Franzosen Martinique, Guadeloupe und Haiti (den westlichen Teil Hispaniolas).



FERDINAND VI.

1708–1759

Von den zahlreichen europäischen Kriegen kann der schwermütige Herrscher sein Land fernhalten



KARL III.

1716–1788

Der fortschrittlich gesinnte König beruft fähige Minister, die ein ambitioniertes Reformprogramm umsetzen

**KARL IV.**

1788–1808

Der Wankelmütige kann sich nicht entscheiden, ob er das revolutionäre Frankreich bekämpfen oder unterstützen soll

**FERDINAND VII.**

1808–1833

Während des Krieges gegen Frankreich wird der abgesetzte Herrscher zum Symbol des spanischen Widerstands

**JOSEPH BONAPARTE**

1808–1814

Eingesetzt von seinem Bruder Napoleon, kann sich der unbeliebte Franzose nicht halten

1700

1. November Karl II. stirbt. Der kinderlose Habsburger hat in seinem Testament die Krone an Philipp von Anjou aus der französischen Bourbon-Dynastie übertragen, den Enkel Ludwigs XIV. Im Februar 1701 zieht der neue Monarch als Philipp V. in Madrid ein. Doch die österreichischen Habsburger fechten den Thronwechsel an, reklamieren die Krone

spanischen Thron etabliert. Diese Friedensschlüsse bedeuten für Spanien den endgültigen Verlust der südlichen Niederlande, Sardinien und Gibraltar sowie den vorübergehenden Verzicht auf Neapel, Sizilien und Menorca.

1750

Portugal und Spanien einigen sich auf einen Grenzverlauf in Südamerika, womit Brasilien ungefähr seine

erhält es das Louisiana-Territorium von Frankreich, gibt es aber in einem Vertrag von 1800 wieder zurück.

1767

27. Februar Karl III. (1716–1788) weist die Jesuiten aus Spanien und Hispanoamerika aus. Die Jesuiten stehen dem Absolutismus kritisch gegenüber und billigen sogar den Tyrannenmord. Ihr Einfluss

gestattet Karl IV. (1748–1819) dem französischen Kaiser Napoleon Bonaparte, seine Truppen durch Spanien in das feindliche Portugal zu führen. Napoleon aber nutzt die Situation aus und lässt seine Soldaten auch Spanien besetzen.

1808

26.–30. April Napoleon zwingt Karl IV. und dessen Sohn, der seit wenigen Wochen

Bolívar muss ins Ausland fliehen.

1812

Mit einer Offensive des britischen Generals Arthur Wellesley, des späteren Herzogs von Wellington, und Napoleons Niederlage in Russland gerät Frankreich in die Defensive.

18. März Eine Versammlung von Ge sandten der spanischen Regionen, zu denen auch einige

NACH DEN HABSBURGERN HERRSCHT AB 1700 EINE FRANZÖSISCHE DYNASTIE IN SPANIEN

für Erzherzog Karl und erklären 1702 Frankreich und Spanien den Krieg. An ihrer Seite kämpfen die Niederländer und Großbritannien.

1704

Mit der Landung Karls in Lissabon erreicht der Spanische Erbfolgekrieg das iberische Festland, wo sich Aragón auf die Seite des Habsburgers stellt, während Kastilien Philipp V. unterstützt.

1706

Karl erobert Madrid; Philipp V. und sein Hof fliehen vorübergehend.

1713

Das kriegsmüde Großbritannien und die Niederlande schließen den Frieden von Utrecht mit Spanien und Frankreich. Nun muss auch Karl im Frieden von Rastatt 1714 seinen Kontrahenten Philipp V. als König von Spanien anerkennen. Damit haben sich die Bourbons auf dem

heutige Form erhalten. Der Vertrag von Torde-sillas von 1494 wird damit hinfällig.

1759

In Sevilla wird die erste dauerhafte Stierkampfarena gebaut. Aus dem ritualisierten Wettkampf der Adeligen, bei dem diese zu Pferd mit einem Bullen kämpfen, gehen im 18. Jahrhundert die ersten *matadores* wie Francisco Romero (1700–1763) hervor – Männer aus dem Volk, die zu Fuß gegen einen Stier kämpfen.

1762

Spanien tritt an der Seite Frankreichs in den Siebenjährigen Krieg (1756–1763) ein, in dem eine österreichisch-französische Koalition gegen Preußen und England kämpft. Die Briten besetzen Manila und Havanna. Im Frieden von Paris 1763 erhält Spanien zwar beide Hafenstädte zurück, muss aber Florida an Großbritannien abtreten. Als Ersatz

ist groß, da sie zahlreiche Schulen und Universitäten betreiben.

1793

Spanien kämpft in einer Koalition der Monarchien gegen das revolutionäre Frankreich, schließt aber 1795 nach mehreren Niederlagen einen Separatfrieden. Als sich daraufhin Großbritannien gegen Spanien wendet, verbündet sich Madrid notgedrungen mit Paris. Auch diese Kriegsbeteiligung endet mit einer Niederlage.

1805

Im Dritten Koalitionskrieg steht Spanien erneut auf der Seite Frankreichs gegen Großbritannien. In der entscheidenden Seeschlacht von Trafalgar am 21. Oktober unterliegt eine spanisch-französische Flotte den Briten unter Admiral Nelson.

1807

27. Oktober In einem Geheimabkommen

als Ferdinand VII. (1774–1833) regiert, zur Abdankung. Neuer König wird Napoleons Bruder Joseph Bonaparte (1768–1844).

2. Mai

In Madrid erhebt sich das Volk gegen den erzwungenen Machtwechsel. Großbritannien unterstützt den Widerstand der Spanier. Es kommt zu einem langjährigen Guerillakampf (von span. *guerrilla*, „kleiner Krieg“).

1810

Die Schwäche ihres Mutterlandes nutzen unzufriedene Hispanoamerikaner für Aufstände – etwa in Mexiko und Venezuela, wo sich der Kreole (in Amerika geborene Spanier) Simón Bolívar (1783 bis 1830) schon bald an die Spitze der Bewegung stellt.

1813

Joseph Bonaparte muss nach der endgültigen Niederlage der Franzosen das Land verlassen.

1814

Ferdinand VII. kehrt aus französischer Gefangenschaft auf den spanischen Thron zurück – und hebt gleich zu Beginn seiner Herrschaft die liberale Verfassung von Cádiz auf.

1815

Ferdinand VII. entsendet 10 000 Mann zur Niederschlagung der Aufstände in Amerika – die größte spanische Streitmacht, die je über den Atlantik fährt. Bis 1817 schlagen sie die Rebellion in Venezuela und den benachbarten Gebieten nieder.

1816

Die Gebiete um Buenos Aires im heutigen Argentinien erklären sich als Vereinigte Provinzen von Río de la Plata unabhängig.

1821

Mit verstärkten Truppen nimmt Bolívar den Kampf wieder auf und schlägt die Spanier zwei Jahre später entscheidend. Daraufhin rufen die Aufständischen die Republik Kolumbien aus (umfasst die Gebiete der heutigen Staaten Panama, Kolumbien, Ecuador und Venezuela).

1820

1. Januar Der Oberst Rafael del Riego (1785–1823) erzwingt in Spanien mit einem Staatsstreich, die Verfassung von Cádiz wieder in Kraft zu setzen. Nach drei Jahren installiert Ferdinand VII. abermals seine Herrschaft – wenn auch nur mit Hilfe französischer Truppen. Solche Militärrevolten kennzeichnen fortan Spaniens Innenpolitik im 19. Jahrhundert: Mindestens fünfmal werden Militärs gegen die Regierung.

1821

7. September Simón Bolívar, der Anführer des hispanoamerikanischen Aufstands gegen die spanische Herrschaft, wird in Bogotá zum ersten Präsidenten der un-

abhängigen Republik Kolumbien gewählt.

1822

In Mexiko führt eine Allianz zwischen Royalisten und Revolutionären zur Ausrufung eines kurzlebigen Kaiserreichs unter der Herrschaft eines Kaisers: Agustín I. Mit Ausnahme des heutigen Boliviens und weniger Inseln sind alle Teile Hispanoamerikas jetzt unabhängig. Lediglich die Philippinen, Guam, Puerto Rico und Kuba bleiben als spanische Kolonien bestehen.

1824

Mexiko wird nach dem Sturz des Kaisers Agustín I. zur Republik.

1834

15. Juli Die Regentin **Maria Christina** (1806–1878), die für ihre minderjährige Tochter **Isabella II.** (1830–1904) herrscht, schafft die Inquisition endgültig ab. 1826 hatten die Glaubensrichter in Valencia ihr letztes Todesurteil verkündet und damit europaweit einen Skandal ausgelöst.

1898

15. Februar Die Explosion des amerikanischen Kriegsschiffes „Maine“ im Hafen von Havanna (möglicherweise ein Unfall, möglicherweise ein Anschlag) löst den Spanisch-Amerikanischen Krieg aus. Spanien unterliegt der aufsteigenden Weltmacht USA in weniger als vier Monaten und verliert mit den Philippinen, Guam, Puerto Rico und Kuba seine letzten Kolonien – fast 400 Jahre nach seinem Aufstieg an die Spitze Europas.

Karten: Stefanie Peters

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: L = links, R = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

Titel: Joseph Martin/bpk

Editorial: Roman Rahmacher u.

Inhalt: Reinhart Wolf/Picture Press: 4 o.; Aisa/Interfoto: 4 l.; Erich Lessing/akg-images: 4 r. m.; akg-images: 4 u.; Bridgemanart.com: 5 o.; Oronoz: 5 r.; Scala: 5 m.; Lauros/Giraudon/Bridgemanart.com: 5 u.

Wendejahr eine Weltzeit: Aisa/Interfoto: 6/7, 13, 14/15, 18/19; Dagli Orti/Art Archive: 8, 21; Erich Lessing/akg-images: 9, 10/11, 17, 20; Knud Petersen/Kunstbibliothek, SMB/bpk: 12; Lauros/Giraudon/Bridgemanart.com: 16

Der Kampf um Spanien: Reinhart Wolf/Picture Press: 24/25, 28/29, 31, 34/35, 38/39, 41; Bildarchiv Steffens/akg-images: 27, 36, 42; Bridgemanart.com: 32; Aisa/Interfoto: 33

Hochzeit zweier Reiche: Oronoz: 45

14/2: Aisa/Interfoto: 44/47; Aisa/Ullsteinbild: 48/49 o.; wha/united/archives/kpa: 49 l. u.; Bridgemanart.com: 49 r. u., 55 l.; TopFoto/The Image Works: 50; Granger/Ullsteinbild: 51/2; Ann Ronan/HIP/Scala: 52/53 o.; HIP/Scala: 53 o.; Scala: 53 l. o.; Oronoz: 54, 55 r.; akg-images: 56, 57

Königin in Fesseln: Erich Lessing/akg-images: 63 (2); akg-images: 66, 65

Der Berg, der Menschen frisst: MaxPPP/picture alliance: 66/67; Gianni Dagli Orti/Art Archive: 68, Gilles Mermel/akg-images: 69, 72 o.; akg-images: 70, 72 u., 73, 74, 76; Alfredo Dagli Orti/Art Archive: 71; Dietrich Graf/bpk: 75

Der Kampf der Erbauer: Dagli Orti/Art Archive: 78; Aisa/Interfoto: 79

Philipps I.: Oronoz: 80, 84 r.; 86 (2), 87 (2), 89, 90 l., 95 r., 96; Bridgemanart.com: 83, 92; Aisa/Interfoto: 84 o., 84 l., 90, 91; Erich Lessing/akg-images: 85; Joseph Martin/bpk: 88; akg-images: 93; Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien: 95 l.

Der Henker des Königs: Erich Lessing/akg-images: 99; Duell im Atlantik: Bridgemanart.com: 100/111, 12; National Maritime Museum, Greenwich, London: 102, 104/105, 108, 109; New York Public Library/Astor, Lenox and Tilden Foundations, mit freundlicher Genehmigung der Herzogin Medina Sidonia: 103; John Batchelor: 106, 107; The Gallery Collection/Corbis: 110

Triumph eines Verlierers: Index/Bridgemanart.com: 114; Bridgemanart.com: 115

Der Maler und die Macht: Scala: 117, 130; Museo de Arte/SadPatio: 118; Bequest of Benjamin Altman/Metropolitan Museum, New York: 119; Erich Lessing/akg-images: 120, 123, 126/127, 132, 133; Joseph Martin/akg-images: 122; Kunsthistorisches Museum Wien: 124; akg-images: 131

Rebellion im Norden: Aisa/Interfoto: 134; Oronoz: 135; Scala: 137

Das Glaubensgericht: Scala: 138/139; Aisa/Interfoto: 140, 141 (2), 144 (2); akg-images: 142/143; Giraudon/Bridgemanart.com: 145; Lauros/Giraudon/Bridgemanart.com: 146

Die Schrecken des Krieges: Aisa/Ullsteinbild: 148; Christoph Irrgang/Hamburger Kunsthalle/bpk: 148/149, 150/151, 152/153, 154/155

Aufstand gegen das Imperium: Aisa/Interfoto: 156;

Dagli Orti/Archaeological and Ethnological Museum Quito/Art Archive: 157; Dagli Orti/Museo Nacional Bogotá/Art Archive: 158

Vom Werden und Vergehen eines Weltreichs: Index/Bridgemanart.com: 161 o.; Lauros/Giraudon/Bridgemanart.com: 161 m.; Bridgemanart.com: 161 u., 163 o.; Aisa/Interfoto: 163 m., 165 o., 165 u., 167 o., 167 m.; Sotheby's/akg-images: 163 u.; Joseph Martin/akg-images: 165 m.; Erich Lessing/akg-images: 167 u., 168 m.; Alfredo Dagli Orti/bpk: 168 o.; Rue des Archives/PVDE/SV-Bilderdienst: 168 u.

Vorschau: Thomas Hartwell/Corbis: 170; Sandra Vannini: 171 o.; Jürgen Liepe/Agyptisches Museum und Papyrussammlung/SBM/bpk: 171 u.

Karten und Illustrationen: Stefanie Peters: 26, 104, 159, 165 l., 166, 167; Jochen Stuhmann für GEOEPOCHE: 171 m.

Für überlängt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung. © GEO 2008 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg für sämtliche Beiträge.

Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: Atlas Verlag, G+JAG & Co KG.

HERAUSGEBER

Peter-Matthias Gaede

CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRER REDAKTEUR: Cas Rademacher

SENIOR ART DIRECTOR: Johannes Döges

HEFTKONZEPT: PD: Frank Otto

TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg, Dr. Anja Herold, Insa Holst

BILDREDAKTION: Christian Gürler, Roman Rahmacher

Freie Mitarbeit: Lieve Reunes

ART DIRECTION: Tatjana Lorenz

Freie Mitarbeit: Ben Tepler

VERIFIKATION: Linda Bräuer, Olaf Mischler, Andreas Sedlmaier

Freie Mitarbeit: Alice Gaynor, Mara Käpper, Henrike Schröder, Stefan Seidlmair

FACHBERATUNG: Niels Wicker

CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Drost

MITARBEITER DIESER AUSGABE

Friede Weißheit; Jörg-Uwe Albig, Gunna Bendfuss,

Dr. Ralf Bernstorff, Oliver Fischer, Stephan Giesecke, Michaela Hohlfeld, Christian Kraemer, Michaela Münch, Julia Nolte, Alex Röhle, Walter Saller, Dr. Rüdiger Scheide, Karen Schleifer, Johannes Stremmel, Kai Vahlund, Markus Wolff

KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters

SCHLUSSEDAKTION: Dirk Körner

Freie Mitarbeit: Sebastian Schulz; Assistent: Hanemöle Koch

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSSÄSSENZ: Ursula Arendt

REDAKTIONSSERVICE: Stefan Brönn

GEOD-BILDARCHIV: Bettina Behrens, Gudrun Liedmann, Peter Müller

REDAKTIONSBÜRO NEW YORK: Bettina Masi (Leitung), Tina Ahrens, Christof Kalt (Redaktionsservice), 535 Fifth Avenue, 22th floor, New York, NY 10017, Tel. 001-648-884-7120, Fax 001-648-884-7111, E-Mail: geo-newy@geo-magazin.com

Verantwortliche für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Ove Säffle

ANZEIGENLEITUNG: André Frechheit

VERTRIEBSEINHEIT: Dr. Gerd Brüne, Dr. Michael Schaper, Michaela Hohlfeld, Christian Kraemer, Pressevertreter

MARKETING: Julia Duden (Lp.); Anja Stulp

HERSTELLUNG: Oliver Fehling

ANZEIGENBEGÄRTUNG/ANZEIGENVERKAUF: Ute Wangermann, Tel. 040/37 03 29 32, Fax: 040/37 03 57 73

Anzeigenposition: Marco Schütze, Tel. 040/37 03 27, Fax: 040/37 03 56 04

Es gilt die GEO Sonderbedingungen für den Anzeigentext Nr. 04 vom 1. Januar 2008

Heftpreis: 5,00 Euro

ISBN: 978-3-570-19782-0; 978-3-570-19845-4 (Heft mit DVD)

© 2008 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg, Konto 0322800, BLZ 300 500 00 – ISSN-Nr. 1861-6097

Druck: Prinzipal-Druck GmbH & Co KG

Printed in Germany

GEO-LESESERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040/37 03 20 73, Telefax: 040/37 03 54 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND

Jahresabonnement: 45,00 €

Studentenabo: 39,00 €

KUNDENERVICE ALLEMAGEN:

(persönlich)

Mo – Fr 7:30 bis 20:00 Uhr

Telefon: 01805/861 80 01*

Telefax: 01805/861 80 02*

E-Mail: geoepoche-service@guj.de

ABONNEMENT ÖSTERREICH

GEO-Leserservice

Postfach, CH-4002 Luzern

Telefon: 041/329 22 20, Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo-epoche@leser.service.ch

ABONNEMENT ÜBRIGES AUSLAND

GEO-Kundenservice, Postfach, CH-6002 Luzern

Telefon: 041/329 22 80, Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo-epoche@leser.service.ch

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

SCHWEIZ

GEO-Versand-Service

Werner-Haas-Weber

74177 Tübingen

Telefon: 01805/06 20 00*

Telefax: 01805/06 20 00*

E-Mail: service@guj.com

Postfach 5000

A-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805/06 20 00, Telefax: 0049-1805/06 20 00

E-Mail: service@guj.com

*14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen

DAS ALTE ÄGYPTEN



Geschaffen für die Ewigkeit: Seit gut 4500 Jahren künden die Gräber der Pharaonen Chephren (links), Mykerinos und Cheops von der Macht der Götterkönige – und vom Genie ihrer Architekten

Zuletzt erschienene Ausgaben:



Die folgenden Heftthemen:

New York (15. Oktober 2008)

Eine kleine niederländische Kolonie steigt zur Hauptstadt der Welt auf: die Geschichte der archetypischen Metropolis, von 1626 bis 1945.

Die Germanen (10. Dezember 2008)

Wie aus wehrhaften Kriegern und Bauern in den Wäldern Nord- und Mitteleuropas die Erben des Römischen Imperiums wurden.



DIE NÄCHSTE AUSGABE VON **GEOEPOCHE** ERSCHEINT AM 20. AUGUST 2008

Im März 2008 erhebt sich die mächtige Statue des Pharaos Amenophis III. erstmals seit 3200 Jahren wieder auf der Westseite des Nil bei Luxor. Stück für Stück rekonstruieren Archäologen hier den größten Totentempel des Landes

Tore und Mauern schützen um 1200 v. Chr. den Tempel von Karnak. Ihn zu erweitern gehört zu den obersten Pflichten eines jeden Pharaos. Denn hier residiert Ägyptens mächtigster Gott: Amun



Nofretete's Name bedeutet »Die Schöne ist gekommen«. Aber woher die Frau an der Seite des »Ketzer-Pharaos« Echnaton stammt, ist ebenso rätselhaft wie ihr Ende



WEITERE THEMEN

GEBURT EINER HOCHKULTUR:

Wie ein Fürst am Nil seine Nachbarn erschlägt – und damit das Pharaonenreich begründet.

PYRAMIDENBAU: Cheops' Architekten planen um 2600 v. Chr. das perfekte Grabmal, aber der Bau gerät schon bald in Gefahr.

AUFSTIEG ZUR GROSSMACHT:

Durch eine List besiegt Thutmosis III. 1457 v. Chr. bei Megiddo die Fürsten Asiens. Und schwingt sich bald zum Weltenherrscher auf.

METROPOL THEBEN: Der Alltag von Priestern und Bauern, Handwerkern und Tempelsängerinnen in Ägyptens glanzvollster Stadt.

Die Totenstadt von Theben, um 1110 v. Chr.: Acht Schatten huschen durch die Nacht. Mit Meißeln brechen der Grabräuber Amunpanefer und seine Komplizen den verschlossenen Durchgang zur letzten Ruhestätte des Pharaos Sobekemsaf II. und seiner Frau auf. Eilig reißen sie Gold, Silber und Edelsteine von den Särgen, nehmen den Mumien ihre Masken, alle Juwelen und Amulette. Dann legen sie Feuer an die Körper der Toten – und verschwinden so lautlos, wie sie gekommen sind.

Seit mehr als zwei Jahrtausenden herrschen zu jener Zeit bereits die Pharaonen über ein Land, dem der Nil mit seinem fruchtbaren Schlamm Jahr für Jahr reiche Ernten beschert und das die Wüsten im Osten und Westen vor mächtigen Feinden abschirmen. Doch seit dem Tod Ramses' II. im Jahr 1213 v. Chr. berennen immer häufiger fremde Völker Ägyptens Grenzen. Kriege und Bauten belasten die Staatskasse. Die Bevölkerung leidet Hunger.

Der Steinmetz Amunpanefer wird gefasst und unter Folter verhört, bis er gesteht. Die Papyri mit den Protokollen der Vernehmungen haben sich erhalten. Sie sind unschätzbare Zeugnisse aus dem Alltag eines Landes, dessen monumentale Tempel und Gräber jene Menschen, die sie einst mit ihrer Arbeit erschaffen haben, oft vergessen lassen.

GEOEPOCHE wirft einen neuen Blick auf diese alte Zeit. Es berichtet von der Not der Steinhauer-tief im Fels unter der Cheops-Pyramide, von Bürgerkriegen und Fremdherrschaft, von Pharao Thutmosis III., der Ägypten mit militärischem Geschick und kluger Diplomatie zur Großmacht schmiedete.

Es erzählt vom rauschhaften Treiben in Theben während des bedeutendsten Totenfestes des Landes und von jenem Künstler, der in seiner Werkstatt in Amarna um 1340 v. Chr. die heute weltberühmte Büste der Nofretete fertigte. Es begibt sich auf die Spur eines Hethiter-Prinzen, der auf Bitten einer ägyptischen Königin mit seiner anatolischen Heimat an den Nil reiste, um durch Heirat Pharao zu werden – aber niemals ankam.

Und es berichtet von Dieben wie Amunpanefer, die aus Not oder Gier Hand legten an die Schätze der Toten. Ägypten hatte damals seinen Zenit überschritten, dennoch dauerte das Pharaonenreich fort, auch wenn nun Libyer, Nubier, Assyrer, Perser und bald sogar Griechen am Nil regierten.

Rund 3000 Jahre bestand der Staat der Gottkönige, länger als jede andere Hochkultur der antiken Welt. Bis die Römer 31 v. Chr. die letzte Pharaonin besiegen: Kleopatra.



FREU DICH! DU BIST IN SPANIEN



Entdecke Orte, die man tags...
und nachts erleben muss.

www.spain.info

SPANISCHES FREMDENVERKEHRSAMT • www.spain.info/de

10707 BERLIN. Kurfürstendamm 63, 5 OG. Tel: (030) 882 65 43 - Fax: (030) 882 66 61 - berlin@tourspain.es
40237 DÜSSELDORF. Grafenberger Allee 100 "Kutscherhaus". Tel: (0211) 680 39 81 - Fax: (0211) 680 39 85 - duesseldorf@tourspain.es
60323 FRANKFURT / MAIN. Myliusstrasse 14. Tel: (069) 72 50 38 - Fax: (069) 72 53 13 - frankfurt@tourspain.es
80051 MÜNCHEN. Postfach nº 151940. Tel: (089) 530 74 60 - Fax: (089) 53 07 46 20 - munich@tourspain.es
8008 ZÜRICH. Seefeldstrasse 19. Tel: 044 253 60 50 - Fax: 044 252 62 04 - zurich@tourspain.es
1010 WIEN. Walfischgasse 8/Mzz. Tel: (01) 512 95 80 - Fax: (01) 512 95 81 - viena@tourspain.es
Nur für Prospektbestellungen innerhalb Deutschlands: Tel: (06123) 99 134 - Fax: (06123) 991 51 34